 Menzel

Allgemeine Weltgeschichte.

Vierter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von Anfang bis jetzt.

Neu dargestellt

von

Wolfgang Menzel.

In zwölf Bänden.

Vierter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt des vierten Bandes.

Berichtigungen.

Zu Band IV. Seite 8 Zeile 9 von unten lies Bonden statt Barden. S. 38 Z. 6 v. oben l. Frühlingsgotte. Daselbst Z. 13 v. o. l. den st. dem. S. 58 Z. 2 v. o. l. Ragnachar. S. 65 Z. 14 v. u. l. Mundo. S. 78 Z. 10 v. o. l. Volsenersee. S. 84 Z. 8 v. o. l. Jornandes. S. 114 Z. 4 v. o. l. Agilolfinger. S. 133 Z. 1 v. u. l. Bobbio. S. 143 Z. 8 v. o. l. bereichert st. bezahlt. S. 176 Z. 13 v. o. l. Huris. S. 180 Z. 5 (des Textes) v. u. l. überrannt st. übermannt. S. 182 Z. 2 v. o. l. Jsdegertes. S. 183 Z. 5 v. o. l. schon st. sehr. S. 184 Z. 7 v. u. hinter Muhamed l. welcher Aischas Bruder war. S. 197 Z. 8 v. o. l. Zama. S. 202 Z. 5 v. u. l. Eulogius. S. 203 Z. 14 v. o. l. Edrisiden. S. 226 Z. 7 v. o. l. Fachrech-dewlet. S. 311 Z. 3 v. o. l. dem in Mainz. S. 346 Z. 8 v. o. l. Ludwig st. Ludwigs. S. 351 Z. 8 v. o. l. aus Cobbos Geschlecht. S. 366 Z. 8 v. u. l. Ota. S. 367 Z. 2 v. u. l. Moimar. S. 372 Z. 3 v. u. l. Weißenburg st. Straßburg. S. 379 Z. 2 v. o. l. Sommerlebens. S. 385 Z. 17 v. o. l. Brandanus. S. 438 Z. 5 v. o. l. Ostseeprovinzen. S. 455 Z. 17 v. o. l. Anton. S. 469 Z. 14 v. o. l. Slaven st. Avaren.

Erstes Buch.

Die alten Deutschen.

1.

Die deutschen Volksstämme.

Man kennt vom deutschen Volke weder Wurzel noch Hauptstamm, sondern nur weit verbreitete Aeste und Zweige, von denen jeder als selbständiger Stamm gelten wollte. Nicht einmal einen gemeinsamen Namen hatten sie. Unter den Skythen im Osten haben die Griechen und Römer ohne Zweifel auch deutsche Stämme mitbegriffen, wie denn schon aus den Heldenliedern der skythischen Saken die deutsche Verwandtschaft hervorleuchtet; andere Skythen aber waren offenbar Tatarn, Slaven und selbst Mongolen. Den Deutschen verwandt erscheinen auch die Thraker, Daker und Geten. Die Kelten, über die man so viel gestritten hat und noch streitet, waren nach Westen vorgeschobene Stämme, den Iberern in Spanien und den Briten in England fremd, aber den hinter ihnen folgenden Deutschen so verwandt, daß die Römer diese ihre Brüder (Germani) nennen konnten. Hohe und gewaltige Gestalten, eine sehr weiße Haut, blondes Haar und blaue Augen wurden an beiden gerühmt. Indessen unterscheiden sich die Kelten auch wieder von den Germa-

nen, ohne daß darum ihr Zusammengehören geleugnet werden darf. Man kann sich eine richtige Vorstellung von den Völkerschaften, über deren Deutschheit so viel Streit herrscht, nur dann machen, wenn man sie mit neueren Völkern vergleicht, welche theils auf romanischem Boden ihre deutsche Muttersprache verlernten, wie Gothen, Burgunder, Longobarden, Franken, theils auf slavischem Boden und unter dichten Slavenmassen die deutsche Sprache einführten, wie in Oestreich, Schlesien, den Marken. In ganz ähnlicher Art haben sicher schon vor mehr als zwei Jahrtausenden Mischungen deutscher Stämme mit fremden Statt gefunden, so daß bald mehr deutsches Wesen mit fremder Sprache, bald mehr fremdes Wesen mit deutscher Sprache vorkamen, wie noch jetzt.

Der Gesammtname „Deutsche" ist erst im Mittelalter gebraucht worden. Thiuda heißt überhaupt das Volk, jedes Volk (gens, natio). Davon kommt der Name Theodorich oder Dieterich (der Volkreiche oder der Reiche [rex], der das Volk richtet oder regiert).

Tacitus theilt mit, die G e r m a n e n hätten als gemeinsamen Stammvater den Thuisco erkannt, dessen Sohn Mannus habe drei Söhne gehabt, von denen die drei Hauptstämme Ingävonen, Istävonen und Hermionen abstammten. Man könnte versucht seyn, darin die drei später durch ihre Mundart sich wesentlich unterscheidenden Hauptstämme, nämlich die Skandinavier (Dänen, Schweden, Norweger), die Niederdeutschen (Sachsen, Franken, Engländer) und die Oberdeutschen (Gothen, Schwaben, Bayern ꝛc.) wiederzuerkennen. Indeß ist es nicht möglich, jetzt noch die Grenzen zu finden, die v o r der Völkerwanderung zwischen den deutschen Stämmen gelaufen sind. Zu viele ältere germanische Völkernamen sind seitdem untergegangen. Die Dreitheilung nach den Hauptmundarten kehrt übrigens auch in den Gesetzen wieder. Die ältesten, wenn auch schon lateinisch geschriebenen Gesetze der Franken, Thüringer, Longobarden, Friesen, Sachsen sind unter einander verwandt, aber verschieden von den skandinavischen und auch von den süddeutschen, d. h. gothischen, burgundischen, alemannischen und bayrischen.

Es fällt auf, daß die Germanen, wie sie Cäsar und Tacitus

in Belgien und am Rhein kennen lernten, in so gar kleine Völkerschaften zersplittert waren. Entweder waren es Sippschaften, Clane, Horden, Tribus, die aus einer einzigen Familie sich allmählig zu einem Völkchen vermehrt hatten, oder ursprünglich nur Gefolgschaften und Ausgewanderte, die sich von ihrer Heimath abgezweigt und neuen Boden gesucht hatten. Jedenfalls hatte der in der deutschen Art liegende Sonderungstrieb große Schuld, daß auch die schon lange in einem Lande festsitzenden Stämme immer noch in politisch völlig von einander unabhängige Gaue und Gemeinheiten getrennt blieben, wie noch die Alemannen bis zur Bekehrung und die Schweizer bis auf die neueste Zeit. Wie unbrüderlich ein Stamm oder auch nur ein Gauvolk den deutschen Nachbar unterdrückte, davon gab die Verfolgung der Usipeten ein schlagendes Beispiel. Wie sich auch innerhalb desselben Stammes die einander nahe verwandten Familien haßten und befehdeten, hat uns das Beispiel von Segestes und Arminius gezeigt. Nur gegen einen gemeinsamen Feind zur Abwehr oder zum Angriff verbanden sich zuweilen auf kurze Zeit mehrere Stämme, so unter Ariovist, Arminius, Marbod. Als einer Ausnahme erwähnt Tacitus des Suevenbundes, der von hundert Gauen auf längere Dauer geschlossen war, nachher aber doch wieder zerfiel. Mit dem Namen Gau wurde der Landstrich bezeichnet, in welchem sich ein Stamm bleibend niedergelassen hatte. Alle sind von Osten her eingewandert, alle behielten noch lange die Neigung weiter zu wandern. Die Jagdlust, Wanderlust, Kriegslust, Abenteuersucht war ihnen angeboren. Sie hatten, wie Cäsar und Tacitus ausdrücklich melden, keinen Privatgrundbesitz, sondern besaßen das Land gemeinsam und vertheilten es jährlich zum Anbau. Die junge Mannschaft, die bei Vermehrung der Bevölkerung im Heimathsgau nicht mehr Platz hatte, suchte sich mit dem Schwert eine neue Heimath zu erobern.

In den ebenen Steppen am Tanais (Don), von wo nach den ältesten Nachrichten die Deutschen herkamen, verstand sich das Nomadisiren von selbst. Indessen dürfen wir uns die alten Deutschen nicht alle als wandernde Hirten- und Räuberstämme denken. Ein

großer Theil derselben hat sicher schon in sehr früher Zeit feste Sitze gehabt, Thraker, Daker, Geten. Der Zusammenhang dieser alten Völkerschaften mit den Gothen, der Unsterblichkeitslehre des Zamolxis mit der nordischen Walhalla läßt sich nicht verkennen. Bemerkenswerth ist, daß die Gothen vornehmlich als Reiter, die Franken als Fußvolk fochten. Jene scheinen länger nomadisirt, diese früher den Acker gebaut zu haben.

Im Allgemeinen kehrt bei den alten Deutschen derselbe Grundzug der Ritterlichkeit und des Familiensinnes wieder, der die ältesten Pelasger, Illyrer, Makedonier, Griechen und Römer in ihrer noch unverdorbenen Zeit charakterisirte, und heute noch bei den kaukasischen und tatarischen Völkern gefunden wird. Das ritterliche Wesen, die Kampfbegierde und Lust der Waffen, so wie die Achtung des Weibes und Heilighaltung der Familienbande war den alten Deutschen mit den andern nordischen Ariern gemein. Das Eigenthümliche aber, was sie von allen andern unterschied, war von jeher etwas Grobes und Ungeschlachtes bei einer größern Tiefe und Kraft des Gemüths. Der Deutsche ist heute noch ungeschliffener als der Romane und namentlich unmäßiger im Essen und Trinken. Die Gabe der Deutschen, ungeheuer viel geistiges Getränk zu vertragen, und ihre Lust, sich darin zu berauschen, hat von jeher die andern Völker in Erstaunen gesetzt. Daneben bemerkt man an den Deutschen häufig Trägheit des Geistes, Phlegma oder blödes Wesen, Unbeholfenheit und dumme Gutmüthigkeit, die sich leicht übertölpeln läßt. Um solcher Eigenschaften willen pflegten sich die deutschen Stämme schon in uralter Zeit gegenseitig zu verspotten und schon von den Herulern wurden Geschichten erzählt, wie wir sie später in den Schwänken von den blinden Hessen oder von den sieben Schwaben finden. Allein alle jene Mängel wurden aufgewogen, wenn es darauf ankam oder das deutsche Volk gereizt war, durch einen Sturm und Drang, wie er keinem andern Volke eigen war und weshalb er als furor teutonicus sprichwörtlich wurde, durch eine eben so sprichwörtlich gewordene Güte, Treue, Biederkeit, Ehrlichkeit, durch die Keuschheit und Häuslichkeit der Frauen, durch die

hohe Achtung des weiblichen Geschlechts und durch einen zarten Sinn für die Natur. Andere alte Völker hatten eine Scheu vor der Natur, in der sie nur den Kerker der Seele erblickten, wie die Inder, oder in der ihnen vieles nur dämonisch erschien, wie den Persern und Juden; oder sie brauchten die Natur gleichgültig nur zu ihren Zwecken, wie Griechen und Römer. Die Deutschen allein sahen in der sie umgebenden Natur ein schönes Wunder, hatten ein tiefes Gefühl für die Landschaft, für den Wald, die Gebirge, die Heimath und standen mit den Geistern der Natur in einem bald hochromantischen, bald ironischen Verkehr, wovon noch die Volkssagen voll sind.

Den Wald müssen wir uns vorzugsweise als den Hintergrund des alten deutschen Lebens denken. Wenn auch ein großer Theil deutscher Stämme eine Zeitlang in den osteuropäischen Steppen nomadisirt haben mag, so drangen sie doch nachher alle in die Tiefen der ungeheuren Wälder ein, welche ganz Deutschland bedeckten und großentheils noch immer bedecken, denn kein Land in der civilisirten Welt ist so waldreich, wie das unsre. Die Römer bebten vor den Schrecknissen des Urwalds zurück. Die Deutschen aber wurden darin heimisch. Waren sie je ein Hirtenvolk gewesen, so wurden sie gewiß zu einem Jägervolke und Ackerbau lichtete den Tannenwald erst sehr allmählig. In der Einsamkeit der Wälder erhielt sich die keusche Sitte der Frauen, der Freiheitssinn der Männer am sichersten. Die Jagd aber bot ihnen nicht genug Nahrung und machte sie keck zu Abenteuern; die Waldeinsamkeit weckte in ihnen den romantischen Sinn zur Ferne. Andere Völker hat die fruchtbare Ebene oder das Meer erzogen, wir Deutsche waren Kinder des Waldes.

Tacitus, der größte unter den römischen Geschichtschreibern, hat uns die Ehre angethan, in einem eigenen Buch (Germania) das deutsche Volk zu schildern und seine Tugend dem verderbten Römervolk der Kaiserzeiten als beschämenden Spiegel vorzuhalten. Was er von den Germanen am Rhein und an der Donau erzählt, wird überall bestätigt durch andere uns noch aus der Heidenzeit erhaltene Nachrichten, insbesondere durch die nordischen Sagas, und am Ende ist sich der Grundzug im Charakter des Volks bis heute treu geblie-

ben. Was Tacitus an den Germanen am meisten tadelt, ist ihre Uneinigkeit, die nie endende Fehde unter ihren Stämmen, ihr ewiges Sichselbstzerfleischen. Die Deutschen selbst nannten das Neid und tadelten es immer einer am andern, nur keiner an sich selbst. Der Neid gehört leider mit in den Grundzug des deutschen Volkscharakters. Wie wir ihn bei Segestes, Marbod, Sarus, Gainas ꝛc. hervortreten sahen, so kehrt er in der Geschichte der deutschen Stämme beständig wieder und spiegelt sich im Nibelungenliede am schrecklichsten in der unheimlichen Gestalt des grimmen Hagen ab.

2.

Landsgemeinden und Gefolgschaften.

Tacitus fand die Germanen im Uebergange aus der patriarchalischen Familien- und Stammverfassung zu der vertragsmäßigen Gemeindeverfassung. Es gab nämlich noch Stammfürsten uralten Geschlechts, die man auch noch hochehrte, die aber die väterliche Gewalt über den ganzen Stamm bereits an die Volksversammlung, an die Gesammtheit freier Männer verloren hatten. Diese kam an jedem Neumond zusammen, entschied über alle gemeinsamen Angelegenheiten und hielt Gericht, wobei, wenn nicht bestimmtes altes Herkommen und Gesetz entschied, die mehrere Hand den Ausschlag gab. Zu des Tacitus Zeit schon ganz eben so, wie noch viele Jahrhunderte später in Schweden, Norwegen, Friesland und wie noch in der jüngsten Zeit in den Schweizer Landsgemeinden. Die Versammlung hatte eine religiöse Weihe, indem Opferthiere geschlachtet und nachher bei fröhlichem Mahle verzehrt wurden, vor allem Pferde, deren Fleisch die alten Deutschen vorzüglich gern aßen. Dazu wurde tüchtig Meth oder Bier getrunken. Wein war in den älteren Zeiten vor dem Einbruch der Deutschen in das römische Reich so selten und kostbar, daß die nordische Edda (in deren Liedern die altnordische Götterlehre erhalten ist), indem sie von der

himmlischen Walhalla, in welcher der höchste Gott Odin (Wodan) alle rühmlich gefallenen Helden an seine Tafel rufen wird, erzählt, den Odin allein Wein trinken läßt, während die andern sich mit geringerem Stoff begnügen müssen. Tacitus sagt übrigens ausdrücklich, die Germanen hätten beim Gelage nur verhandelt, und immer erst am nüchternen Morgen abgestimmt und Beschlüsse gefaßt (deliberant, dum fingere nesciunt, constituunt, dum errare non possunt).

Neben diesen offenen und geregelten Parlamenten konnte die Herrschaft eines Einzelnen nicht aufkommen. Jeder Befehlende oder Verwaltende wurde erst von der Gemeinde gewählt. Zum Vorsitzenden der Landsgemeinde und des Gerichts, der zugleich den Opfern vorstand, wählte man einen aus dem Geschlecht der alten Stammfürsten, d. h. aus dem Blutadel, der in der Regel seine Abstammung von den heidnischen Göttern herleitete. Ein solcher hieß Richter, gothisch Reiks (lateinisch rex), bei den Burgundern Sinnist (der älteste), angelsächsisch Wald (der waltende). Zum Anführer im Kriege aber wählte und zwar nur für die Dauer desselben die Landsgemeinde einen Herzog (dux), nicht nach vornehmer Geburt, sondern nach der Fähigkeit. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt, nec regibus infinita et libera potestas, sind die Worte des Tacitus, wie auch die folgenden: den Deutschen befiehlt man nicht, sie regiert man nicht, sie thun alles, was sie haben wollen, Germanos non juberi, non regi, sed cuncta ex libidine agere. Darum nennt auch Lucanus die Freiheit ein deutsches Gut, libertas germanicum bonum. Tacitus dachte schmerzlich an die Sklaverei der Römer, indem sich sein Auge an dem herzerfreuenden Schauspiel weidete, welches ihm die Deutschen in ihrer Freiheit gaben. Florus beklagte in demselben Sinn die Griechen: die Deutschen haben von Natur, was die Griechen mit aller Kunst nicht zu Stande bringen.

Aus den unscheinbaren Landsgemeinden der alten Deutschen bildete sich das ganze europäische Verfassungswesen heraus nach dem Grundsatz, daß der Einzelne sich nicht etwa einem allgemeinen Staatswohl zu opfern, sondern im Gegentheil der Staat lediglich das Recht des Einzelnen zu schützen habe. Eine Staatsgewalt gab es für die

alten Deutschen nur durch Uebertragung der im freien Willen Aller ruhenden Souveränetät auf Einen, den man dazu bedingungsweise und nur auf bestimmte Zeit gewählt hatte. Dadurch blieb dem Einzelnen seine persönliche Ehre als freier Mann gesichert und ohne dieses Verhältniß wäre es nicht möglich gewesen, der ganzen Nation ihren ritterlichen Charakter zu bewahren. Das Vorhandenseyn so vieler freier und ehrenhafter Männer machte allein möglich, daß die neueuropäische Gesellschaft eine ganz neue Entwicklung im Mittelalter erleben konnte, die unter Griechen und Römern auch trotz des Christenthums nicht mehr möglich gewesen wäre. Mit Recht sagte daher der berühmte englische Geschichtschreiber Hume: Alles, was noch in der Welt ist von Freiheit, Ehre, Edelmuth und Würde, verdanken wir diesen großmüthigen Barbaren. Und der Franzose Montesquieu: Die Freiheit, diese schöne Sache, ist in den deutschen Wäldern erfunden worden.

Die Bedingung der persönlichen Freiheit bei den alten Deutschen war seine Bewaffnung, sein Antheil an der Volkssouveränetät in den monatlichen Volksversammlungen und sein freier Wohnsitz. Die Germanen wohnten niemals beisammen, sondern in getrennten Höfen, jeder für sich. Von Städten wußten sie nichts. Sie haßten alle Mauern, als Gefängnisse. Durch dieses zerstreute Wohnen auf Einzelhöfen ging ihnen wohl viele Bildung ab, allein sie erhielten sich in der alten Freiheit und Mannhaftigkeit und entarteten nicht zu einem Stadtpöbel, wie Griechen und Römer.

Den Kern des Volks bildeten die freien Familienväter, in Skandinavien Barden (Wohnende), im Süden Herimannen, Arimannen (von Heer oder von Ehre), wovon noch der Name Herr kommt, auch freie Bauern (liberi barones) genannt. Höhern Adel sprachen nur wenige altberühmte Geschlechter an. Ein zahlreicherer Adel entstand erst später nach den großen Eroberungen in der Völkerwanderung, indem die Waffengenossen des Eroberers als höherer Stand den Unterworfenen übergeordnet wurden. Als Grundbesitzer dürfen wir uns aber jene alten Freien nicht denken, weil sie das Land gemeinsam besaßen und jährlich neu theilten. Cäsar und Tacitus,

welche sie am besten kannten und am ausführlichsten von ihren Einrichtungen geschrieben haben, sprechen nie von einem forterbenden Grund und Boden, sondern nach ihnen bestand aller Reichthum der Germanen nur aus Vieh, Waffen ꝛc. Das Haus selbst, weil es von Holz war und leicht abgebrochen werden konnte, gehörte zur Fahrhabe.

Von den Knechten der freien Deutschen wird man sich eine richtige Vorstellung machen, wenn man die Strenge, aber auch Gutmüthigkeit reicher Bauern auf ihren Höfen heute noch beobachtet. Zu dienen, war auch dem freien Deutschen keine Schande. Die jüngeren Brüder dienten dem älteren. Knaben wurden häufig in andere verwandte oder gastfreie Familien geschickt und dienten dort. Das Urbild aller deutschen Helden, Sifrit, war ein Dienstmann. Die höchsten deutschen Amtstitel kommen von Knechten her. Der Mareschalk war ursprünglich Pferdeknecht, der Seneschal Viehhirt, Hüter der Sennen, wie sie heute noch in den Alpen heißen. Eigentliche Sklaven waren gewiß nicht zahlreich und nur Gefangene oder gekaufte Knechte von einem fremden Volke. Der allgemeine Gebrauch des Wortes Sklave bei den Deutschen wie des Wortes servus (s. v. a. Serbier, Sorbe) bei den Römern deutet darauf hin, daß schon längst die Mehrheit der Sklaven aus den Slavenländern kam.

Die Gesetze der alten Deutschen bezogen sich nur auf das Privatrecht, waren aber sehr genau abgezirkelt, um die Eigenthumsrechte jedes Einzelnen zu wahren. Im Naturstande rächte jeder die ihm widerfahrene Beleidigung selbst und die Ehre der Familien gebot die Blutrache. Die erste gesetzliche Regelung derselben war der Zweikampf vor Gericht und das Gottesurtheil in einer Feuer- oder Wasserprobe. Der Zweikampf blieb auch noch später bestehen, besteht heute noch und wird bei allen Völkern germanischen Blutes niemals aufhören. Neben ihm kam aber schon frühzeitig das s. g. Wergeld auf, welches der Mörder oder Beleidiger der Familie des Ermordeten oder dem Beleidigten auszahlen mußte und wodurch er sich von jeder weiteren Rache und Strafe loskaufte. Wahrscheinlich kam man überein, ein solches milderes Auskunftsmittel zu wählen, weil sonst das wechselseitige Morden unter den Genossen desselben Stammes

gar nicht aufgehört hätte und der Stamm um zu viele tapfere Männer geschwächt worden wäre. Das Wergeld wurde verschieden bemessen, nach der Größe des Schadens nicht allein, sondern auch mit Rücksicht auf den Stand des Thäters. Wer einen freien Mann erschlug, zahlte ein höheres Wergeld, als wer einen Knecht erschlug, je höher aber der Rang des Thäters war, um so höher wurde ihm auch das Wergeld angesetzt. Am höchsten wurden Beleidigungen der Frauen bestraft, zwei- bis dreimal so hoch als die der Männer, denn die Ehre gebot, des wehrlosen Geschlechtes zu schonen.

Die Frauen standen überhaupt in hohem Ansehen. Die Deutschen glauben, sagt Tacitus, es sey etwas heiliges und prophetisches in ihnen (inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant). Sie übten die Heilkunde, waren Seherinnen, verkündeten die Zukunft und standen hoch im Rathe der Männer. Die Ehe wurde heilig gehalten. Nichts rühmten die Römer so sehr, als der deutschen Frauen Sittsamkeit (nec ullam morum partem magis laudaveris). Verbrechen gegen die weibliche Ehre wurden unnachsichtlich mit dem Tode bestraft. Für befleckte Keuschheit, sagt Tacitus, ist dort keine Verzeihung, denn niemand lacht dort über Laster, und Verführen und Verführtwerden heißt dort noch nicht der Zeitgeist. Die alten Deutschen hielten die Schonung der Herzensschwächen nicht für so dringend, um darüber die öffentlichen Sitten erschlaffen und das ganze Volk lüderlich werden zu lassen. Neben der unbefleckten Ehre und Reinheit forderte der Germane auch volle Gesundheit und Kraft des Körpers. Krankhafte Kinder wurden gleich nach der Geburt getödtet. Noch bis tief ins Mittelalter hinein durfte keiner König seyn, der nicht vollkommen gesunde Glieder hatte. Im Kriege unterschied man die Landwehr oder das Volksaufgebot in Masse, den Heerbann zur Vertheidigung des Landes, von den freiwilligen Gefolgen und Waffenbrüderschaften. Jeder freie Mann war wehrhaft und seine Waffen waren zugleich sein Wappen, denn beides ist ein Wort. Die Sitte, nach welcher jeder Stamm sich durch Schildwappen und Helmzier unterschied, scheint uralt und herrschte auch schon bei den Galliern. Die Schilde unterschieden sich durch verschiedene Farben und Figuren,

die Helmzier entstand aus den Stier=, Eber=, Bären= und Wolfs=köpfen, welche sich die alten Deutschen über den Kopf zogen, indem sie das Fell als Mantel gebrauchten. Wenn ein kühner und berühmter Held auf Abenteuer ziehen wollte, so schloßen sich ihm die Kriegslustigen besonders aus der Jugend an und diese bildeten dann sein Gefolge, oder die junge Mannschaft, welcher die Heimath zu enge wurde, wählte sich einen tüchtigen Führer. Diese standen dann als Waffenbrüder in einer engeren Verbindung mit einander und waren ihrem Führer freiwillig so sehr verpflichtet, daß sie sich nie von ihm trennen durften. Wenn die Menge einen solchen Führer wählte, hob sie ihn auf einem Schild empor. Ihren Blutbund schloßen die Waffenbrüder, indem sie sich verwundeten, ihr Blut in die Erde zusammenlaufen ließen und mit Rasen zudeckten. Im Kampfe selbst schrieben sich die Deutschen lange Zeit dieselben Ehrengesetze vor, die sie bei den Zweikämpfen beobachteten. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art gaben die Kimbern bei Vercelli. Sie verachteten alle Kriegslisten, verschmähten es, sich hinter Mauern zu schützen und traten dem Feind immer offen und ehrlich entgegen, bis sie erst im Kampf mit Rom lernen mußten, wie gefährlich im Kriege die allzugroße Ehrlichkeit sey.

Die Treue der Gefolgschaften und Waffenbrüder blieb aber bis tief ins Mittelalter der Grundzug deutscher Krieger. Sofern diese „Mannen" zum Lohn ihrer Tapferkeit Lehengüter von ihren Kriegsherrn empfingen, dauerte die persönliche Verbindlichkeit derselben auch im Frieden fort. Ihre Treue selbst gegen undankbare und ungerechte Herrn wird in altdeutschen Heldenliedern gepriesen, wie hinwiederum die Treue der Führer gegen ihr Gefolge. Die heldenmüthige Aufopferung erscheint hier aber immer als Sache des Gemüths, als Handlungsweise eines ehrlichen Mannes, der untreu zu seyn nicht über sein Gewissen bringen konnte. Das Opfer ist das gleiche, aber der Beweggrund ein anderer wie in der stoischen und Römertugend.

Die Könige der Deutschen stammten wohl aus sehr alten Geschlechtern, gelangten zu ihrer Macht aber nur als Heerführer. König kommt her von chun, Geschlecht, so daß sich auch der kleinste

Häuptling in Norwegen König nannte. Der Name wurde jedoch im Süden auf die mächtigeren Heerführer, welche größere Reiche gründeten, beschränkt.

3.

Altdeutsches Heidenthum.

Die ältesten Nachrichten über Glauben und Gottesdienst der Germanen sind von Römern niedergeschrieben und ziemlich dürftig. Doch erkennen wir daraus, daß die göttlichen Wesen nicht in Tempeln verehrt wurden, sondern nur in der freien Natur, im geheimnißvollen Waldesrauschen, im Dunkel heiliger Haine, unter einem uralten Riesenbaum, auf dem Gipfel der Berge, an heiligen Quellen und Wasserfällen, an heiligen Seen. Oft wird einer magischen Nachtfeier gedacht unter Bäumen, auf denen Lichter brannten (wie noch jetzt auf den Weihnachtsbäumen), und bei Gelagen. In den nordischen Sagen lesen wir noch, wie die Bonden (freie Bauern) die Opferpferde schlachteten und dann bei nächtlichem Schmause verzehrten. Bei einem solchen Schmause wurden die Katten überrascht und die Göttin Tanfana, der zu Ehren man schmauste, läßt sich vielleicht aus mit Lichtern und Fahnen behangenen Tannen erklären. Als eine besonders heilige Stätte für alle umwohnenden Volksstämme bezeichnet Tacitus den See und Hain der Göttin Nerthus (gewöhnlich Hertha genannt) auf einer Insel der Ostsee. Die Göttin wird als „Mutter Erde" bezeichnet und hielt jährlich, aus dem See kommend und wieder in denselben zurückkehrend, verhüllt auf einem Wagen, den zwei Kühe zogen, eine Umfahrt, und während dieser Zeit mußten alle Waffen ruhen und heilige Stille im Lande herrschen. Andrerseits erfahren wir wieder von blutigen Menschenopfern, welche die alten Deutschen ihrem Siegesgotte nach gewonnener Schlacht darbrachten.

Die Todten wurden von den alten Deutschen wie von den

Griechen und Römern verbrannt und die Asche mit Waffen und Geräth unter Erdhügeln geborgen, erst später, nicht lange vor der Bekehrung zum Christenthum, wurden sie begraben. Man unterschied deshalb im Norden das Brandalter vom Grabalter. Aus dem Umstande, daß man den Todten Waffen, Schuhe, sogar Speisen und Getränke mitgab, erhellt der Glaube an Unsterblichkeit, denn die Gestorbenen sollten sich der mitbegrabenen Gegenstände in der andern Welt bedienen. Der kleine Serpentinstein, in Form eines Hammers, den man gewöhnlich in altdeutschen Gräbern findet, bedeutet den Hammer des Donnergottes, den Blitz, der im ersten Frühling die unter der Erde begrabene Pflanzenwelt wieder aufweckt. Denselben Hammerstein warf man bei Hochzeiten der Braut in den Schooß gleichfalls als Sinnbild des neuen Lebens.

Von einer geschlossenen Priesterschaft oder von Druiden kommt bei den Germanen nichts vor. Das priesterliche Amt, Opferung, Weihung, Fürbitte und Dank, verrichtete für die Familie der Hausvater, für das Volk der Häuptling oder König. Begeisterte Frauen, Seherinnen, die im Namen der Götter redeten, waren immer nur Ausnahmen, wie die Sibyllen der Römer. Die religiöse Ueberlieferung wurde nicht in einer Priesterkaste, sondern nur in den Familien fortgepflanzt, welche selbst von den alten Göttern und mythischen Heroen abzustammen sich rühmten, und nahm daher, wie bei den Griechen, mehr den Styl von Heldenliedern als den eines Lehrbuchs an. In den Liedern der alten Edda enthüllt sich uns indeß dennoch ein System, denn auch die freie Dichtung durfte von dem ernsten Grundgedanken, der das ganze religiöse Gebäude trug, nicht abweichen.

Bei den Germanen fanden die Römer, wie bei den Galliern, als höchsten Gott den Mercurius, dann Gottheiten der Sonne, des Mondes und des Feuers (Blitzes), der Mutter Erde, des Krieges rc., also im Allgemeinen dieselben Stern- und Elementargötter, die schon in Indien, Babylon, Assyrien, Aegypten und von Griechen und Römern verehrt worden waren. Damit stimmen nun auch alle spätern Nachrichten überein. Die Götter der Edda sind dieselben

wie bei Tacitus. Odin oder Wodan ist Mercurius, Thor oder Dunar der Feuergott, Bertha oder Holle die Sonnengöttin, Tyr der Kriegsgott ꝛc.

Was dabei zuerst auffällt, ist, daß den höchsten Rang unter den Göttern hier weder wie in Vorderasien der Sonnengott, noch wie bei den Indern, Griechen und Römern der Donnergott, sondern wie bei den Galliern Mercur einnimmt, ein Gott, dem die Griechen und Römer arge Listen, aber auch die Erfindung der Schrift und überhaupt anstatt der physischen Macht und sittlichen Größe nur Geist zuschrieben. Ein solcher Gott scheint für die groben und ehrlichen Deutschen nicht zu passen, und um so mehr muß man erstaunen, wenn man in der Edda den Odin geradezu als einen bösen Gott charakterisirt findet, obgleich ihm der höchste Rang verbleibt. Wie es nun scheint, ist die böse Seite an Odin erst nach und nach mehr hervorgetreten. Aus dem unermeßlichen Schatze deutscher Volkssagen, deutschen Volksaberglaubens ꝛc., worin sich die heidnischen Erinnerungen noch lebendig erhalten haben, läßt sich unwidersprechlich eine ältere Periode des deutschen Heidenthums nachweisen, in welcher der Donnerer, wie ein strenger, aber guter Vater, die Frau Holle oder Bertha, wie eine strenge aber gute Hausmutter die Natur und Menschenwelt regierten. In ältern Nachrichten vom Gottesdienste in Norwegen findet man in der That nicht Odin, sondern Thor noch als Hauptgott, eben so in der sächsischen Abschwörungsformel zu Karls des Großen Zeit, und selbst in der Edda macht Thor als Gott des gemeinen Volkes dem Odin als Gott des Adels derbe Opposition. Das hat ganz den Anschein, als vertrete Thor ein älteres besiegtes Volk und Odin ein neues, welches Herr wurde.

Inzwischen sind die ältern Naturgötter mit dem spätern Odin in die höchste Götterreihe der Asen vereinigt worden.

Eine sehr eigenthümliche Ausnahme macht in der Edda die Götterreihe der Vanen, die ausdrücklich von den Asen unterschieden werden und etwas niedriger als diese stehen, auch nur Naturgötter sind, aber nicht den ganzen Kreis der alten Naturgötter umfassen. Ich halte sie für solche Götter, die aus dem dionysischen Kreise vom

Süden her zu irgend einer Zeit in den Glauben der alten Deutschen eingedrungen sind. In Freyr, dem weichen, waffenlosen, dem Hand und Schwert entrissen worden und den man ithyphallisch darstellte, ist ein Dionysos, Attis, Adonis, der sterbende Gott, der die im Winter hinwelkende Vegetation oder den gleichsam dahinsterbende Sommer bedeutet, nicht zu verkennen. Eben so ist seine Schwester Freyja nichts anderes als die uralte Liebesgöttin, Libera neben Liber, Aphrodite neben Dionysos.

Unter den Asen steht Odin (Wodan) oben an, den die Römer Mercurius nennen. Der Name schon bedeutet etwas Geistiges, denn er hängt mit Athem und Wehen zusammen. Auch bezeichnet ihn die Edda als den Urzauberer, der seine Gestalt oft wechselt, sich in seinen Wunschmantel verhüllt und durch seinen Wunschhut unsichtbar macht. Zwei Raben, die nach zwei Seiten hin durch die ganze Welt fliegen und wieder zurückkommen, sagen ihm ins Ohr alles, was geschieht. In ihm allein beruht alle Macht, er allein verleiht Sieg, Glück, Reichthum. Bei einem so kriegerischen Volke, wie das Deutsche, war er vorzugsweise Siegesgott. Wenn er seinen Todesspeer Gungnir über die Schlacht warf, mußten alle Krieger, die dessen Schatten berührte, fallen. Die todten Helden aber nahm er zu seinen Tischgenossen auf in Walhalla (Todtenhalle), einen ungeheuer großen und prachtvoll mit Schilden geschmückten Saal im Himmel, wo sie mit ihm aßen und tranken, von reizenden Valkyrien bedient. — Der eigentliche Kriegsgott Tyr oder Dis verschwindet fast hinter dem Siegesgott Odin.

Neben Odin steht in der Edda seine Gemahlin Frigg, ohne Zweifel dasselbe Wesen, was in Norddeutschland Frau Holle, in Süddeutschland Frau Bertha hieß, und vielleicht auch die Nerthus des Tacitus, jedenfalls die höchste weibliche und mütterliche Gottheit, Vorsteherin des Hauses und der weiblichen Arbeit, daher das Sternbild des Orion ihr Spinnrocken hieß.

Thor, in Deutschland Donar genannt, der Donner, heißt zwar Odins Sohn, tritt ihm aber schroff genug entgegen und steht ihm oft auch voran, so daß er unverkennbar ein älterer, nur von

Odin zurückgedrängter Gott war. Er bekämpft hauptsächlich die bösen Riesen des Winters und schützt die Saaten. Seine Gattin Sif, welcher die schönen blonden Haare abgeschnitten werden, bedeutet das Kornfeld. Er galt als Schutzherr wie des Ackerbaus, so der Bauern überhaupt und man dachte sich ihn fahrend auf einem Wagen, den Odin als Schutzherrn des Adels immer reitend. In Thor wurde auch die deutsche Grobheit und Ehrlichkeit, in Odin dagegen die adelige Feinheit und vornehme Arglist personificirt.

Ein anderer Sohn Odins war Baldur, der weiße, reine, der Inbegriff aller Güte und Gerechtigkeit, der aber eben deshalb in dieser schlechten Welt untergehen mußte. Von seinem blinden Bruder Hödur mit einem Mispelzweig getödtet, versank er in die Unterwelt und soll erst am Ende der Zeiten wieder auferstehen, um die künftige bessere Welt zu regieren. Man darf ihn für den alten Baal, Helios, Apollo halten und zwar ursprünglich in der Bedeutung des jährlich sterbenden Sonnengottes. Allein er ist in eine viel höhere Sphäre der Speculation erhoben. Er bedeutet nicht mehr das Sonnenlicht, sondern das Licht und die Reinheit der Seele, das Wahre, Gute, Rechte im sittlichen Leben der Menschheit.

Als jüngster Sohn Odins galt Vali, der Frühling, welcher den Tod Baldurs rächte. In diesem sinnigen Mythus liegt kein anderer Sinn als der: seitdem durch die Sündhaftigkeit der Menschen das ursprüngliche Paradies oder der Frieden, den gute Menschen ewig hätten halten sollen, verloren ging, blieb wenigstens noch der jährlich wieder sich verjüngende Frühling als Trost der Menschen und als immerwährende Mahnung, daß auch der ewige Frühling einst mit Baldur wiederkehren werde. Ganz dieselbe Idee liegt in der Mythe von der Iduna-Nana-Menglöd, die als Wittwe des Baldur in der ewig sich verjüngenden irdischen Natur die Idee der Unsterblichkeit bewahrt und hütet, bis ihr Geliebter sie einst aus der irdischen Gefangenschaft erlösen und in seinen Himmel abholen wird.

Die übrigen Asen haben eine minder wichtige Stellung, wie z. B. Uller, Gott des Winters, Bragi Gott der Dichtkunst, Forsete (Baldurs Sohn), Gott des Rechts, oder ihr Wesen ist nicht mehr

ganz klar zu erkennen, wie bei Njördr, Heimdallr, bei Odins Brüdern Vile und Ve.

Unter den halbgöttlichen Wesen treten am bedeutendsten die drei Nornen hervor, die gleich den römischen Parzen und griechischen Mören jedes Menschen Schicksal weben. Der Meergott Aegir gehört mehr zu den Riesen als zu den Göttern. Ebenso Loki, der böse Feuergott, dessen Tochter Hel, auf einem dreibeinigen Pferde reitend, die Todes- und Höllengöttin ist.

Die Namen der alten Hauptgötter haben sich noch in denen unserer Wochentage erhalten, im Dienstag Dis oder Tyr, im Wodanstag (Mittwoch) Odin, im Donnerstag Thor, im Freitag Freyja.

4.

Gemüthliche Naturansicht der alten Deutschen.

Die höchst eigenthümliche und uns heute noch anmuthende Ansicht unserer heidnischen Vorfahren von der Natur, worin sich unverkennbar schon in den ältesten Zeiten das echte deutsche Gemüth aussprach, ist folgende:

Nach der Edda war im Anfang Ymir, der Urriese, der Inbegriff der gesammten Materie. Ihn tödtete Odin, der Geist, und sofort zerfiel er in die Elemente. Also war eine Tödtung und nicht eine Zeugung Ursache der Schöpfung. Ymirs Fleisch wurde zur Erde, seine Knochen zu Bergen, das Blut zum Meere, das Hirn zu Wolken. Nach einer andern nordischen Sage zeugt der Urriese der Erde, Fornjotr, drei Söhne, Meer, Feuer und Wind. Unter den Riesen sind also die ersten Elemente und ihre rohen Producte verstanden und auch ihre Namen bedeuten Berge, Steine, Eis, Schnee &c. Nach der nordischen Hervararsage lebten die Riesen anfangs ganz allein und friedlich beisammen unter dem König Godmund. Da entstunden die Zwerge und Elben gleichsam als Würmer im

Leichnam des Ymir, als die Genien der Pflanzen- und Thierwelt. Diese neue, im Vergleich mit der Riesenwelt nur zwerghafte Welt hieß Alfheim, die Heimath der Elben. Deren König hatte eine so schöne Tochter, daß der Riese Starkather sie entführte. Aber sie wurde ihm durch den Donnergott wieder entrissen, d. h. der Winter entführt, indem er die Wälder entblättert und die Wiesen unter Schnee begräbt, gleichsam die ganze Pflanzenwelt, die aber beim ersten Frühlingsgewitter wiederkehrt. Seitdem nun ist der Frieden auf Erden gestört. Die Riesen sind erbost über die Zwerge und noch mehr über die Menschen, als diese sich ebenfalls einfinden und ihnen die Herrschaft über die Erde streitig machen. Daher glaubt das Volk in Norddeutschland, die in den Ebenen zerstreut liegenden s. g. erratischen Felsblöcke seyen von Riesen geschleudert worden, um menschliche Wohnungen, besonders Kirchen zu zerstören. Seltsam gebildete Felsen und Berge in Schweden und Norwegen, wie in den deutschen Alpen, gelten als Riesen, die durch einen Zauber, den man in heidnischer Zeit der Sonne, in christlicher der Maria oder einem Heiligen zuschrieb, versteinert wurden. Bergquellen hält man für das aus der Wunde des Riesen fließende Blut. Die dummen Riesen müssen den klugen Zwergen und den mit heiligen Kräften ausgerüsteten Menschen überall weichen. Nur wenn der Mensch seine Herrschaft über die Erde mißbraucht, das Brod, das ihm wächst, entweiht, von seinem Reichthum den Armen nichts mittheilt und namentlich gegen seine Eltern undankbar ist, von denen er sein liegendes Gut geerbt hat, dann gewinnt der Riese oder das rauhe Element sein Recht wieder und er darf das Eigenthum des frevelnden Menschen zerstören. Der Meerriese verschlingt es oder bedeckt es mit Sand, der Bergriese mit Felsblöcken oder Gletschereis. Aehnliche Zerstörungen strafen den Menschen, wenn er den Segen des Bergbaues, des Fischfangs, der Viehzucht mißbraucht. Der Wassermann gefährdet die Mühle, wenn der Müller frevelt. Riesenweiber verhageln das Feld, wenn der Besitzer Unrecht thut. Der alte Volksglaube, daß wer gelogen hat und an demselben Tage über eine Brücke geht, auf derselben verunglücken muß, hat denselben Grund,

denn der Wassergeist hat Macht über alle Menschen, welche sündigen. Nur gegen die frommen und gerechten ist er machtlos und muß sich Brücken, Mühlen, Fischerei ꝛc. von ihnen gefallen lassen.

Die Zwerge (Werker, Wirker) bedeuten die geheimen Triebkräfte unter der Erde, welche die Metalle erzeugen und die Pflanzen hervorwachsen lassen. Zwerge heißen vorzugsweise die Genien der Metalle, Elben die der Pflanzen und Thiere. Man nennt sie das stille Volk oder die guten Nachbarn, weil sie mit den Menschen gemeinschaftlich das Reich der organischen Natur bilden im Gegensatz gegen die Riesen. Auch sie beherrschten einst, wie die Riesen, ein friedliches Reich, ehe es durch die Menschen gestört wurde. Im tiefsten Innern der Wälder, wo nie ein Mensch hinkam, oder in unzugänglichen Alpenthälern soll es noch immer solche Paradiese der Elben und ihrer Lieblingsthiere geben. Auch die Zwerge und Elben mußten der menschlichen Cultur weichen oder dienstbar werden, daher die vielen Sagen von hülfreichen Feldelben und dienstbaren Hausgeistern. Aber an die Herrschaft des Menschen ist auch hier eine sittliche Bedingung geknüpft. Frevelt er, so fliehen oder verderben ihn jene sonst gutartigen Gesellschafter. In den Geschenken, welche hülfreiche und dankbare Zwerge den Menschen geben, liegt gewöhnlich ein schöner Sinn. Sie schenken schlechte Späne, Auskehricht, Stroh, aufgesammeltes Laub, Obst, Getreide, sogar Mist vom Vieh, was dann alles zu Gold wird. Alle jene Dinge aber erinnern an die menschliche Arbeit und sind nur Sinnbilder derselben und die Vergoldung bedeutet nur den Lohn der Arbeit. Der Sinn aller dieser Vorstellungen ist: sey nur selber thätig, Mensch, und arbeite fleißig, so werden die Geister der Natur dir helfen.

Oft erscheinen die Elben als Genien einer ganzen Gegend, eines Berges, Waldes, einer Quelle ꝛc. und wird in ihnen der Zauber, den die Oertlichkeit auf den Menschen übt, in einer reizenden Waldminne, Meerminne, Nixe ꝛc. personificirt. Das sind dieselben Wesen, wie die gallischen Feen und die griechischen Nymphen, Najaden, Oreaden ꝛc. Zwischen ihnen und den Menschen besteht ein geheimnißvolles Band. Schöne Jünglinge werden von ihnen verlockt, aber

meist zu ihrem Verderben. In den griechischen und römischen Mythen werden solche Liebesgeschichten nur zu derb sinnlich aufgefaßt. Die Feen und Elben sind viel geisterhafter und zarter.

In der altdeutschen Auffassung der Thiere als elbischer Wesen liegt viel Humor und oft eine zarte Poesie. Wie die Landschaft und die Pflanzenwelt, so sind auch die Thiere von keinem Volk, selbst von den Indern und Aegyptern nicht, so geistvoll aufgefaßt worden, als von den alten Deutschen. Welche interessante Rolle spielt in unsern Thiersagen der Bär, Wolf, Fuchs, der Kater, der Hase, der Kuckuk, Storch 2c. Am merkwürdigsten erscheint die Abneigung unserer heidnischen Vorfahren gegen die Insectenwelt, die auch von den alten Persern als durchaus dämonisch gehaßt wurde, und dagegen das zarte Mitleid, welches sie den Amphibien widmeten. Die Kröte z. B., vor welcher alle andern Völker einen Abscheu haben, wurde von den alten Deutschen immer geschont, weil sie voraussetzten, es sey ein unschuldiges Wesen, welches unverdient in eine so häßliche Gestalt verzaubert worden sey. In vielen deutschen Märchen ist in der Kröte eine liebenswürdige Königstochter verborgen, welche endlich entzaubert wird, oder werden die Mitleidigen, die sich einer Kröte, Eidechse oder Schlange erbarmt haben, später reichlich dafür belohnt. Alle diese Sagen scheinen in einem verlorenen Mythus zu wurzeln, nach welchem die gute Göttin, von der alle Naturfruchtbarkeit kommt, die Göttin der Sonne oder der Saaten, zugleich als Königin der Elben und während der rauhen Winterzeit in eine Kröte verzaubert gedacht wurde, deren häßliches Aeußere der von der Pflanzenwelt entblößten Wintererde gleicht. Damit hängt auch der Glaube zusammen, daß sich im Kopf der Kröte ein strahlendes Juwel verbergen soll, worunter nur die den Winter über in der Erde verborgene Saat oder die in der Winternacht versteckte Sonne gemeint ist.

Das sind die sittlichen Grundgedanken im ältesten deutschen Volksglauben von der Natur, wie er sich noch immer in der Erinnerung des Volkes erhalten hat.

Demselben Kreise gehören die ältesten heidnischen Feste in

Deutschland an. Das Hauptfest war die Weihnachts- oder Juulzeit, der Cyclus der zwölf Rauhnächte in der Wintermitte, der mit der Weihnacht begann und mit dem Berchtentage endete. Der letztere hieß der „oberste“ Tag, und war der heiligste im ganzen Jahre, weil an ihm die gute Frau Bertha oder Perchta mit den Heimchen, d. h. mit den Keimen aller Pflanzen, Thiere und Menschen, die im nächsten Jahre geboren werden sollten, ihren geisterhaften Einzug hielt, das s. g. Muotisheer (Mutterheer). Diesem Freudentage stand der Johannistag in der Sommermitte als Trauertag entgegen, an welchem der böse Gott mit allen im Jahre Verstorbenen auszog (das wilde Heer). Die Feste der Tag- und Nachtgleichen entsprechen der Feier des Sommer- und Winteranfangs. Ostern, nach der Göttin Ostara genannt, war ein Freudenfest, dem im Herbst ein Trauerfest, ein Abschiedsfest der schönen Jahreszeit entsprach. Demnach sind viele Fastnachts- und Ostergebräuche uralt; so auch der Einritt des Maikönigs, der sinnbildliche Kampf zwischen Sommer und Winter ꝛc. Ebenso viele Gebräuche im Herbst, die Lichterfeier auf den Kirchhöfen, die Gänse- und Schweinopfer ꝛc.

Ueber tausend Jahre lang haben sich in unserem Volke immer noch lebendige Erinnerungen an die alte Heidenzeit erhalten, ohne dem Christenthum hinderlich zu werden, weil es Gebräuche und Vorstellungen waren, die ihrer Natur nach ganz unschuldig, oft sinnreich und nützlich sind. Eine Menge guter Haus- und Erziehungsregeln knüpften sich daran. Wer an einem gewissen Festtage mit der Arbeit, die in dieser Jahreszeit fertig seyn sollte, nicht fertig geworden war, den strafte der umziehende Gott. Wer im Haus und Stall nicht Ordnung und Reinlichkeit beobachtete, über den beklagten sich die unter dem Hause wohnenden Zwerge. Durch den Aberglauben, der sich an Wettererscheinungen, Steine, Pflanzen und Thiere knüpfte, wurde die Beobachtung geschärft, prägte sich dem Kinde alles Einzelne in der Natur tiefer ein, und lernte es allen Creaturen eine geistige, sittliche oder wenigstens poetische Bedeutung abgewinnen. Wenn die Asiaten und Aegypter sich mehr auf die Sterne, Etrusker

und Römer mehr auf die Luftmeteore verstanden, so kennzeichnet die Deutschen eine desto umfassendere Kräuter- und Thierkunde. Es gab in ihrem Lande keine Pflanze, kein lebendes Wesen, dem sie nicht die charakteristische Seite abgewannen und woran sie nicht eine hübsche Sage, einen nützlichen Aberglauben oder eine sittliche Lehre geknüpft hätten.

5.

Der Odinismus.

Zum Verständniß der Völkerwanderung und des blutigen altdeutschen Königthums, welches ihr nachfolgte, ist ein tieferes Eindringen in die Lehre von Odin unerläßlich, denn die Königsgeschlechter in Schweden, Dänemark, Norwegen, England leiteten ihre Abstammung urkundlich von Odin selbst her, und auch von den fränkischen Königen ist es sehr wahrscheinlich, daß unter dem Meerungeheuer, welches ihr Stammvater seyn sollte, nur Odin als Beherrscher des Meeres muß verstanden werden. Odin, als Sigge vorzugsweise der Siegesgott, begabte seine Söhne und Lieblinge mit absoluter Macht, um ohne alle Rücksicht auf Recht und Sitte ihrer Willkür zu fröhnen, ihre Kraft in vollem Maaße auszutoben und die Lust zu suchen, wo sie sie fanden. Wenn man die Mythen von Odin mit denen von Zeus und Jupiter vergleicht, so findet man viel Verwandtes. Auch Odin hat „noble Passionen", überfällt die Gunnlöd wie Zeus die Danaë, Rams Töchter wie Poseydon die Amymone, und thut mehr dergleichen, was man ihm vorwirft. Er übt arge Listen aus und achtet weder Unschuld, Keuschheit, Treue des Weibes, noch Recht, Ehre und Hochherzigkeit des Mannes. Insofern gleicht er völlig einem wollüstigen, hoffärtigen, übermüthigen und menschenverachtenden König. Allein er unterscheidet sich doch auch wieder von Zeus durch etwas Geisterhaftes und durch eine über allem stehende, weltverspottende Ironie. Dies ist am besten ausgedrückt in den Mythen vom Dichtermeth, den Odin aus tiefem Berge raubt, nachdem er die Hüterin

desselben in Schlangengestalt berückt hat. Jener Meth ist aber nicht blos der Trank, der zum dichten begeistert, sondern die Allmacht des Zaubers, die Schöpferkraft schlechthin, wovon die Dichtkunst nur ein Abfall ist. Daher die Mythe also fortfährt: Odin verschluckte den köstlichen Meth und floh als Adler davon. Hart verfolgt kam er eben in seiner Götterburg an, aber in der Angst ließ er etwas von dem verzehrten Meth hinterwärts entgleiten, was außerhalb der Götterburg fiel und nun den Menschen zu Theil wurde. Davon stammen die schlechten Dichter her.

Odin wird nie so ganz zum Menschen wie Zeus, das Dämonische herrscht immer bei ihm vor. Als Siegesgott fliegt er in stolzester Pracht eines Kriegsfürsten auf seinem Rosse daher. Als Wirth der Walhalla gleicht er ganz einem nordischen Könige, in seinen Liebesabenteuern ist er Don Juan, allein als der „einäugige alte Schelm" tief in Hut und Mantel versteckt, tritt er wieder ganz gespenstisch auf und an der Spitze des Todtenheeres in der schrecklichen Majestät eines Pluto. Der allgewaltige Geist, der in ihm lebt, reißt ihn immer wieder aus der Behaglichkeit und Wollust eines gemeinen Königs hinaus.

Denn er ist der Weltgeist schlechthin, der treibende Geist der Zeit, der rastlos von ihrem Anfang bis zu ihrem Ende fortstürmt und nicht ruhen noch rasten kann. Mit diesem Begriff tritt der deutsche Heidenglauben über jeden andern des Alterthums hinaus. Alle andern Völker kannten nur Götter, die im Raume walten, den immer gleichen Kreislauf der Natur und die immer gleichen Lebensschicksale der Menschen lenken, ihre Tugenden belohnen, ihre Laster bestrafen. Nur die alten Deutschen erhoben den in der Zeitfolge, im Wechsel und Neugestalten des Völkerlebens, in der Weltgeschichte waltenden Geist zum höchsten Gott. Deshalb wurde Odin auch nicht blos als der Geist und das Princip des deutschen Königthums, der deutschen Kriegsfürsten und Welteroberer aufgefaßt, sondern als Geist des deutschen Volkes überhaupt. Der Gottesbegriff entsprang von selbst aus dem Uebermuth der Kraft im deutschen Volksthum. Der

ungeheure Sturm und Drang, der die Vandalen, Gothen, Normannen über Länder und Meere jagte, war Odinismus.

Jener treibende Geist, den die alten Deutschen zum Weltprincip erhoben, lag in ihnen selbst. Sie liebten nicht die Welt bloß zu betrachten, oder sich blos in die Welt zu schicken, sondern sie wollten handeln in der Welt, die Welt beherrschen, Weltgeschichte machen. Der Freiheit und dem kühnen Drange des Geistes stand aber viel im Wege. Man mußte daher rechten und derselbe praktische Scharfsinn, der die ältesten Volksrechte durchdringt, schuf auch die Götterlehre. Alle deutschen Stämme haben schon zur Heidenzeit ein außerordentlich klar und fein ausgebildetes Recht unter sich gepflogen. Dieser Rechtssinn bewährt sich nun auch in den genau abgewogenen Stellungen, in welchen sich ihrem Religionssysteme zufolge Asen, Vanen, Menschen, Elben und Riesen gegenseitig befinden. In keinem Göttersystem des Alterthums wird so viel gerechtet, vertragen und mit Eiden bekräftigt, wie im deutschen. Allein die Welt ist nicht gemacht, um im ewigen Einerlei derselben Ordnung zu verharren. Am allerwenigsten konnten deutsche Völker, in denen es gährte und glühte und die eine unzähmbare Kraft zu Thaten drängte, an Ruhe sich gewöhnen. Der kühne Drang nach Freiheit, ein kaum je in einem andern Volke so energisch erwachtes Bewußtseyn der Freiheit, und das Gedränge, die Noth des Kampfes, der Uebermuth im Siege, die Lust Unrecht zu thun, traten hier in schneidenden Gegensatz gegen das sittliche Gefühl. Diesen Gegensatz nun, nicht zu versöhnen, aber zu erklären, war ein Hauptthema der altdeutschen Theologie.

Diese Theologie weicht höchst auffallend von der sittlichen Grundlage der altindischen und altpersischen ab. Von einer Hingebung des Individuums an das Allgemeine, wie bei den Indern, oder von einem begeisterten Kampf für das Gute gegen das Böse, wie bei den Persern, war bei unsern Vorfahren niemals die Rede. Sie würden das für unpraktisch gehalten haben. Dazu war ihre Individualität viel zu trotzig und herrisch. Sich die Arme möglichst frei zu halten, darauf kam es ihnen vor allem an und dieser Freiheitsdrang war stärker in ihnen, als der sittliche Skrupel.

Man hat den Odin, weil er der höchste Gott war, auch für einen guten halten zu müssen geglaubt, wofür ihn aber die alten Deutschen selbst niemals gehalten haben. In Odin wurde nichts anderes verehrt, als was man jetzt die „Praxis" nennt. Die alten Deutschen und Normannen hatten als Odinsdiener nichts anderes im Sinn, als eine erfolgreiche, absolut wirksame Praxis. Sie waren ehrlich genug, um einzugestehen und zu behaupten, was sich nicht leugnen ließ, daß die s. g. sittliche Welt nicht durch Sittlichkeit, sondern lediglich durch Praxis gelenkt wird, und sie waren als Heiden noch unfähig, den tiefen Widerspruch zwischen dem, was geschieht, und dem, was seyn soll, im Sinn der christlichen Lehre ausgleichen zu können. Sie verurtheilten die gesammte Sittlichkeit und Tugend von vorn herein in die Minorität. Aber nicht, um einseitig dem Bösen die Weltherrschaft zu vindiciren, was unnatürlich und unwahr gewesen wäre, sondern nur, um eine zur Sittlichkeit sich indifferent verhaltende Praxis als den wahren Ausdruck dessen, was in der Welt regiert, zu bezeichnen.

Es ist ein für allemal unmöglich, die falschen Vorstellungen, die man sich von den alten Deutschen als unschuldigen Naturkindern gemacht hat, mit der wahren, echten, hinlänglich in den Edden beurkundeten Odinslehre zu vereinigen. Man muß auch das Vorurtheil aufgeben, als ob vom heidnischen Odin zum christlichen Gott der Uebergang leicht gewesen wäre; man muß vielmehr erkennen, daß die christliche Bekehrung bei den Odinsdienern eine weit härtere Schale aufzubrechen hatte, als bei den Verehrern des Zeus-Jupiter.

Die alten Deutschen waren Eroberer, vom Kriegsdämon besessen und gleichsam trunken im Thaten- und Siegesdrange, darum auch unbarmherzig und allen Völkern umher ein Schrecken. Unter sich aber hatten sie, soweit die Geschichte ihr Andenken bewahrt hat, stets erbitterte Feindschaft, die sich nicht blos offen mit Gewalt, sondern auch durch List, Heimtücke und Verrath Luft machte. Die Geschichte bestätigt auf jeder Seite den odinischen Geist der altdeutschen Könige, Häuptlinge und Krieger. Man muß an die blutigen Heroen der Völkerwanderung, an die normännischen Seeräuber, an die wüthen-

den Kämpfe der deutschen Stämme unter einander, an die Greuel in den Königsgeschlechtern der Skandinavier, Franken, Burgunder, Gothen ꝛc. denken. An Gestalten, wie sie in der Nibelungennoth hervortreten, besonders an dem grimmen Hagen, an Charakteren, wie sie noch Shakespeare in ihrer ganzen Herzenshärte, Trotzigkeit und Heimtücke so meisterhaft ausgemalt hat. In der deutschen Männerwelt ist auch heute noch viel von jener altheidnischen, echt odinischen Härte, gepaart mit Verschlagenheit. Im anglo-normannischen Charakter hat sich dieser Zug am ungeschwächtesten erhalten, im praktischen England und Nordamerika, aber auch unter uns wird er noch vielfach gefunden in den höchsten Ständen, bei Kriegern und Kaufleuten und bei echten Bauern, die überhaupt in ihrer zähen Nervenkraft und Ausdauer, in ihrer Grobheit zugleich und Schlauigkeit, in ihrer rein praktischen, von jeder Sentimentalität himmelweit entfernten Auffassung der Dinge dem ältesten Volkscharakter noch viel treuer geblieben sind, als die mittleren durch die classische Schulbildung verweichlichten und in vieler Beziehung verdummten Classen. Alte ungelehrte Praktiker, die nichts von Odin wissen, stehen ihm gleichwohl viel näher, als mancher schwachsinnige Stubengelehrte, der von ihm weiß, ohne ihn zu kennen.

In der Härte Odins liegt etwas Stolzes und furchtbar Schönes. Wenn auch die Welt unter seiner Gewalt in Verderben sinkt, so ist es doch keine Verweichlichung und Entnervung. In Sünde und Tod, in der Lust, Unrecht zu thun, und in dem Trotz, der dem verdienten Tod entgegengeht, stählen sich alle Nerven, wird die durch die Welt stürmende Kraft sich erst recht voll und ganz ihrer selbst bewußt, lacht das unbändige Herz in übermenschlicher Lust. Ein schöner, ruhmvoller Tod im Kampfe muß, wenn er nichts versöhnt, noch wieder gut macht, doch das Daseyn würdig abschließen. So setzten die alten deutschen Heldengeschlechter und Heldenvölker ihr Leben ein. So rissen sich, die auf dem Bette in Frieden starben, noch mit einer Eisenwaffe blutige Wunden, um den Schlachtentod nachzuahmen. Von Odin selbst, dem himmlischen Vertreter dieser ganzen kriegerischen Race, glaubte man, er könne nicht

ewig leben, sondern müsse im letzten ungeheuerlichen Weltkampf zu Grunde gehen, in dem Kampf, den seine Verschuldung herbeigeführt, in dem die ganze Welt aus den Fugen gehen, alle Materie wider den Geist, alle Todten wider die Lebendigen, Erde und Hölle wider den Himmel sich empören würden. Das nannte man Ragnarok (Götterrauch), in dem alles eingeäschert wird, nachdem der furchtbare Wolf Fenrir den Odin, d. h. der Tod die Zeit verschlungen hat.

Nachher wird seyn, was vorher war, Allvater. Odin ist nur Gott des Zeitlichen, die Ewigkeit ruht in Allvater. Nach dem großen Weltbrande wird er den weißen Baldur wecken und ihm einen neuen Himmel und eine neue Erde schenken. Der in der Zeitlichkeit gleichsam schlafende Allvater oder der seine Auferstehung erwartende Baldur gleicht dem Chronos und Saturn der Griechen und Römer, ist aber ursprünglich keine südliche, sondern eine nordische Vorstellung. Seine Erinnerung lebt fort in den zahlreichen Volkssagen vom im Berge schlafenden Kaiser, der einst das deutsche Volk erlösen soll.

In sehr auffallender Weise erinnert Odin an den Demiurg der Gnostiker und Manichäer, deren Lehre im zweiten Jahrhundert nach Christo, also gerade im Beginn der großen deutschen Völkerwanderung aufkam. In diesen wilden Kriegszeiten mußte nothwendig der Schrecken herrschen und darum hieß Odin Yggr, d. i. Schrecken. Das Kriegsglück, die Siegestrunkenheit, die Erbeutung unermeßlicher Schätze in fremden Landen, der Uebermuth der Herrschaft mußte sich in der Eigenschaft spiegeln, die man dem höchsten Nationalgott zuschrieb. Es mußte ein Gott allmächtiger Willkür werden. Nichts aber war natürlicher, als daß auf der andern Seite bei den niedergeschmetterten oder mit dem Untergang nahe bedrohten Römern und Griechen ein Glaube aufkam, in dem die passive Angst eben so überwog, wie bei den Deutschen der active Schrecken. Daraus und daraus allein erklären sich jene im sinkenden Römerreich weit verbreiteten, gnostischen und manichäischen Sekten, wovon jene an Gott verzweifelnd die Welt von dem s. g. Demiurg (dem Teufel) geschaffen und regiert glaubten, diese an der Welt verzweifelnd einen allgemeinen Selbstmord des unglückseligen Menschengeschlechts als letztes Ziel anstrebten.

Diesen Gegensatz in der Weltstellung der siegenden Deutschen zu den besiegten Römern müssen wir im Auge behalten, wenn wir Odins Charakter richtig auffassen wollen.

6.

Der sittliche Kampf gegen den Odinismus.

In zahlreichen Mythen der Edda spiegelt sich das Widerstreben des bessern deutschen Sinnes und Gemüthes gegen die odinische Praxis der übermüthigen Königsgeschlechter und ihrer wilden Gesellen ab.

Odin freut sich des Unrechts und stiftet Unheil unter den Guten, liebt die Bösen und reizt sie zu Unthaten an, die er belohnt. Mit bewußter Ironie sieht er allen Uebeln in der Welt zu und hilft ihnen noch. Daraus folgt, daß man ihm in schlechter, namentlich rein egoistischer Absicht Opfer bringen durfte und eines guten Erfolges davon versichert war. So erzählt die Ynglingasaga, der schwedische König Ani habe dem Odin alle zehn Jahre einen seiner Söhne geopfert, wofür ihm Odin jedesmal zehn weitere Jahre zu leben bewilligt habe. So seyen nach und nach neun Söhne Anis geschlachtet worden, bis endlich das Volk sich darein legte und ihm keine Opfer mehr gestattete. Da starb er. Die Sage berichtet aber ausdrücklich, Odin sey mit Ani einverstanden gewesen, das erstemal habe Ani seinen Sohn nur versuchsweise geopfert. Beim zweitenmal aber habe Odin das Verfahren des Rabenvaters gut geheißen und ihm von sich aus den angenehmen Vorschlag gemacht, fortan alle zehn Jahre einen Sohn zu schlachten. — Bemerkenswerth erscheint in dieser Sage, daß das Volk sich dem königlichen Odinsdiener widersetzt. Eine solche Opposition kehrt öfter wieder. Nach derselben Ynglingasaga brachten einmal die Schweden ihren König Olaf Tretelgia selbst dem Odin zum Opfer.

Thor, als Vertreter des Volks, seiner Rechte und seiner Sittlichkeit steht oft dem Odin trotzig gegenüber, so im nordischen Harbardsliede, wo ihn aber Odin seiner Armuth und Tugend wegen junkerhaft verspottet.

Auch Freyja steht als Beschützerin treuer Liebe dem Odinismus gegenüber, der diese Treue verachtet. In der Halfssaga erscheint ein König Alfrek bereits mit Signe vermählt, als er sich in die Geirhild, die er Bier brauen sieht, verliebt und sie als zweite Frau annimmt. Signe ist begreiflicherweise höchst betrübt darüber und fleht die Liebesgöttin Freyja um Schutz an. Alfrek beliebt, diejenige von beiden Frauen allein zu behalten, die ihm das beste Bier brauen würde. Nun reicht Freyjas Beistand für die arme Signe nicht aus, denn nachdem Geirhild dem Odin ihr erstes Kind geopfert und an einem hohen Kreuze aufgehängt hat, berührt Odin ihre Bierhefe mit seinem Speichel (worin noch die Kraft des Odhrörir wirkt) und verleiht dadurch ihrem Bier eine unübertreffliche Güte. Die tugendhafte und unschuldige Signe wird nun verstoßen, die Eingedrungene herrscht allein und das verlorene Kind wird ihr alsbald durch ein zweites ersetzt. — Die Göttin vertritt hier das sittliche Princip der rechtmäßigen Ehe, der Gott die Ueppigkeit und Ausschweifung. Wollust und Grausamkeit erscheinen hier in dem Kindesopfer der eingedrungenen Buhlerin auf schauerliche Weise gepaart. Aber gerade daran findet der Gott sein Wohlgefallen.

Frigg, Odins Gemahlin, vertritt ihm gegenüber ebenfalls die Tugend und das Recht. Davon sind uns sehr sinnige Sagen erhalten. Im Grimnismal, einem der tiefsinnigsten Lieder der alten Edda heißt es: Agnar, der ältere Sohn des König Hraudung, kam mit seinem jüngeren Bruder Geirröd einmal beim Fischangeln auf dem Meere verirrt in dunkler Nacht zu einem unbekannten Strande, wo sich Odin und Frigg in Gestalt armer Hüttenbewohner ihrer erbarmten. Odin aber begünstigte den jüngeren und lehrte ihn seine eigenen Listen, während der ältere von der guten Frigg gepflegt wurde. Im Frühjahr setzten sie sich wieder in ihren Kahn und kehrten glücklich heim, Geirröd aber, schon voll der List Odins, stieß

am Ufer den Kahn hinter sich so weit weg, daß der noch darauf sitzende Agnar abermals verirrte. Geirröd wurde nun König, weil sein Vater gestorben war, und herrschte mit großer Macht. Da saß einmal Odin mit Frigg auf dem Hlidskialf, dem Hochsitz im Himmel, von dem aus sie alles sehen konnten, und Odin wies auf eine Höhle, in der Agnar als Verbannter mit einer Riesin Kinder zeugte, während Geirröd in königlicher Herrlichkeit lebte, und spottete Frigg aus, daß sie den armen Schlucker zu ihrem Liebling erkoren habe. Frigg aber erwiderte, Geirröd sey ein Geizhals und ungastlich. Odin wollte es nicht glauben und beschloß ihn zu prüfen. Frigg aber sandte ihre Dienerin Fulla ab, den Geirröd vor Odin als vor einem bösen Zauberer zu warnen. Als nun Odin an seinen Hof kam, in einen blauen Mantel gehüllt und sich Grimnir nannte, erkannte der König, es müsse wirklich ein Zauberer seyn, weil ihn die Hunde nicht packen wollten, und ließ ihn acht Nächte lang zwischen zwei Feuern peinigen. Aber Geirröds junger Sohn, Agnar, labte ihn mildthätig mit einem Trank. Im Wechselgespräch mit dem Leidenden erfuhr endlich Geirröd, es sey der höchste der Götter und war so eilig, ihn aus dem Feuer zu erlösen, daß er sich in sein eigenes ausgleitendes Schwert stürzte und starb. Odin verschwand, segnete aber des jungen Agnars Regierung.

In dieser schönen Sage wird das Gastrecht als um so heiliger anerkannt, je weniger selbst der sonst so willkürliche und eigenmächtige Odin sich der sittlichen Indignation über des Königs Ungastlichkeit erwehren kann. Ein Gott, von dessen Genialität jede sittliche Rücksicht fern liegt, wird nur in Bezug auf Gastfreundschaft ein strenger Richter. Nichts beweist mehr, wie hoch diese Tugend den alten Deutschen stand.

Eine zweite Beschämung erfährt Odin durch seine Gemahlin Frigg in der schönen Sage bei Paul Warnefried. Die Vandalen, im Kampfe mit den Winilern, bitten Wodan um Sieg. Dieser aber, ohne sich darum zu kümmern, wer die bessere Sache verficht und demnach den Sieg verdient, sagt in vornehmer Laune, die sollten siegen, die er bei Sonnenaufgang zuerst sehen werde. Nun bittet

die kluge Gambara, Mutter der jungen Winilerfürsten, die Frea, Wodans Gemahlin, um Sieg und Frea räth den Weibern, ihre langen Haare wie Bärte vorzunehmen und sich so bei Sonnenaufgang vor Wodans Fenster zu stellen. Als Wodan erwacht und jene sieht, fragt er: wer sind jene Langbärte? muß nun aber den Winilern Sieg verleihen, die davon den Namen Longobarden annehmen.

Auch hier läßt sich die Güte und sittliche Ueberlegenheit Freas über ihren rücksichtslosen Gemahl nicht verkennen. Die Beschämung Wodans ist um so markirter, als es gerade schwache Weiber sind, denen er als Siegvater den Sieg gewähren muß, da es ihm doch geziemt hätte, ihn nur den tapfersten Männern zu gewähren, und als er Zufall und Weiberlist entscheiden läßt, wo nur die gerechte Sache hätte entscheiden sollen.

Am schärfsten tritt in der alten Edda der sittliche Adel Brynhildurs (Brunhild) der gemeinen Praxis des Odinismus entgegen. Sie ist eine Valkyrie, d. h. eine von den himmlischen Amazonen, die als Dienerinnen und Botinnen Odins sich hauptsächlich mit irdischen Helden und Kriegern zu thun machen, sich einen Lieblingshelden wählen und denselben nach dem Tode in Odins herrlicher Walhalla bedienen, die man aber auch höher auffassen muß, nämlich als ein weibliches Ideal, für welches der junge Held schwärmt, dem er ritterlich dient, um dessentwillen er die schwersten Unternehmungen wagt und an dem er sich sittlich veredelt. Ein Verhältniß, wie es auch schon die Griechen in dem Schutz, den Pallas-Athene dem Herakles gewährte, und in deren mystischer Vermählung anerkannt und vielleicht sogar nordischen Vorstellungsweisen ursprünglich entlehnt haben. Brynhildur nun hatte sich den jungen Agnar zum Lieblingshelden erwählt. Er ist ihrer würdig, aber gerade deshalb wird sie durch Odins schadenfrohe Bosheit von ihm getrennt und in tiefen Todesschlaf versenkt, und als der heldenherrliche Sigurd sie befreit und weckt, er, der ihrer würdiger, wie jeder andere in der Welt ist, trennt Odin sie auch wieder von ihm und überliefert sie dem Gunnar, der die Gemeinheit der Geldgier vertritt. In merkwürdiger Weise gibt die Edda eine förmliche Doctrin

des Odin und stellt ihr die entgegengesetzte der Brynhildur gegenüber. Im Havamal singt Odin Zauberrunen, wodurch er, wie er selber sagt, Folgendes erlangen will: 1) Hülfe in allem Streit, 2) Arznei in jeder Krankheit, 3) Abstumpfen der feindlichen Waffen und eigene Unverletzlichkeit, 4) Befreiung aus jeder Haft, 5) Bannung feindlicher Pfeile, 6) Rückprall jedes feindlichen Zaubers auf den Feind selbst, 7) Löschung jedes Feuers, 8) Schlichtung jedes Streites, 9) Stillung des Meersturmes, 10) Verjagung von Dämonenheeren, 11) Sieg über alle Feinde durch einen Gesang in den Schild, 12) Wiederbelebung von Todten, 13) Unverletzlichkeit der Günstlinge, 14) Allwissenheit, 15) Macht der Asen, 16) einen Liebeszauber, alle Mädchen gefällig zu machen, 17) einen andern, um sie treu zu erhalten, 18) einen Zauber, den er niemand mittheilt, als der die ihn liebt oder seiner Schwester. — Man ersieht hieraus, daß es Odin um nichts Sittliches, um kein Recht, sondern lediglich um den Erfolg zu thun ist. Dagegen mahnt Brynhildur ihren geliebten Sigurd im Liede Sigurdrifa, er solle den Adel der Seele wahren als das mächtigste aller Schutzmittel:

Das rath ich zum ersten,
Daß du gegen Freunde
Ledig bleibst aller Schuld.
Sey zur Rache nicht rasch,
Wenn sie dir Unrecht thun.

Das rath ich zum zweiten,
Keinen Eid zu schwören,
Der sich als wahr nicht bewährt.
Grimme Fesseln
Folgen dem Meineid.

Das rath ich zum dritten,
Daß du beim Dingwahl
Mit läppischen Leuten nicht rechtest.

Dann folgen Mahnungen, der Verführung durch Weiber, durch Trunk zu widerstehen. Ferner Mahnungen zur Todesverachtung im

kühnsten Männerstreite, zur Treue und Achtung der Unschuld, zur weisen Vorsicht und endlich zur Heilighaltung der Todten, die er fromm beerdigen und unter den Hügel legen soll, wo er sie finde. — Nirgends ist die Güte des weiblichen Weltprincips so scharf der Rücksichtslosigkeit des männlichen gegenübergestellt, wie hier.

Die so hochgestellte Valkyrie fällt im Grundbegriff mit der in die Zeit gebannten Göttin der Unsterblichkeit, Iduna, so wie auch mit der über das Leben hinausreichenden ewigen Liebe, Freyja als Valfreyja, zusammen. Sie bewahrt die heilige Erinnerung, die den in der Zeitlichkeit durch Odin verwirrten, bethörten und entsittlichten Menschen verloren ging. Sie weckt der Wahrheit, dem Recht, der Tugend immer neue Kämpfer. Sie ist die himmlische Huld, die dem treuen Helden entgegenkommt, ihn diesseits tröstet und jenseits mit überschwänglicher Freude lohnen wird.

Der Grundgedanke dieser sittlichen Erhebung eines irdischen Helden unter dem Beistand der allliebenden Göttin gegen den allmächtigen Odin kehrt sehr oft nicht nur in den Liedern der Edda, sondern auch in viel spätern Heldengedichten des deutschen Südens wieder. Ein entzückender Ton aus alter Zeit klingt er noch tief in die christlichen Jahrhunderte hinein. Sigurd ist als Sifrit in Dichtungen verherrlicht worden, die noch spät im Mittelalter immer wieder überarbeitet wurden. Aber dieselbe Heldengestalt finden wir unter anderem Namen auch noch in den Heldenliedern von Karl dem Großen und seinen Helden, indem der Grundgedanke der heidnischen Poesie in die christliche überging. Immer steht hier ein junger Held (Waltharius, Reinald, Huon), wenn auch unterliegend, mit hohem Seelenadel einem übermächtigen, aber bösen König gegenüber, oder siegt der junge Held (Ogier, Thomas von Erceldoune) unter dem Schutz einer mächtigen Fee und theilt mit ihr zuletzt das Himmelreich.

Die Erinnerung an den verlorenen Baldur unter der langen Tyrannei des Odin, die Erinnerung an die Ewigkeit mitten in der Zeitlichkeit wurde auch dem Volke stets lebendig erhalten durch die großen Sunwendfeste zu Weihnachten und Johanni. Denn es war

allgemeiner Volksglaube, der sich als Aberglauben lange noch erhielt, daß in der Mitternachtstunde der längsten Nacht und in der Mittagstunde des längsten Tages die Sonne stille stehe, die Zeit wieder zur Ewigkeit werde, mithin nicht nur alle Todten wieder aufstünden und alle noch Ungeborenen sichtbar würden, sondern auch das sonst unsichtbare Thor zum Berge sich öffne und man den Baldur, aus dem man später den Kaiser machte, darin schlafen sehe.

Es läßt sich nicht verkennen, daß die sittlichen Ideen, die sich neben der odinischen Praxis und im Gegensatz gegen dieselbe geltend machten, gerade wegen ihrer Unterordnung und Unterdrückung um so stärker müssen reagirt haben. Es lag eine eigene geheimnißvolle Macht innerlichster Rührung und Sehnsucht in der Auffassung alles Edlen, Schönen, Unschuldigen als eines unterdrückten und leidenden Opfers. Daher ohne Zweifel auch die Empfänglichkeit so vieler im Volk für die Bekehrung zum Christenthum. Ehe sie zur tieferen Einsicht der christlichen Wahrheit gelangten, mochten sie im „weißen Christ" wohl zunächst den von den Todten auferstandenen Baldur ahnen, und in „Unsrer lieben Frau" die ihnen längst vertraute Mutter aller Huld. Indem das alte Odinsreich unterging, stellte die christliche Kirche Gimil dar, den neuen Himmel und die neue Erde, deren Nähe die fremden wunderbaren Glockentöne zum erstenmal dem heidnischen Urwald verkündeten.

7.

Altdeutsche Heldenlieder.

Der Inhalt vieler uralter und heidnischer Heldenlieder ist uns noch, wenn auch nur in spätern Bearbeitungen, erhalten. Darin erkennen wir zum Theil die ältesten Erinnerungen des deutschen Volkes aus seiner asiatischen Heimath.

Nur das alte Lied von Hildebrand und Hadubrand stammt auch in seiner Form noch wirklich aus unserer heidnischen

Vorzeit, stimmt aber in seinem Inhalt genau mit einer Episode des persischen Schachnameh überein, in welchem die ältesten Heldenlieder der turanischen Saken und ihrer Kämpfe mit den iranischen Persern niedergelegt sind. Hier kämpft der Sake Rusthm unerkannt mit seinem Sohne Sohrab und beide überbieten sich in Tapferkeit und jenem Racenstolze, der dem Gegner niemals weicht, bis der Vater zuletzt den Sohn tödtet und zu spät erfährt, daß es sein verlorener, geliebter Sohn war. Ganz eben so kämpft im deutschen Liede der alte Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand.

Im altdeutschen Heldenbuch, dessen Inhalt tief ins älteste Heidenthum zurück greift, besteht Wolfdietrich ähnliche Abenteuer wie der homerische Achilleus, von seinem jugendlichen Aufenthalt unter den Mädchen bis zu seinem Kampf mit den Todten. Achilleus kämpft im Flusse mit den Leichen derer, die er schon einmal erschlagen hat, Wolfdietrich mit den Geistern aller derer, die er getödtet hatte.

In diesen Fällen darf man an uralte arische Lieder denken, die unter den Heldenvölkern Asiens verbreitet waren und sich Persern, Griechen und Deutschen mitgetheilt haben. In ihren Kreis dürften dann auch die merkwürdigen Lieder gehören, deren Spuren sich einerseits bis nach Indien, andererseits bis in den Westen Europas verbreitet haben. Eine indische Dichtung preist den unverwundbaren, in seiner Jugend ausgesetzten Karna, der zu einem großen Helden erwachsend zuletzt durch Untreue aus der Welt geschafft wurde, indem man ihn, indem er sich bückte, von hinten mit einem Pfeil erschoß. Unser deutsches Heldenlied preist ebenso den hörnernen (durch eine Hornhaut unverwundbaren), in seiner Jugend ausgesetzten Sifrit, der zum gewaltigen Helden erwachsen, indem er sich zum Trunke bückt, verrätherisch von hinten durch einen Lanzenwurf getödtet wird. Eine andere indische Dichtung läßt den König Kantanu ein schönes dämonisches Weib lieben, nach dessen Herkunft er nie fragen darf. Als sie aber sieben Kinder, die sie geboren, ins Wasser geworfen hat und auch das achte hineinwerfen will, ruft er entsetzt: wer bist du, daß du das thun willst? Sie aber entdeckt sich

ihm als die h. Ganga, Göttin des großen Stroms, und entflieht für immer. Diese Sage nun stimmt ganz mit unserer deutschen Sage von der Melusine überein.

Es ist von einigem welthistorischen Interesse, die in einander greifenden Spuren uralter Dichtung in so weit entlegenen Ländern zu verfolgen. Jedenfalls brachten die Deutschen aus der asiatischen Heimath schon einen Schatz alter Ueberlieferungen mit.

In ihrer neuen europäischen Heimath aber wurde mit besonderer Liebe das Urbild des deutschen Jünglings, Sifrit oder Sigfrid, nordisch Sigurdur, von den Sängern in den mannigfachsten Dichtungen ausgebildet. Es ist kein Sohn des skandinavischen Nordens und obgleich er in den Dichtungen, die uns erhalten sind, vorzugsweise als Franke erscheint und zwischen Burgundern und Sachsen steht, so dürfte er doch einen noch älteren Ursprung haben, wie seine Verwandtschaft mit Karna und Achilleus ahnen läßt. Dem sey, wie ihm wolle, so steht seine große Bedeutung in der Geschichte der Poesie fest. Er ist der Inbegriff aller Heldentugend, deren die deutsche Race sich von der ältesten Zeit her erfreute, und bildet in den Liedern der alten Edda einen höchst merkwürdigen Gegensatz gegen Odin, dem er gegenübersteht, wie die unbefangene, ehrliche, grundgute, aber in ihrer Unschuld und in ihrem Kraft- und Racenbewußtseyn unvorsichtige Jugend dem bösen, abgefeimten Alter. In Sigurd wiederholt die Heldendichtung das Ideal, was die Mythendichtung in Baldur aufgestellt hatte, die dem Laster immer unterliegende und doch immer hoch darüber erhabene Tugend, das Schöne, unter dem Huftritt wilder Rosse zertreten, und doch das allein Wahre und Ewige.

Als ein Knabe von edelster Geburt, aber schadenfroh und heimtückisch von Odin verfolgt, mußte Sigurd in rußiger Schmiede arbeiten, bis er erstarkend sich selbst die unbesiegliche Waffe schmiedete. Da tödtete er den über dem Nibelungenhort (einem ungeheuern Schatze) lagernden Drachen und nahm den Schatz, vom Blut des Drachen aber wurde seine Haut wie Horn und unverwundbar. Durch Odins Tücke war die schöne Valkyrie Brynhildur in tiefen Schlaf

versenkt und in die Waberlohe (ein Kreis von Flammen) eingeschlossen. Als Sigurd diese sah, ritt er durch die Flammen, weckte sie und gewann ihre Liebe. Sie aber gab dem noch ungeschlachten Jüngling Belehrung über alles, was einem ritterlichen Helden gezieme an Seelenadel und Treue. Als sie sich aber trennen mußten, gab die Königin Grimhild ihm einen Zaubertrank, daß er alles vergaß, was er bisher erlebt hatte, und ihre Tochter Gudrun heirathete. Die unglückliche Brynhildur aber wurde jetzt von Sigurd selbst, ohne daß er sie wieder erkannte, dazu gezwungen, den ihr verhaßten König Gunnar, Gudruns Bruder, zum Manne zu nehmen, indem er bei Nacht dessen Stelle vertrat. Als nun nachher beide junge Frauen einmal zusammen badeten, rühmte sich Gudrun ihres viel schöneren und stärkeren Gemahls und die gedemüthigte Brynhildur erfuhr jetzt erst, daß sie nicht durch Gunnar, sondern durch Sigurd überwältigt worden war. Sie hatte früher geschworen, nie einen Mann zu nehmen, der Furcht habe. Nun aber erkannte sie, Gunnar habe sich aus Furcht hinter Sigurd versteckt und mit diesem feigen Manne wollte sie nicht länger leben. Gunnar selbst, als er seine Schande entdeckt sah, duldete, daß der grimmige und einäugige Högni (in dem Odin selbst versteckt war) den Sigurd hinterrücks ermordete und ihm den Schatz raubte. Brynhildur aber verbrannte sich freiwillig mit seiner Leiche. — So die altheidnische Dichtung der Edda. In der christlichen Zeit wurde die alte Sage in die wirkliche Geschichte verwebt. Aus Sigurd wurde Sigfried, ein fränkischer Lehensmann des Burgunderkönigs Gunthachar (Günther). Aus Gudrun wurde Chriemhild, welche ihres geliebten Sigfrieds Tod rächte. Dem Hunnenkönig Attila vermählt, lud sie ihren Bruder Günther, zwei andere Brüder und den Mörder Hagen zu einem Besuch nach Ungarn ein und ließ dort alle umbringen, nachdem sie sich aufs heldenmüthigste gewehrt hatten. Hagen starb, ohne zu verrathen, wo er den Schatz verborgen habe, der noch im Rheine liegen soll.

In diesen geschichtlichen Sagenkreis gehört auch das alte Lied von Waltharius, welches uns in einer lateinischen Uebertragung des St. Galler Mönchs Eckhard († 937) erhalten ist. Walther

von Aquitanien und Hildgund von Burgund leben als Geiseln am Hofe Attilas, lieben einander und entfliehen in ihre Heimath. Sie werden verfolgt, Walther aber schlägt sich glücklich durch mit Verlust einer Hand. Obgleich ganz ins historische Gebiet versetzt, ist dies Lied wohl nur ein alter heidnischer Mythus von Vali dem Friedensgotte, der die verjüngte Natur aus den Banden des Winters rettet.

Sehr alt sind im altdeutschen Heldenbuche die Lieder, welche Dietrich von Bern betreffen. Man bezieht sie gewöhnlich auf den Ostgothen, Theodorich den Großen, und die Sage bringt diesen in Verbindung mit Attila, indem sie ihn dessen Vasall seyn läßt. Allein bei näherer Betrachtung erkennt man in den Kämpfen dieses Dietrich von Bern mit dem Riesen Ecke und Sigenot, mit dem Zwergkönig Laurin ꝛc. viel ältere Mythen des Donnergottes, von dessen Kämpfen mit den Riesen auch die nordische Edda viel erzählt. Daraus erklärt sich auch, warum Dietrich einen feurigen Athem hat und mit demselben die Harnische seiner Feinde zerschmilzt.

Sehr alt ist auch das Lied von Wieland, dem klugen Schmiede, der in der nordischen Dichtung Völundur heißt, dessen Name und Sage aber viel mehr im deutschen Süden verbreitet ist. Völundur war ein so kunstreicher Schmied, daß König Niduth ihn mit List fing und, nachdem er ihm die Fußsehnen hatte durchschneiden lassen, auf einer Insel einsperrte, wo derselbe für ihn arbeiten mußte. Die Kinder des Königs fuhren aber aus Neugier zu der Insel hinüber, obgleich es ihnen verboten war, und hatten ihre Lust, dem Künstler zuzusehen. Da packte er heimlich die jungen Knaben, tödtete sie und machte aus ihren Gebeinen kunstreiches Geschmeide, aus ihren Zähnen ein Halsband, aus ihren Augen Juwelen. Als auch der Knaben ältere Schwester, Baudvilde, heimlich zu ihm kam, um sich einen zerbrochenen Ring zusammenlöthen zu lassen, entehrte er sie, machte sich künstliche Flügel und flog hohnlachend auf und davon. Man erkennt hier auf das deutlichste die altgriechische Sage vom Dädalus wieder. Gewiß aber hat sie der heidnische Norden nicht von den Griechen entlehnt, sondern beide schöpften sie aus einer ältern Quelle.

Nach der nordischen Wilkinasaga kam dem Völundur, als er gefangen saß, sein Bruder Eigill zu Hülfe und schmeichelte sich beim König Niduth als geschickter Jäger ein, daß er ihn in seine Dienste nahm. Der König wollte dessen Kunst prüfen und verlangte von ihm, er solle einen Apfel vom Kopf seines eigenen Sohnes schießen. Eigill that es. Warum hast du noch einen zweiten Pfeil zu dir gesteckt? frug der König. Um dich zu erschießen, antwortete Eigill, wenn ich den Apfel gefehlt hätte. Darauf entfloh er mit Völundur. Das ist der Zug einer uralten Sage, welche man in viel späterer Zeit in Schweden dem Tocki und noch einige Jahrhunderte später in der Schweiz dem Wilhelm Tell angedichtet hat.

Die Dichtung von Wieland ist hauptsächlich deshalb merkwürdig, weil in ihr eine große weltgeschichtliche Thatsache abgespiegelt ist, nämlich die List und Rache gebildeter Völker, welche von roheren Barbaren unterdrückt und mißhandelt werden. Begebenheiten dieser Art sind uralt. Warum sollte es nicht auch die Dichtung seyn?

8.

Die Bekehrung der Deutschen.

Das Christenthum verbreitete sich schon in den ersten Jahrhunderten über das ganze römische Abendland, wenn auch noch unter Verfolgungen. Da nun so viele Deutsche in den römischen Heeren dienten, lernten sie das Christenthum kennen und ließen sich viele von ihnen bekehren. Andererseits bekamen die Rom feindlichen deutschen Stämme oft römische Gefangene, die schon Christen waren und unter den Deutschen wohnend, ihnen das Evangelium verkündeten. Die schnelle und völlig freiwillige Bekehrung der Gothen beweist, wie empfänglich sie für die christliche Lehre waren. Eben so schnell bekehrten sich die Vandalen, Burgunder, später Franken, Longobarden und Angelsachsen. Ein hartnäckiger Wi erstand gegen das Christenthum begann erst, als die Franken von Gallien aus im Innern

Deutschlands die dort noch heidnischen Stämme mit Gewalt bekehren wollten und die Kirche zu einem Mittel politischer Unterdrückung machten.

Ueber die ersten Apostel und Heiligen an den deutschen Grenzen, so wie über die Gründung der ersten Bisthümer ist viel gestritten worden. In spätern Jahrhunderten waltete ein frommer Wetteifer, die Stiftungen in eine ältere Zeit zurückzudatiren und wo möglich mit der apostolischen Zeit noch in eine unmittelbare Verbindung zu bringen, und die fromme Dichtung schmückte die Legenden der Heiligen mit mancher Zuthat aus. Die neuere Zeit ging nun aber wieder in ihrer Kritik zu weit und wollte auch das wegleugnen, was ohne Zweifel einen geschichtlichen Grund hat. Wenn wir uns erinnern, mit welcher Strenge Diocletian alle Christen in seinem weiten Reiche aus Staatsgründen verfolgte und wie sein Mitkaiser Maximian noch persönlichen Haß und Eifer hinzufügte, so versteht es sich von selbst, daß der letztere auch die christlichen Soldaten innerhalb seines Heeres ausmerzte und entweder wieder zu Heiden machte, oder hinrichten ließ, und es versteht sich ebenso von selbst, daß es damals und zumal unter tapfern Soldaten viele treue Christen und Märtyrer geben mußte. Die grausame Vernichtung der thebäischen (in Aegypten für das Christenthum ganz besonders begeisterten) Legion im heutigen Wallis bei Martinach unter Maximian im J. 287 hat also allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit und ebenso die dunkle Hautfarbe ihres afrikanischen Anführers, der wegen mauritanischer Abkunft wahrscheinlich Mauritius getauft worden war. Daß ein so großer Mord von den Christen nicht vergessen wurde, daß dem frommen Märtyrer an der Stätte seines Todes die Kirche St. Moritz errichtet wurde, ist etwas ganz Natürliches, und eben so sind es die Stiftungen, die von Flüchtigen jener Christenschaar selbst oder nur auf ihren Gebeinen noch anderwärts gegründet wurden.

Von den Hunnen erzählen uns die chinesischen Annalen, sie hätten sehr oft die Einwohner großer Städte, ja ganzer Landschaften in Masse niedergemetzelt, ja ihre flüchtigen Reiterschaaren hätten sogar die eigenen Weiber in Masse abgeschlachtet, um sich des

überflüssigen Trosses zu entledigen und rascher weiter zu kommen. Niemand zweifelt daran. Warum will sich nun die moderne Kritik dagegen sträuben, daß zur Zeit Attilas einmal bei Köln eine große Schaar Jungfrauen in Masse sollen ermordet worden seyn? Das waren die berühmten 11,000 Jungfrauen, welche nach der Legende die h. Ursula aus England begleitet hatten, die von den Hunnen mit Pfeilen getödtet wurden und deren Gebeine noch heute in Köln verehrt werden.

Die verschiedenen Stiftungen, die auf dergleichen Märtyrer zurückgeführt werden, haben eine geschichtliche Grundlage. Eben so natürlich ist, daß einzelne Missionäre schon frühe von Italien aus am Rhein thätig waren. Daher die uralte Verehrung des h. Lucius in Graubündten, des h. Fridolin in Seckingen zwischen dem Bodensee und Basel, des h. Maternus in Trier und Köln. Den letztern bezeichnet die Legende sogar als den Jüngling von Nain, den der Heiland einst vom Tode weckte. Unter den ältesten Heiligen Deutschlands glänzt die h. Afra, eine Buhlerin aus Augsburg, die sich bekehrte, ihr lüderliches Haus in eine Kirche verwandelte und unter Diocletian den Märtyrertod litt.

Derjenige Heilige, der am meisten auf die deutschen Heiden in Gallien einwirkte, daher auch noch bei den Franken wie der eigentliche Nationalheilige verehrt wurde, war der früher schon genannte h. Martin von Tours. Auf ihn ist im Volksglauben merkwürdig viel von einem alten Gott übertragen worden, der Kampf mit Riesen, das große Trinkhorn, die Martinsgans ꝛc. Solche Uebertragungen altheidnischer Vorstellungen und Gebräuche wurden von der Kirche nicht nur geduldet, sondern mehrmals vom Papst sogar empfohlen. Nur mußten sie von unschuldiger Art seyn. Auf denselben Bergen, in denselben h. Hainen, an derselben h. Quelle, wo der deutsche Heide zu seinen unvollkommenen Göttern gebetet hatte, sollte er jetzt zu dem wahren Gotte beten. Mit denselben Blumen, die zuvor der guten Naturmutter dargebracht worden waren, sollte jetzt Mariens Altar geschmückt werden. In derselben h. Stunde, in der man früher dem Stillstand der Sonne und der Zeit überhaupt

ahnungsvoll gelauscht hatte, sollte man jetzt die sichtbare Herabkunft des Gottessohnes feiern.

Von Anfang an war die heilige Geschichte in der Jahresfeier der Geburt und des Todes Jesu, in den Festen der h. Jungfrau, der Apostel und Märtyrer an bedeutungsvolle Tage im Jahr geknüpft gewesen. Leiden und Sterben des Herrn fiel in die jüdische Osterzeit, die Ausgießung des h. Geistes in die Pfingstzeit.

Je mehr die Judenchristen an ihren alten Satzungen festhielten, um so nothwendiger wurde es für die Kirche, den entschieden christlichen Charakter auch in den Festzeiten auszuprägen und sich vom jüdischen Gebrauch loszureißen. Deshalb trat der Sonntag an die Stelle des Sabbath (Samstag) und wurden Ostern und Pfingsten zu beweglichen Festen, so daß ihre Tage nicht mehr mit denen der jüdischen Feste zusammenfielen. Dennoch behielt die griechische Kirche des Morgenlandes mehr vom Judenjahr bei, indeß die römische des Abendlandes sich näher an die großen Jahresfeste der Heiden anschloß. Man hat daraus den Christen den Vorwurf gemacht, als hätten sie aus Politik, um den Heiden den Uebertritt zum Christenthum bequemer zu machen, denselben zu viel nachgegeben. Allein das Motiv und der Zweck waren von ganz anderer Art. Es handelte sich darum, der Arbeit des Menschen im Verlauf der Jahreszeiten eine höhere Weihe zu geben, den auf die Natur angewiesenen Menschen in der Natur immer ihren Schöpfer und Wohlthäter vorzuhalten, die staunenswürdigen, schrecklichen und lieblichen Wechsel der Natur als Sinnbilder für das höhere und sittliche Leben aufzufassen und endlich die Gabe der Natur in jeder Jahreszeit zu benutzen, um die christlichen Feste, die in diese Zeit fielen, auf sinnige Weise zu verschönern. Man wollte nirgends die heidnische Naturvergötterung fortsetzen, aber man wollte auch die christliche Feier nicht in der Abstraction von aller Natur vertrocknen lassen. Die heidnischen Jahresfeste hatten eine natürliche Berechtigung. Wenn auch die Vorstellungen von der Gottheit dabei sehr unvollkommen geblieben waren, so war doch der Gebrauch, beim Austreiben der Heerden zum himmlischen Beschützer derselben zu beten, bei der Rück-

kehr ihm zu danken, desgleichen bei Saat und Ernte, in der Weinlese dieselben religiösen Pflichten zu erfüllen, in tiefem Sonnenstande den Untergang des Lichts zu fürchten, in der tiefen Novembernacht der Todten zu gedenken und dann bei der Wiedererhebung der Sonne nach Weihnachten und zu Ostern freudig den Lichtgöttern Dank darzubringen, und überall bei jedem Fest den Schmuck, den die Jahreszeit gerade in Blumen, Zweigen, Früchten darbot, zur Verschönerung anzuwenden, ein allweg natürlicher und der christlichen Feier eben so angemessen, wie der heidnischen.

Man behielt, ohne dem Christenthum Abbruch zu thun, sogar die meisten alten Namen der Wochentage bei, obgleich sie heidnischen Göttern geweiht waren, der Dienstag oder Erchtag dem Kriegsgott Zio oder Erich, Ir, Tyr, der Mittwoch oder Wodanstag dem Wodan, der Donnerstag dem Donnergott, Freitag der Liebesgöttin Freyja. Auch der Name Ostern wurde noch entlehnt von der Ostara, der im Osten aufgehenden Sonne.

Daß Namensähnlichkeiten zuweilen einem christlichen Heiligen die besondere Verehrung der Heiden zuwendeten, erscheint nun natürlich. So hat man die große Bedeutung, welche der h. Nicolaus, obgleich er nie im Norden war, doch gerade bei den Deutschen im Norden, zumal an den Küsten und bei den Seefahrern erlangte, aus der Aehnlichkeit seines Namens mit dem des Nix, nordisch Nikr, dem Wassergeist, erklärt. In Sicilien wurde die Demeter als bona dea, griechisch ἀγαθή (die Gute) verehrt und man feierte ihr dort ein großes Fest mit riesenhaften Fackeln (weil sie mit Fackeln in der Hand ihre verlorene Tochter Persephone gesucht hatte) und trug eine riesenhafte weibliche Brust in Prozession umher (weil sie als Amme der ganzen Natur angesehen wurde). Ihr Bild wurde auf einem hohen Triumphwagen umhergeführt und trug den Schleier der mütterlichen Göttinnen, den Wagen zogen Rinder als dem Ackerbau dienende Thiere. In der christlichen Zeit wurde nun in demselben Sicilien die h. Agathe verehrt und ihr Fest auf ganz ähnliche Art mit Fackeln gefeiert, ihr Bild auf einem Wagen geführt und ihr eine ungeheure Brust vorangetragen, weil ihr nach der Legende die

Brüste abgeschnitten wurden. Ihr Schleier aber galt als Schutzwehr gegen die Feuerausbrüche des Aetna. Hier scheint in der That ein heidnisches Volksfest in ein christliches umgewandelt worden zu seyn, indem man auf eine wirkliche Märtyrerin bei zufälliger Namensähnlichkeit die Attribute einer alten Göttin übertrug.

Daß man das Leben der Heiligen auf das Naturleben bezog, wo sich eine Aehnlichkeit darbot, war überall natürlich und darf nicht als Entweihung des Heiligen angesehen werden. Johannes der Täufer erinnerte selbst daran, er gleiche der niedersteigenden, Christus der aufsteigenden Sonne, weshalb sein Fest in die Sommersonnenwende, das Christfest in die Wintersonnenwende fällt. Den Sonnabend weihte man der h. Jungfrau als Mutter des Heilandes, weil dieser Tag dem Sonntag vorhergeht. Ein Beispiel, wie die Legende in Bezug gebracht wurde zum Naturleben, haben wir in den vierzig Rittern. Diese tapfern römischen Soldaten weigerten sich einmal als Christen den Götzen zu opfern. Sie erklärten, sie wollten für ihren himmlischen Herrn eben so tapfer streiten, wie für den irdischen. Man stieß sie nackt in einen gefrorenen See. Nur einer sprang aus Angst wieder heraus und starb sogleich. Die andern hielten aus. Die Wächter schliefen ein, bis auf einen, der sie bewundernd, selber Christ wurde, sich auszog und statt des Abgefallenen zu ihnen gesellte und die Zahl vierzig wieder voll machte. Nun ist es eine Erfahrung, daß am Tage dieser Heiligen (9. März) häufig neue Kälte eintritt, und Volksglaube, daß das Wetter vierzig Tage lang so bleibt, wie es diesen Tag war.

Solche Beziehungen auf die Natur sind in der Legende durchgängig nur sinnige und anmuthige Anknüpfungspunkte, um die Feier der Heiligen zu erhöhen. In der Reihenfolge der Heiligenfeste im Kirchenjahr kehren sie oft wieder und dienen dazu, erstens den Menschen bei der Jahresarbeit, beim Wechsel der Jahreszeiten, bei Saat und Ernte ꝛc. immer an die höhere Welt zu mahnen, zweitens dem Feste selbst einen Schmuck zu verleihen, den die Natur gerade zu der bestimmten Zeit des Festes darbietet, Blumen, Aehren, Früchte ꝛc.

Hier ist überall nichts Heidnisches mehr, sondern eine höhere Weihe des Zeitlichen durch die Erinnerung an das Ewige.

In den ersten Jahrhunderten der deutschen Bekehrung tritt eine eigenthümliche Verdunkelung ein, welche nicht in jenen eben geschilderten von den Heiden zum Christenthum mitgebrachten Gebräuchen lag, sondern im Gegentheil in einer falschen Auffassung dessen, was sie von den römischen Christen annahm. Das war vor allem der arianische Irrthum und zweitens die Corruption der römischen Großen. In den erstern fielen hauptsächlich die gothischen Stämme, in den letztern der fränkische. Es bedurfte daher noch geraumer Zeit, bis die Häresie und zugleich die sittliche Fäulniß im Süden, der odinische Trotz im Norden überwunden wurden.

Mit den Deutschen aber trat ein frisches und freudiges Element in die christliche Kirche ein. Ohne die Heldenarme der Deutschen hätte sich diese Kirche des bald darauf furchtbar hereinbrechenden Islam nicht erwehrt, ohne das tiefe Gemüth, den sittlichen Ernst und Rechtssinn der Deutschen hätte sie im Innern nicht die bewundernswürdige Organisation gefunden, die sie im Mittelalter annahm, und nicht die wundervolle Blüthe christlicher Kunst entfaltet. Es bedurfte dazu einer Auffrischung des römischen Blutes mit dem deutschen, einer Durchbringung des römischen Geistes mit dem deutschen Gemüth.

Zweites Buch.

Untergang der Gothen.

1.

Die Franken.

Frank ist so viel als frei. Im ältesten fränkischen Gesetz heißt es: Ingenuus sive Francus und in der Vorrede dazu: gens Francorum, firma pacis foedere, quae Romanorum jugum durissimum de suis cervicibus excessit pugnando, d. h. das Frankenvolk, ein Bund, welcher der Römer hartes Joch kämpfend zerbrach. Ebenso sagt Nazarius, Lobredner des Kaiser Constantin, alle niederrheinischen Völkerschaften hätten sich zu einem großen Bunde verschworen. Da nun der Name der Franken von den Römern das erstemal im J. 240 erwähnt wird, ist es am wahrscheinlichsten, daß der Bund während der schrecklichen Kriege unter dem wilden Maximinus Thrax zu dessen Abwehr geschlossen wurde. Ein Bund etwa wie der, welcher früher schon unter Arminius zusammengetreten war, und kaum auf längere Dauer, denn wenn auch der gemeinsame Name blieb, so doch nicht die enge Verbindung, wie die häufigen Kämpfe unter den Franken selbst beweisen. Allmählig werden salische und ripuarische Franken unterschieden, die ersteren, wahrscheinlich nach der Saale (Yssel) benannt, in den Niederlanden, die andern, von ripa, dem

Ufer (des Rhein) zubenannt, weiter östlich. Jene waren den Römern mehr oder weniger heerpflichtig geworden, aus ihrer Mitte waren aber schon Usurpatoren hervorgegangen, die sich keck zu Kaisern aufgeworfen hatten, sie waren gewitzigter, aber auch verdorbener, als alle andern deutschen Stämme. Die Ripuarier hatten die alte deutsche Treuherzigkeit besser bewahrt. Beide aber waren noch Heiden.

Die Fabel, daß die Franken von Troja hergekommen seyen, ist ersonnen worden zu dem Zweck, den Franken einen gleichen Ursprung wie den Römern anzudichten, damit sich die letzteren williger den ersteren anschlößen. Wahrscheinlich wurde eine alte Sage von der Herkunft aller Deutschen aus Asien in diesem Falle mißbraucht.

Die salische Fürstendynastie läßt sich nur bis auf den Markomir zurückführen, der mit zwei andern fränkischen Stammfürsten, Genobald und Sunno, gegen den Kaiser Theodosius unglücklich focht und in der Gefangenschaft starb. Sein Sohn Faramund soll zum ersten König gewählt worden seyn „nach dem Beispiel anderer Völker," wie Siegebert von Gemblours erzählt. Das deutet wohl auf die Gothen und Burgunder hin, welche durch ihren König einiger gemacht wurden, als sie vorher waren. Das Volk aber verpflichtete den neuen König, die alten Volksrechte zu achten, welche aus diesem Anlaß zum erstenmal, nachdem sie von vier aus drei Gauen gewählten Männern berathen worden waren, niedergeschrieben wurden, das berühmte salische Gesetz. Weil das Saalland nur drei Gaue hatte, muß es noch klein gewesen seyn. Auch hatten die Ripuarier nicht das salische, sondern ein besonderes Gesetz. Aus beiden aber erkennen wir, daß bei den Franken nicht mehr der Grund und Boden Gemeingut aller (Allmand, wie noch bei den Alemannen), sondern schon in Erbgüter an die einzelnen freien Männer (Alemannen) vertheilt war.

Auf den Faramund folgte Chlodio, der zuerst die Sitte eingeführt haben soll, nach welcher alle Frankenkönige ihr Haar so lang tragen mußten, als es gewachsen war. Sie wurden aber auch durch die Schönheit ihrer blonden Haare berühmt. Dem Chlodio folgte Merowig, von dem das ganze Königsgeschlecht den Namen der Merowinger erhielt. Man hat denselben von der Meeruwe, einer Ge-

gend an der Mündung der Maas ableiten wollen, die alte Stammsage der Frankenkönige leitet ihn von einem Meerungeheuer ab, welches die Königin am Strande überraschte und von dem sie Mutter des Merowig geworden seyn soll. Das entspricht ganz dem Charakter des Odin, der unter dem Namen Hnikar auch Herr des Meeres war, und dem Charakter des heidnischen Königthums, welches seinen Ursprung gern auf Odin zurückführte.

Merowigs Sohn und Nachfolger war Childerich, der sich eines odinischen Sprößlings ganz würdig zeigte, indem er seinen Franken die Weiber untreu machte. Aber sie ließen sich das nicht gefallen und jagten ihn fort. Damals war Aegidius noch römischer Statthalter in dem mittleren Theile Galliens, der den Römern noch zwischen Franken und Westgothen übrig geblieben war, und genoß als guter Nachbar das Vertrauen der Franken in solchem Maaße, daß sie ihn zu ihrem Haupt erkoren. Das konnte nur von Saliern geschehen, die schon längst mit Römern in enger Verbindung gestanden hatten. Die sonderbare Wahl erklärt sich aber auch, wenn man erwägt, daß sich damals das westgothische und selbst das burgundische Reich ausdehnte und daß die Salier einen engen Bund mit den Römern zu ihrem Schutz für nöthig halten mochten. Childerich entfloh über den Rhein an den Hof des thüringischen Königs Bisinus, mit dem er verwandt war. Die Thüringer saßen in dem Lande an der Saale, welches heute noch ihren Namen führt. Mit ihrem älteren Namen hießen sie Hermunduren. Sie hatten sich damals durch Oberfranken bis an die Donau hin ausgebreitet, waren aber den Franken näher verwandt, als den Gothen und Sachsen. Bisinus hatte eine lebenslustige Frau, die Königin Basina, die den jungen König der Franken viel liebenswürdiger fand, als ihren Gemahl. Unterdeß bildete sich eine antirömische Partei unter den Saliern, oder traten vielleicht auch ripuarische Franken ins Mittel, weil es doch den Stolz der Deutschen kränken mußte, daß ein Römer unter ihnen herrschte. Die römische Besteuerungsart, die Aegidius im Saallande einführte, wurde nun zum Anlaß genommen, daß man auch wieder den Aegidius fortjagte. Daß alles Sache einer merowingischen Ver-

schwörung war, beweist Viomadus, ein treuer Anhänger Childerichs, welcher unter den Saliern zurückgeblieben war, um für ihn zu wühlen. Sie hatten vor der Flucht des Königs ein Goldstück zerbrochen, wovon der König die eine Hälfte mit nach Thüringen genommen hatte, und die Verabredung war, daß, wenn Viomad ihm die andere Hälfte zusenden würde, die Angelegenheiten gut für ihn stünden und daß er dann zurückkehren solle. Childerich erhielt das Goldstück, brach augenblicklich auf und wurde von den Saliern wieder als König angenommen. Nun kam ihm aber Basina heimlich nach und er heirathete sie, obgleich Bisinus noch lebte. In der Hochzeitnacht sah sie im Traum zuerst einen Löwen, ein Einhorn und einen Leoparden, dann Bären und Wölfe, endlich Hunde, was auf die Kinder und Kindeskinder aus dieser Ehe gedeutet wurde. Ihr erstgeborner Sohn aber war der große Chlodwig.

Childerich hatte übrigens einen schweren Stand, denn er mußte sich bald mit Aegidius, bald mit den Westgothen, bald mit Burgundern, bald mit Alemannen herumschlagen, wobei ihm zu gute kam, daß sie unter einander selbst nicht einig waren. Auch sächsische Seeräuber plagten ihn an den Meeresküsten. Er wurde zu Doornik (Tourney) begraben, 482. Sein merkwürdiges Grab wurde erst im 17. Jahrhundert wieder aufgefunden und enthielt Reste eines golddurchwirkten Kleides über dem sechs einen halben Fuß langen Gerippe, ein sehr langes Schwert, einen goldenen Stierkopf, mehr als 300 goldene Bienen und eine Kristallkugel.

Chlodwig war erst 15 Jahre alt, als sein Vater starb. Unterdeß war auch im römischen Gallien dem Aegidius sein Sohn Siagrius nachgefolgt. Es schien also, als ob diese römische Familie eine unabhängige Dynastie gründen wollte. Allein sie besaß nicht mehr die Macht dazu. Kurz vorher hatte Odoachar in Rom dem alten Kaiserthum ein Ende gemacht. Von dort konnte der Römer in Gallien keine Hülfe mehr erhalten und noch viel weniger von Constantinopel. Nichts war also natürlicher, als daß ein kühner deutscher Fürst in Gallien dasselbe that, was Odoachar in Italien, und den letzten Rest der Römerherrschaft vollends hinwegfegte. Daß

der feurige Chlodwig, sobald er 17 Jahre alt geworden war, dazu Lust bekam, darf niemand wundern. Er fiel also im J. 486 über den armen Siagrius her und schlug ihn in einer Schlacht bei Soissons. Siagrius floh zu den Westgothen, deren König Alarich ihn aber an Chlodwig auslieferte. Dieser ließ ihn hinrichten, mußte sich noch einige Zeit mit der Eroberung der festen Römerstädte plagen, eroberte aber endlich das ganze Gebiet, welches Siagrius besessen hatte. Warum die Westgothen den Franken so viel Raum ließen, erklärt sich aus ihren innern Zuständen.

König Theodorich, der Bruder und Mörder des Thorismund, war im J. 466 selbst wieder vom dritten Bruder Eurich ermordet worden. Dieser thatkräftige und kluge König mußte sehen, wie sich Ricimer in Rom mit dem Hofe von Constantinopel verband, um die Vandalen in Afrika anzugreifen, und wurde zugleich von Aegidius angegriffen. Er erkannte daraus, daß die verbundenen Ost- und Weströmer, wenn sie erst mit den Vandalen fertig würden, auch die Westgothen würden unterdrücken wollen. Er verband sich daher mit dem Ostgothenkönig Widimir, der ihm mit einem Heere beistand, und eroberte mit seiner Hülfe ganz Spanien. Nur in den nordwestlichen Gebirgen ließ er den Suevenkönig Remismund walten, die Römer aber vertrieb er aus allen Küstenstädten, wo sie wieder festen Fuß zu fassen versucht hatten. Von hier aus konnte er den Vandalen die Hand reichen und beide brauchten den Bund von Ost- und Westrom nicht mehr zu fürchten, der sich übrigens, wie wir gesehen haben, von selbst auflöste. Wahrscheinlich hatte Eurich im Sinn, auch in Gallien die Grenzen seines Reiches auszudehnen, vielleicht das ganze Gallien zu erobern, und die enge Verbindung, in der er mit den Ostgothen stand, läßt vermuthen, daß zwischen ihm und Widimir damals schon der Plan verabredet worden ist, nach welchem die Ostgothen sich Italiens bemächtigen sollten. Eurich eroberte das südliche Gallien bis an die Alpen und schlug den Odoachar zurück, 478. Er bekriegte auch die Burgunder und Franken und schlug sie einigemal. Er scheint aber viel mit ihnen diplomatisirt zu haben und mochte hoffen, indem er

ihre Spaltungen benutzte, mehr zu gewinnen, als in einem blutigen Kriege. Wenigstens wollte er sie zunächst nur im Schach halten, da sein Hauptaugenmerk immer auf Italien gerichtet blieb. Der Schlüssel dieser Politik lag in seinem Bunde mit dem ostgothischen Brudervolke und in dem Plan der italienischen Eroberung. Am Hofe zu Toulouse war große Bewegung, Gesandtschaften gingen ab und zu. König Eurich hatte unbestritten den ersten Rang unter allen damaligen deutschen Fürsten. Aber dieser unternehmende Mann starb in der Mitte seiner Laufbahn, 484, und hinterließ nur einen jungen und schwachen Sohn, Alarich, dem alle Talente fehlten, um die großen Plane seines Vaters durchzuführen. Daraus nun erklärt sich, warum es Chlodwig wagen konnte, das Land des Siagrius zu erobern, was er nimmermehr gewagt haben würde, wenn Eurich noch gelebt hätte. Alarichs Rathgeber waren durch das Vorgehen der Franken überrascht, vielleicht auch bestochen, sie mochten hoffen, den Franken zum Freunde zu gewinnen. Den Siagrius zu unterstützen, entsprach der bisherigen Politik Eurichs nicht. Indem sie aber den unglücklichen Römer dem Franken auslieferten, verriethen sie eine Schwäche, die dem kühnen Chlodwig nur Muth machen konnte, noch mehr zu wagen.

2.

Chlodwig.

Unter den Franken war kein Adel, das merowingische Königsgeschlecht ausgenommen. Alle Franken waren sich gleich und ein Adel, ein übergeordneter Rang entstand erst in Folge der fortgesetzten Kriege und Eroberungen, aus den vertrautesten Offizieren des Königs, denen er Hof- und Staatsämter übergab. Das waren die antrustiones oder ingenui in truste. Es war also kein Geburts-, sondern ein Verdienstadel, der auch erst später größere Güter zu Lehen erhielt. Nach der Eroberung wurden die Landgüter nicht vom

König nach Gunst zu ungleichen Theilen als Lohn für die Kriegsdienste vergeben, sondern vom gesammten Volke unter alle Freien gleich vertheilt. Wie streng diese Gleichheit eingehalten wurde, davon erzählt Gregor von Tours ein Beispiel. Nach der Plünderung von Rheims erbat sich Bischof Remigius daselbst von Chlodwig ein kostbares Kirchengefäß zurück. Der König drückte den versammelten Kriegern den Wunsch aus, sie möchten ihm zu dem ihm gebührenden Beutetheil noch dieses Gefäß überlassen. Ein Franke aber legte seine Streitaxt an das Gefäß und rief: „Du sollst nichts haben, als dein Loos." Chlodwig aber, dem sich alle heerpflichtigen Franken im Frühlingsanfang zur Heerschau (auf dem s. g. Märzfelde) stellen mußten, brauchte im nächsten März die Gewalt, die ihm als Kriegsherrn über die Soldaten in Reih und Glied zustand und schlug jenen Franken mit seiner Streitaxt todt. Nach und nach bildete sich im fränkischen Heere ganz von selbst eine Aristokratie aus, indem die Getreuen des Königs in ihrem eigenen Interesse fest zusammenhielten und es jedes gemeinen Kriegers Ehrgeiz wurde, unter die Getreuen aufgenommen zu werden. Damit hing die allmählige Ausbildung des Lehenwesens zusammen. Neben dem gleichen Theil, den jeder Franke früher von der Kriegsbeute erhalten, bekam der Getreue des Königs von demselben noch größere Güter zum Lohn, aber nur auf Lebenszeit, daher nur gelehnt, als Lehen. Die neue Aristokratie vereinigte also mit dem höhern Amtsrang auch größern Besitz.

Die Franken werden von den römischen Zeitgenossen als ein im Kriege schreckliches und unüberwindliches, dabei aber durch und durch treuloses Volk geschildert. Man ist immer geneigt gewesen, ihre Treulosigkeit aus der römischen Ansteckung herzuleiten, als seyen sie unter den verdorbenen Römern mitverdorben worden. Allein ihre Arglist hat überall mehr ein barbarisches, als römisches Gepräge und beweist, wie mächtig gerade ihr Stamm und Königsgeschlecht vom odinischen Dämon besessen war. Als Bischof Remigius den König Chlodwig bekehren wollte, suchte er ihm die Richtigkeit seiner

Heidengötter zu beweisen, die er in Saturn, Jupiter, Merkur und Mars latinisirt. Damit sind Allvater, Thor, Odin und Tyr gemeint.

Die Franken bedienten sich als ihrer Lieblingswaffe der Streitart oder kurzen Hellebarde (securis, framea, francisca) und zeichneten sich durch enganliegende, den athletischen Wuchs genau ausdrückende Unterkleider, eine Art Tricot aus, über denen sie einen kurzen, gleichfalls eng anschließenden Rock ohne Aermel trugen, während die übrigen deutschen Stämme weitere Hosen, Röcke mit Aermeln und Mäntel trugen.

Chlodwig konnte nicht ruhen noch rasten, so sehr glühte er von Jugendfeuer und Thatendrang. Da sich die Westgothen so zag benommen hatten, versuchte er es auch mit den Burgundern. Den Vorwand lieh ihm ein Brudermord in ihrem Königshause. Aehnliche Brudermorde hatten sich im Hause der Westgothen gehäuft, wir werden sie später eben so außerordentlich oft, ja als etwas gewöhnliches in den englischen und nordischen Königshäusern wiederkehren sehen. Da es aber immer kühne Helden sind, die einander verdrängen, so war die Corruption dieser deutschen Dynastien wenigstens der ptolemäischen und seleukidischen unähnlich, ein Zeichen der übermüthigsten Kraft und nicht der Erschlaffung, also auch noch in der christlichen Zeit odinisch! — Die Burgunder hatten ihr früheres Besitzthum am Mittelrhein, dessen Mittelpunkt Worms gewesen war, längst den Alemannen überlassen und waren an die Rhone und in die südlichen Alpen gezogen, wo sie in Bormio ein neues Worms gründeten. Ihrem gegen die Hunnen gefallenen König Gunthachar folgte Gunthioch, dessen vier Söhne das Land theilten. Hilperich saß zu Gent, Godegisel zu Besançon, Gundebald in Lion, Godemar in Vienne. Der unternehmendste unter ihnen war Gundebald, welcher seinen Bruder ermorden ließ, dessen schöne Tochter Chlotilde aber in ein Kloster zu Genf einsperrte. Chlodwig, der wohl von ihrer Schönheit gehört hatte, interessirte sich für sie zugleich aus politischen Gründen, um sich in die Angelegenheiten Burgunds einmischen zu können. Er schickte daher den treuen Aurelian als Bettler verkleidet nach Genf und in das Kloster. Als nun hier die königs-

liche Nonne nach der Sitte dem fremden Pilger demüthig die Füße wusch, ließ dieser den Ring Chlodwigs in das Wasser gleiten, gab sich ihr zu erkennen und warb um ihre Hand für seinen König. Sie aber willigte mit Freuden ein. Der Bettler wurde nicht mehr gesehen. Bald aber ritten fränkische Gesandte mit stolzem Gefolge vor Gundebalds Burg und forderten von ihm die Braut Chlodwigs. Gundebald grollte, wagte jedoch nicht den mächtigen Franken zu trotzen und ließ die Nichte frei. Nach damaliger Sitte der Frauen fuhr sie auf einem mit Ochsen bespannten Wagen der Grenze zu und ließ unterwegs alle burgundischen Wohnungen in Asche legen, damit ihr Oheim erführe, wie tief sie ihn haßte und welche Rachegedanken sie hegte. Chlodwig nahm sie zur Gattin. Der erste Sohn, den sie ihm gebar, starb. Darin glaubte sie eine göttliche Strafe zu erkennen, weil der Knabe als Sohn eines heidnischen Vaters nicht getauft worden war. Sie aber war eine Christin und flehte den Gatten an, ihren zweiten Sohn taufen zu dürfen. Er gestattete es und dieses Kind blieb leben.

Seine burgundischen Pläne mußte Chlodwig verschieben, weil ihn die Alemannen, vielleicht nicht ohne geheime Anreizung Gundebalds, angriffen. Dieses Volk war sehr zahlreich, weit ausgebreitet, unvermischt mit Römern und von so zäher Kraft, daß es der Franken wohl Meister geworden wäre, wenn ihm nicht die Einheit des Königthums gefehlt hätte. Nur in der Volkssage leben dunkle Erinnerungen an einen verwandtschaftlichen und religiösen Zusammenhang der ältesten Adelsgeschlechter unter den heidnischen Alemannen, immer aber, und auch diesmal gegen Chlodwig kämpfte das Volk unter verschiedenen Führern, jeder Gau unter dem seinigen. Indem sie sich nach Norden weiter auszubreiten suchten, stießen sie auf die Katten (Hessen), die zu den östlichen Franken gehörten und wahrscheinlich unter den Ripuariern mitbegriffen waren, deren zu Köln residirender König Sigebert schwere Kämpfe mit den Alemannen zu bestehen hatte, bis Chlodwig ihm zu Hülfe kam. Im Jahr 496 maßen sich die vereinigten salischen und ripuarischen Franken unter Chlodwigs Führung mit dem großen Volksheere der Alemannen in

einer schrecklichen Schlacht bei Tolbiacum (Zülpich) im Elsaß. Es wurde ungeheuer viel Blut vergossen und der Sieg schwankte lange. Da rief Chlodwig den Gott der Christen an, wenn er der stärkere Gott sey, damit er ihm die Alemannen überwältigen helfe, denen Odin, der heidnische Siegesgott, diesmal gewogener schien, als den Franken. Nun siegte Chlodwig wirklich und die Niederlage der Alemannen war so entsetzlich, daß sie nicht mehr gegen die Franken aufkamen. Darauf gelobte Chlodwig, ein Christ zu werden, und seine Anthrustionen thaten das gleiche. Obgleich dieser Fall einer Bekehrung während der Schlacht dem des großen Constantin sehr ähnlich, darf man ihn doch nicht als eine verabredete Nachahmung desselben ansehen. Vielmehr war nichts natürlicher als daß, wenn zwei heidnische Heere mit einander kämpften, jedes den Siegesgott anrief, und daß Chlodwig, indem er am Siege zweifelte, sich an den Gott wandte, von dem ihm Chlotilde und Remigius so oft gesagt hatten, er sey stärker als alle Heidengötter. Als sich Chlodwig von Remigius im Christenthum förmlich unterrichten ließ und ihm das Leiden Christi ausführlich erzählt wurde, soll er ans Schwert gegriffen und zornig ausgerufen haben: „wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, wie würde ich ihn gerächt haben!" Auch diese Aeußerung beweist, daß dem Könige sein Heidenthum früher eben so ernst gewesen ist, als es jetzt seine Bekehrung war. Am folgenden Ostertage wurde Chlodwig zu Rheims vom h. Remigius feierlich getauft und aus einem Oelfläschchen gesalbt, welches eine Taube selbst vom Himmel soll gebracht haben. Mit ihm empfingen 3000 edle Franken die Taufe und zwar als katholische, römisch rechtgläubige Christen und nicht als Arianer, wie die übrigen deutschen Stämme.

Von Alemannien riß Chlodwig den nordwestlichen Theil hinweg in einer Grenzlinie, welche noch später das schwäbische Oberland vom Unterlande trennte. Er hätte vielleicht noch mehr genommen, wenn es die Ostgothen nicht verhindert hätten, deren mächtiger König Theodorich, Widimirs Neffe, Alemannien schützte, ohne deshalb einen Krieg mit den Franken anzufangen.

Jetzt erst nahm Chlodwig den burgundischen Plan wieder auf.

Er hatte sich mit Godegisel verständigt und als er den Gundobald angriff, besiegte er denselben gleich in der ersten Schlacht bei Dijon im Jahr 500, weil Godegisel zu ihm überging. Gundobald mußte sich nun dem Frankenkönig unterwerfen und Burgund von ihm zu Lehen nehmen, fiel aber nachher über den untreuen Bruder her und ließ denselben umbringen. Das burgundische Volk scheint unruhig geworden zu seyn und große Lust gehabt zu haben, den Schutz der Ostgothen anzurufen. Die Großen des Reichs zwangen den König Gundobald auf einem Tage zu Genf, das Gesetzbuch, welches er ihnen gegeben hatte, zurückzuziehen, und verabschiedeten ein neues, die s. g. lex gundabada. Der König aber suchte jetzt seine Stütze bei den Franken, verließ deshalb den arianischen Glauben, um, wie Chlodwig, katholisch zu werden, und schloß ein enges Bündniß mit diesem gegen die Westgothen.

Dieses unglückliche Volk, welches noch kurz vorher unter König Eurich eine so große Rolle gespielt hatte, war durch die Schwäche Alarichs, wenn nicht durch innern Verrath, gelähmt. Als Arianer wurden sie von den katholischen Romanen gehaßt, welche letztere dagegen dem Frankenkönige, weil er, wie sie, katholisch geworden war, zujauchzten. Seitdem die katholische Welt des Abendlandes keinen Kaiser mehr hatte, erblickte sie in Chlodwig ihren einzigen Schirmer, denn alle andern deutschen Könige waren entweder Arianer oder noch Heiden. Chlodwig erwog nun, welcher Vortheil seiner Krone aus dem Bündniß mit der hochgebildeten und einflußreichen römischen Geistlichkeit und aus dem Vertrauen aller Romanen erwachsen mußte. Er ergriff daher, indem er dem Westgothenkönige den Krieg ankündigte, zum erstenmal die Waffen im Namen der rechtgläubigen Kirche gegen Ketzer und verkündigte laut durch ganz Gallien, er wolle die Ketzer nicht mehr dulden. Mithin standen alle römischen Unterthanen der Westgothen auf seiner Seite. Der Erfolg war nicht zweifelhaft. Der überall von Verrath umgebene Alarich mußte in Spanien einen Aufstand des katholischen Volks unter Burdimelus unterdrücken und wie gefährlich derselbe gewesen, erhellt daraus, daß Burdimelus sich schon hatte zum König ausrufen lassen. Als nun Chlodwig heran=

zog, unterlag ihm Alarich schon in der ersten Schlacht bei Poitiers, stürzte auf der Flucht vom Pferde und wurde getödtet, 507. Er hinterließ einen unmündigen Sohn, Amalarich, für den der mächtige Ostgothe Theodorich die Vormundschaft übernahm, ohne ihm aber zunächst eine wesentliche Hülfe leisten zu können. Es war auch zu spät, denn er hätte den fränkischen Eroberer nur früher bewältigen können, wenn er mit Westgothen, Alemannen und Burgundern gemeinsam angegriffen hätte, ehe sie einzeln unterlagen. Theodorich aber hoffte immer noch den Chlodwig, dessen Schwester Albofleda er geheirathet hatte, in Güte und durch Unterhandlungen zu beschwichtigen. Zudem waren die Westgothen unter sich uneins. Eine Partei wählte den Gesalich zum König, einen Bastard Alarichs, der sich mit Chlodwig verständigte und ihm das südliche Gallien preisgab, um dafür als König in Spanien anerkannt zu werden. Erst nach zwei Jahren gelang es dem Ostgothenkönig, durch seinen tapfern Feldherrn Ibbas den Gesalich aus Spanien zu vertreiben. Dieser Usurpator suchte sich nun doch wieder im südlichen Gallien zu halten, wurde aber gefangen und erschlagen. Bei Chlodwig setzte Ibbas so viel durch, daß derselbe nur Aquitanien behielt, Septimanien aber, mit der Hauptstadt Narbonne dem jungen Amalarich blieb. — Außer diesem Landstrich im Süden blieb von Gallien auch noch Armoricum von dem Joch der Franken frei und trat nach einem hartnäckigen Grenzkriege mit Chlodwig in ein Freundschaftsbündniß.

Erst nachdem er den höchsten Kriegsruhm erlangt, der Schrecken aller Nachbarn geworden, andere Völker unterjocht und eine große christliche Partei auf seine Seite gebracht hatte, durfte Chlodwig wagen, unter seinen Franken selbst aufzuräumen. Noch hatten die Ripuarier ihren eigenen König Sigebert in Köln und andere kleine Könige merowingischen Geschlechts besaßen selbst noch unter den Saliern kleine Herrschaften. Sigebert war in der Schlacht bei Zülpich verwundet worden und hinkte. Sein ruchloser Sohn Chloderich ließ sich durch Chlodwigs Versprechungen bewegen, seinen Vater umzubringen, wurde aber hernach, als er sich in einen mit den Schätzen seines Vaters angefüllten Kasten hinunter bog, hinterrücks erschlagen.

So war Chlodwig beide los und erbte das ripuarische Land. Den Rangnachar, einen kleinen König in Cambray, ließ er in Ketten vor sich bringen, rief ihn an: Schämst du dich nicht, daß du dich hast fesseln lassen? und erschlug ihn mit seiner Streitart. Dem Bruder desselben aber rief er zu: Warum hast du deinem Bruder nicht geholfen? und schlug auch ihn nieder. Ebenso einen dritten Bruder. Den Chararik, einen kleinen König an der Seeküste von Flandern, ließ er nebst dessen Sohne zu Mönchen scheeren, denn kein Merowinger war mehr regierungsfähig, wenn er sein langes Haar nicht mehr trug. Als aber der Knabe trotzig sagte, die Haare werden uns schon wieder wachsen, ließ Chlodwig Vater und Sohn umbringen. Die übrigen Merowinger ließ er hinrichten, weil sie hartnäckige Heiden seyen, und das sind sie auch wohl gewesen. Ein Theil der Ripuarier empörte sich, aber der König wurde ihrer Meister. Unter dem Einfluß der Geistlichkeit, die er so sehr begünstigte, und der Anthrustionen, seines neuen kriegerischen Adels, konnte weder das alte Heidenthum, noch die alte Volksfreiheit unter den Franken mehr emporkommen.

Der Hof in Constantinopel suchte die Freundschaft des Frankenkönigs, um ihn nöthigenfalls gegen die Gothen zu benutzen, und schickte ihm ein Purpurkleid, nebst dem Titel eines römischen Consuls. Chlodwig aber nahm dieses Geschenk mit Artigkeit an und zeigte sich seinen römischen Unterthanen in dem neuen Purpur, nicht als ob er damit hätte prahlen wollen, sondern nur, um die römische Bevölkerung noch enger an sein Interesse zu fesseln und weil er die Freundschaft des Kaisers, der gleich ihm ein natürlicher Feind der Gothen war, nicht zurückweisen konnte. Im Vollbesitze seiner Macht starb Chlodwig zu Paris, erst 45 Jahre alt, i. J. 511.

Seitdem hieß Gallien das Reich der Franken oder Frankreich und Paris blieb seine Hauptstadt.

3.

Theodorich der Große.

Der junge deutsche Held, der im J. 476 dem römischen Kaiserthum ein Ende machte und sich zum König von Italien ausrufen ließ, Odoachar, war geborner Fürst der Skirren, eines kleinen, aber äußerst tapfern Volkes, welches in Gesellschaft der Turcilinger und Heruler bis ins heutige Bayern gekommen war und sich im römischen Solde großen Ruhm erworben hatte. Sein Vater Edeko (Eticho), ein Name, der später im Geschlecht der Welfen wiederkehrt, war dem Hunnen Elhak treu geblieben und im Kampf mit den Ostgothen gefallen. Daher der Haß des mit dem Rest seines Volkes entflohenen Skirrenfürsten gegen die Ostgothen. Der junge Odoachar diente in den Kriegen mächtigerer Fürsten, so auch dem Childerich gegen die Alemannen. Da die letzteren nach allen Seiten um sich griffen, traten die genannten Völkerschaften in Bayern zu ihrer eignen Sicherheit mit den Franken gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde in Verbindung. Nachher diente Odoachar den Römern. Damals lebte in Bayern der h. Severinus, durch seine Tugenden auch bei den Heiden geehrt. Odoachar besuchte ihn einmal, mußte sich aber bücken, als er in die niedere Hütte eintrat. Da freute sich der Heilige der hohen und herrlichen Gestalt des Jünglings, der nur einen einfachen Pelz trug, und verkündete ihm den römischen Purpur. Als er aber nach Italien gekommen war, schwang sich Odoachar bald zum Feldherrn aller deutschen Soldtruppen und Bundesgenossen Roms auf und setzte als solcher, wie oben schon erzählt ist, den letzten römischen Kaiser ab, 476. Der römischen Unterthanen wegen behielt er den Titel eines Patricius bei und ließ auch die Römer nach ihren alten Gesetzen leben, vertheilte aber ein Dritttheil aller Ländereien in Italien unter seine deutschen Krieger und nahm seinen Sitz in der festen Stadt Ravenna. Indem er sich nur auf seine Deutschen verlassen konnte, legte er den größten Werth auf den Besitz des

Alpenlandes, als eines Bollwerks, von wo aus er nicht nur mit den ihm ergebenen deutschen Stämmen das Flachland Italiens am sichersten beherrschen, sondern auch die Alemannen und Gothen abwehren konnte. Das heutige Tirol und Oberbayern war bereits mit seinen Skirren, Turcilingern und Herulern erfüllt, welche Odoachars Bruder Arnulf befehligte. Dieser mußte den letzten Rest römischer Bevölkerung, der noch in Regensburg und in andern Orten zwischen den Alpen und der Donau die Stürme der deutschen Völkerwanderung überdauert hatte, unter Mitwirkung des h. Severin über den Brenner nach Italien schicken, um sie vor fernerer Unterdrückung zu schützen, und damit das römische Wesen jenseits der Alpen ein für allemal aufhöre. Von Bayern aus unterwarf Odoachar auch noch die Rugier, welche damals in Oestreich saßen, ein Theil derselben aber unter ihrem letzten König Friedrich rettete sich unter den Schutz der Ostgothen.

Das große Volk der Ostgothen wohnte damals hinter den Rugiern zwischen Wien und Belgrad, unter dem alten Königsgeschlechte der Amaler. Nachdem sie sich von den Hunnen losgerissen hatten, waren sie unter Widimir in enge Verbindung mit den Westgothen getreten und auf den großen Plan des König Eurich eingegangen, die ganze römische Welt ausschließlich unter die gothische Herrschaft zu bringen. Durch Eurichs frühen Tod war dieser Plan zwar noch nicht vereitelt, aber die Ausführung weit hinaus geschoben worden und unterdeß hatte sich der Franke Galliens bemeistert. Dem Widimir war Theodemir und diesem sein Sohn Theodorich gefolgt. Dieser letztere hatte in seiner Jugend mehrere Jahre als Geißel in Constantinopel zugebracht und dort die Fäulniß des römischen Wesens gründlich kennen gelernt. Als er König wurde, nahm er Eurichs Plan wieder auf. Zwar ließ er sich vom Hofe in Constantinopel beauftragen, im Namen des römischen Reiches Italien dem Odoachar wieder zu entreißen, und dachte der Kaiser dabei an nichts, als die Ostgothen aus der gefährlichen Nähe an der untern Donau zu entfernen und sie los zu werden. Allein Theodorich nahm diesen Auftrag nur zum Vorwande, so wie auch die Klagen und

Bitten der Rugier, ihnen gegen Odoachar beizustehen. Er würde sich weder von Constantinopel noch von Friedrich haben bestimmen lassen, gegen Odoachar aufzutreten, wenn seine Seele nicht von dem großen Plane Eurichs erfüllt gewesen wäre. Er handelte ganz selbständig und wollte Italien nur erobern, um wieder in enger Verbindung mit den Westgothen das Abendland zu beherrschen. Deshalb brach er mit seinem ganzen Volke i. J. 487 auf nach Italien. Die Gepiden, welche nachher die von ihm verlassenen Wohnsitze einnahmen, griffen ihn an, wurden aber von ihm zurückgeschlagen. Dagegen schlossen sich nicht nur die Rugier an ihn an, sondern auch viele Alemannen und Thüringer und allerlei streitbares Volk, welches sich im schönen Italien Sieg und Beute versprach. Odoachar verlegte diesem großen Heereszuge zwar die Gebirgspässe, zog sich aber an den Fuß der Gebirge bei Aquileja zurück, wo er seine ganze Macht zusammenzog und ungeschwächt den von den Bergen herab kommenden langen und ermüdeten Zug der Feinde erwartete. Allein er unterlag in der ersten großen Schlacht und noch einmal bei Verona. Hier ging sein Unterfeldherr Tufa zu den Gothen über, fand aber bei Theodorich nicht, was er suchte, und kehrte zu Odoachar zurück, indem er sich dessen Gnade durch verrätherische Auslieferung edler Gothen erkaufte. Theodorich wagte noch nicht, Ravenna anzugreifen, wo Odoachar sich aufs beste verschanzt hatte, sondern verweilte beinahe ein Jahr in Mailand und diplomatisirte hier. Vor allem kam es ihm darauf an, den Westgothen Muth zu machen, die leider keinen Eurich mehr hatten. Sie besannen sich sehr lange, bis sie ihm endlich eine Verstärkung zuschickten. Dann erst griff er Ravenna an. Odoachar zog ihm entgegen bis an die Adda, erlitt aber nach einem langen blutigen Kampfe die dritte Niederlage. Wie viel besser hätte er gethan, wenn er sich als treuer Vasall Theodorichs dessen großem gothischen Plane angeschlossen hätte. Wie mußten die Römer sich freuen, zuzusehen, wie auf ihrem Boden die kräftigsten Heere Deutschlands sich zerfleischten. Es war i. J. 490, also zwei Jahre vor dem großen Kriege zwischen Alemannen und Franken. Der uralte Haß der deutschen Stämme unter einander spielte auch hier

wieder die größte Rolle. Odoachar und seine Bayern opferten sich für die Franken, nachher die Alemannen für die Gothen auf. Es kam zwar zu einem Vertrage, in Folge dessen Odoachar mit Theodorich Frieden machte und ihm Ravenna übergab, nachher aber wurde er auf verrätherische Weise niedergehauen, 493. Da seine Krieger sofort zu dem Sieger übergingen, scheinen unter der Hand die meisten Führer für den gothischen Plan gewonnen worden zu seyn und Odoachar mußte als ein unleidliches Hinderniß desselben beseitigt werden. Von einem römischen Widerstande konnte nicht mehr die Rede seyn. Ganz Italien unterwarf sich dem Ostgothen.

Da sich Theodorich gleichzeitig der Alemannen gegen Chlodwig annahm, liegt die Vermuthung nahe, daß dieses Volk zum Kriege gegen die Franken von Theodorich aufgereizt worden ist. Da es unterlag, zog Theodorich den Weg der Unterhandlungen einem Kriege gegen die Franken vor, suchte deren Freundschaft und heirathete Chlodwigs Schwester, versäumte aber auch nicht, sich durch andere Familienverbindungen die übrigen deutschen Könige zu befreunden, um sie gegen Frankreich benutzen zu können. Als aber Chlodwig, unbekümmert um die diplomatischen Heirathen, seinen Vortheil verfolgte und den Streich, den ihm die Alemannen hatten spielen sollen, durch den rücksichtslosen Angriff auf die Westgothen bestrafte, mußte Theodorich gegen seinen Willen das Kriegsglück wagen und die Westgothen schützen. Wir haben gesehen, was sein Feldherr Ibbas desfalls geleistet hat. Es war ehrenvoll, aber es genügte nicht. Der von Theodorich wieder aufgenommene Plan Eurichs konnte nicht zur Ausführung kommen, wenn Theodorich es nicht wagte oder aus Staatsklugheit und im Hinblick auf seine zu schwachen Mittel es nicht wagen konnte, persönlich dem verwegenen Franken gegenüber zu treten und auf Leben und Tod mit ihm zu kämpfen. Es ist möglich, daß er sich eingebildet hat, den gothischen Plan, den er nicht ausführen konnte, zu verbessern, indem er ihn ausdehnte und alle deutschen Stämme durch eine enge Familienverbindung ihrer Könige zu versöhnen und zu vereinigen suchte. Seine Tochter Theodikusa gab er dem Westgothenkönig Alarich, die andere, Ostrogotha, dem

burgundischen Königssohne Sigismund, seine Schwester Amalfreda dem Vandalenkönig Thrasimund und deren Tochter erster Ehe Amalberga dem Thüringer König Hermanfried. Wenn er aber die Deutschen und ihre Fürsten kannte, so hätte er sich nie träumen lassen sollen, daß sie einig bleiben würden, trotz ihrer Schwägerschaften.

Was sein italienisches Reich betrifft, so schützte er dasselbe vor allem durch die Alpenkette, indem er im Westen den Burgundern eine Grenze setzte, die Alemannen als Schützlinge sich befreundete, Tirol und Oberbayern wenigstens im Zaum hielt, den Gepiden wehrte und durch seinen Feldherrn Pitia die slavischen Bulgaren, so genannt von der Wolga, von welcher sie her kamen, an der untern Donau zurückschlug. Das waren die Vorläufer der zahllosen Slaven, welche, gleichfalls von den Hunnen frei geworden, allmählig in die Länder einströmten, welche von den nach Westen abziehenden Deutschen verlassen waren.

Seine römischen Unterthanen behandelte Theodorich mit außerordentlicher Güte und suchte darin noch den Chlodwig zu übertreffen. Er hätte sie jedoch nur dann versöhnen können, wenn er dem Arianismus entsagt hätte und wie Chlodwig katholisch geworden wäre. Die damalige römische Welt war in den Dogmenstreit vertieft und interessirte sich für theologische Dinge mehr als für politische oder nationale. Man dankte dem Gothen nicht, wenn er noch so gütig war, denn man haßte ihn als Arianer. Dem Barbaren, selbst dem Tyrannen würde man alles verziehen haben, nur nicht dem Häretiker. Aber das standhafte Verharren bei der rechtgläubigen Kirche war die letzte Tugend des Römervolks, und ein Beweis, daß ihm wie von Anfang an, so auch noch jetzt, mehr Mannhaftigkeit innewohnte, als den Griechen, denn ohne Rom durch Griechen allein wäre das nicäische Bekenntniß nicht aufrecht erhalten worden. Die geschwächten, tiefgebeugten und entehrten Römer bezeugten doch noch in der Sterbestunde ihrer politischen Unabhängigkeit etwas von der catonischen Unbeugsamkeit.

Theodorich gab seinen Gothen das Drittel aller Ländereien, was schon sein Vorgänger den deutschen Kriegern vorbehalten hatte. Das

war aber kein fühlbarer Raub am römischen Eigenthum, denn den kleineren Besitzern wurde nichts genommen, es gab der herrenlos gewordenen und wüst liegenden großen Güter genug. Nur die Deutschen durften Waffen tragen, die Römer nicht. Im Kriegsfall wurden die deutschen Männer von ihren Landgütern abgerufen und traten für den König unter die Waffen, die Römer nicht. Ihnen blieb nur Handel, Gewerbe, Landbau und der gewohnte Müßiggang, Theater und Circus. Theodorich ließ ihnen ihre alten Gesetze, Obrigkeiten und Gewohnheiten, der Senat durfte wieder Sitzungen halten, die Senatorenfamilien verjüngten sich im alten Stolze, der verständige Cassiodorus leitete alle römischen Dinge als Minister Theodorichs. Der König selbst thronte in Ravenna, wo er durch römische Baumeister Kirchen und Paläste errichten ließ. Nur kurze Zeit weilte er in Rom, bezeugte sich aber den Römern sehr gnädig. Italien hatte unter seiner langen Regierung Frieden und erfreute sich bald wieder eines blühenden Wohlstandes.

In Constantinopel aber glaubte man sich berechtigt, Italien als römische Provinz ansprechen zu dürfen, da nach dem Aussterben der weströmischen Kaiser dem oströmischen das Erbe zustand. War man auch zu ohnmächtig, das Recht geltend zu machen, so verwahrte man es doch. Daher die ängstliche Sorge, mit welcher der oströmische Hof den barbarischen Usurpatoren immer römische Patricier- oder Consultitel aufbürdete. Seit 457 herrschte der Thraker Leo in Constantinopel, der den Verlust des abendländischen Reichs nicht hindern konnte. Ihm folgte 474 ein unmündiger Enkel, Leo, Sohn seiner mit Zeno vermählten Tochter Ariadne. Zeno war ein gemeiner Bauernsohn aus den Gebirgen Isauriens, aber durch seine Größe ausgezeichnet in der Garde schnell emporgestiegen und hatte das räuberische Wesen seiner Landsleute bewahrt. Als nun sein Schwiegervater starb und der Legitimität wegen nicht er, sondern sein kleiner Sohn Kaiser werden sollte, ließ er diesen umbringen und bestieg selbst den Thron. Verina, Leo's Wittwe, seine Schwiegermutter, ein Weib voll Energie, widersetzte sich, rief Heer und Volk auf, vertrieb den Räuber und erhob ihren Bruder

Basiliscus zum Kaiser. Dieser aber, schon durch die Niederlage der Flotte vor Karthago verächtlich geworden, machte sich bei der Geistlichkeit als Anhänger des Eutyches verhaßt und mußte sich von dem Säulenheiligen Daniel, der zu diesem Behuf in die Hauptstadt gekommen war, wie Saul vom Propheten Samuel, maßregeln lassen. Er muß ein Schwächling gewesen seyn, weil selbst seine nächsten Verwandten gegen ihn Partei ergriffen, die Liebhaber seiner Schwester und seine Gattin. Ein großer Brand in Constantinopel, bei dem die Bibliothek mit 120,000 Büchern zu Grunde ging, vermehrte die Verwirrung. Eine Verschwörung rief den Zeno zurück, Basiliscus wurde gebunden und mit Weib und Kindern zum Hungertode verdammt, 477. Zeno hatte mit Empörungen und Barbaren zu kämpfen und war froh, daß wenigstens die Gothen nach Italien abzogen. Nach seinem Tode 491 heirathete seine Wittwe Ariadne den Anastasius, welcher ihr gefiel, obgleich er bisher nur Silentiarius gewesen war, (d. h. ein Bedienter, der für die Stille in den kaiserlichen Gemächern zu sorgen hatte), die empörten Isaurier besiegte, Streit mit den Persern bekam, sie aber bald wieder befriedigte und nun den ersten Versuch machte, die Ostgothen anzugreifen. Allein obgleich sein Feldherr Sabinian eine Menge Bulgaren geworben hatte, wurde er doch von Theodorichs Feldherrn Meundo an der Donau geschlagen. Ein zweiter Versuch zur See mißlang ebenfalls. Die kaiserlichen Schiffe plünderten einige italienische Küstenstädte, wurden aber bald durch die leichten Schiffe, welche Theodorich zur Deckung der Küsten errichtete, zurückgetrieben, 509. Zur Sicherung der Stadt Constantinopel gegen Einfälle der Barbaren baute Anastasius die sog. lange Mauer, zwischen dem Marmormeer (Propontis), an dem die Stadt liegt, und dem schwarzen Meere.

Das wirksamste Mittel, den Glaubenseifer der katholischen Italiener gegen die arianischen Gothen aufzureizen, entging dem Anastasius, weil er selbst der monophysitischen Häresie ergeben war und die allzeit servilen Bischöfe Griechenlands unter seine Meinung beugte. Er kam deßhalb in heftigen Streit mit dem Papst Symmachus, der unter dem Schutze der Ostgothen ihm trotzen durfte.

Der kaiserliche Traumdeuter verkündete ihm baldigen Tod durch Feuer. Da ließ er eine Menge Wasserröhren in seinen Palast leiten, um jedes Feuer schnell löschen zu können, aber er wurde vom Blitz erschlagen, 518. Er hinterließ keine Kinder. Justinus, Oberst der Leibwache, ein Thraker, welcher eine große Geldsumme empfangen hatte, um einem Dritten zum Thron zu verhelfen, nahm das Geld und bestach die Soldaten, daß sie ihn selbst zum Kaiser wählten. Dann ließ er den Gothen Vitalian, den Liebling des Heeres, meucheln, weil er sich vor ihm fürchtete. Das Volk aber gab sich zufrieden, weil des Justinus Neffe Justinianus entschieden katholisch war und die Monophysiten wieder unterdrückte. Dieser alles klug berechnende Prinz unterwarf sich den größten Demüthigungen gegenüber dem römischen Papst Hormisda, damit er ihn für seine Absicht, die Gothen aus Italien zu vertreiben, gewinne und sich der römischen Bevölkerung Italiens als ihr natürlicher Erbherr empfehle. Vom Jahre 519 an schwebten die wichtigsten Unterhandlungen zwischen dem Papst in Rom und dem Kaiser in Constantinopel und wurde die große Verschwörung eingeleitet, die den Sturz des Gothenthums herbeiführen sollte. Hormisdas Nachfolger Johannes und die höchsten römischen Beamten, der römische Senat, das Volk waren einverstanden, die Gothen selbst aber ahnten noch nichts. Da fiel der katholische Pöbel plötzlich über die Juden in Rom, Ravenna, Neapel, Mailand, Genua her, verbrannte ihre Synagogen, plünderte ihre Häuser und erschlug viele Juden. Dieses politisch todte Volk hatte sich wie ein Ungeziefer bei allen noch lebenden Völkern eingenistet und seitdem es den Gottessohn gemordet, vom Dämon des Judas Ischariot besessen, den Geldbeutel des letzteren zum Panier erkoren, trieb mit einer merkwürdigen Scheu vor jeder Handarbeit nur Geldgeschäfte, Geldwechsel, Geldverfälschung, Geldbeschneidung, Geldausleihung auf Wucherzinse zc. und war dadurch bald sehr reich geworden. Das christliche und heidnische Volk, welches arbeiten mußte, wollte sich nun nicht gern um den Lohn seiner Arbeit von den pfiffigen Juden betrügen lassen und haßte sie mit gutem Grunde. Mehrere Dichter jener alten Zeit sprechen mit der tiefsten sittlichen In-

dignation von den Juden. Rutilius nennt sie „eine Pest". Das Volk ließ sich also leicht gegen sie aufreizen. Damals aber sollte die Aufreizung dem oströmischen Kaiser zu Gute kommen. Theodorich, wie vorauszusehen war, strafte den an den Juden begangenen Frevel nach den Gesetzen, erregte aber dadurch ein allgemeines Murren unter den Römern, als opfere er viele Christen auf, um das christusmörderische Judenvolk zu beschützen. Alle Kanzeln widerhallten von Klagen über Verfolgung der Christen. Der König war sichtbar überrascht und innerlich empört, als er diesen Undank erlebte und sichere Kunde von einer Verschwörung erhielt. Darum ließ er den Senator Boethius, einen halb stoischen, halb platonischen Philosophen, ins Gefängniß werfen, in welchem derselbe ein berühmtes Buch „vom Troste der Philosophie" schrieb, und endlich hinrichten, 524. Der milde König würde das nicht gethan haben, wenn Boethius unschuldig gewesen wäre. Das Verfahren des Königs erscheint völlig gerechtfertigt durch seine Lage, die ein wenig der des Ragnar Landbrock im Schlangenthurm glich, mit so vielen Schlangen hatte ihn der schlaue Justinian umzingelt. Auch des Boethius Schwiegervater Symmachus mußte sterben. Justinian erließ um dieselbe Zeit die härtesten Edikte gegen die Arianer. Theodorich und die Gothen waren Arianer, jene Edikte schienen also gegen ihn gerichtet zu seyn. Immer noch auf sein langes gutes Einvernehmen mit den Häuptern der katholischen Kirche in Italien vertrauend, schickte er den Papst Johannes nach Constantinopel, um den Frieden herzustellen. Johannes wurde aber von Justinian überzeugt, nur der Bruch mit den Gothen könne den Römern und der katholischen Kirche dauernd zu ihrem Rechte verhelfen. Nach seiner Rückkehr vermochte der Papst sich vor Theodorich nicht zu rechtfertigen und wurde auf Befehl des erzürnten Königs in den Kerker geworfen, in dem er starb. Theodorich ernannte den Felix zum Papst, den die Römer verschmähten. Da starb der geplagte König, 526. Man sagte, der Anblick eines Fisches bei der Mahlzeit habe ihn tief erschüttert, weil der Kopf des Fisches dem des alten Symmachus geglichen habe, und er sey in Kummer gestorben. Seine Tochter Amalaswintha er=

richtete ihm in Ravenna ein prächtiges Grabmal, eine Rotunde, welche noch erhalten ist.

4.

Justinian.

Ein Jahr nach dem Hingang des Theodorich folgte Justinian seinem Oheim in der Regierung nach. Dieser merkwürdige Kaiser besaß keine heroische Natur, war vielmehr in vielen Dingen kleinlich und pedantisch, aber von einer erstaunlichen Ausdauer und Zähigkeit. Da er, selbst von barbarischem Geblüte, die schwächere Seite der Barbaren genau kannte, durfte er hoffen, derselben Meister zu werden durch kluge Benützung ihrer Uneinigkeit. Um aber das römische Reich wieder herzustellen, mußte er die Römer in dem Maaß einig zu machen suchen, als die Barbaren immer uneinig waren. Die Vereinigung der Römer aber konnte ihm nicht besser gelingen, als durch die Mittel, die er wirklich anwandte. Das römische Recht hatte einen neuen und hohen Werth erlangt, indem es von den deutschen Königen geschont und ihren römischen Unterthanen als Schutzmittel, als letztes Palladium gelassen wurde. Die Rücksicht auf dieses Rechtsbedürfniß in allen römischen Ländern, in welchen Barbaren herrschten, gibt uns den Schlüssel zu der außerordentlichen Pflege, welche der Kaiser der römischen Jurisprudenz hat angedeihen lassen, indem er durch Tribonianus die älteren Gesetze sammeln, ordnen, vermehren und in das allbekannte System seines Codex Justinianus, der Pandecten und Institutionen oder des corpus juris bringen ließ. Was darin zu Gunsten der absoluten Gewalt vorkommt, lag dem Kaiser zwar auch sehr am Herzen, doch war sein Hauptaugenmerk auf eine Vereinigung aller, auch der ihm noch nicht unmittelbar unterworfenen Römer, durch ihr gemeinsames Recht gerichtet.

Als zweites Mittel diente ihm die Rechtgläubigkeit. Indem

er erkannte, daß dieselbe unzweifelhaft die Mehrheit der Römer im Abendlande für sich hatte, gab er das verkehrte System auf, nach welchem die früheren Kaiser sich entweder aus Charakterschwäche den griechischen Häresien hingegeben, oder aus mißverstandener Politik dem römischen Bischof getrotzt hatten. Justinian konnte die Herzen der katholischen Römer in Italien, Afrika und Spanien nicht sicherer gewinnen, als wenn er selbst der eifrigste Katholik wurde und dem Haupt der katholischen Kirche in Rom demüthig huldigte. So that er auch und versetzte dadurch, ehe noch ein Schwert gezogen wurde, dem Gothenreiche einen tödtlichen Stoß. Die Vertheidiger der einen Natur Christi (Monophysiten) stritten immer noch fort und Kaiser Zeno hatte eine Vermittlungsformel, das sogenannte Henotikon, vorgeschlagen. Ja Justinian selbst hatte sich unvorsichtig zu einem kirchlichen Edikt, die 3 Capitel genannt, verleiten lassen, worin noch Häresie versteckt war. Auf dem fünften ökumenischen Concil zu Constantinopel im Jahre 553 wurde aber das alles wieder gut gemacht und im Einverständniß mit Rom die Rechtgläubigkeit hergestellt. — Die Monophysiten behielten jedoch selbständige Kirchen in Aegypten (die koptische), in Abyssinien, Armenien, Syrien (die sogenannten Jakobiten, von ihrem Stifter Jakob Baradai genannt). Das wichtigste Buch der Monophysiten, welches noch in der Folgezeit großen Ruhm genoß, war das, welches dem Dionysius Areopagita, der im 4. Jahrhundert lebte, untergeschoben wurde, eine Vermischung neuplatonischer und christlicher Ideen, mit mystischer Parallelisirung der himmlischen und irdischen Hierarchie.

Im Privatleben zeigte der systematische Kaiser eine auffallende Verachtung der öffentlichen Meinung. Da er es aber nur mit zum Servilismus geborenen Griechen zu thun hatte, riskirte er nichts. In Constantinopel lebte damals ein gewisser Acacius aus Cypern, welcher die Aufsicht über die für den kaiserlichen Circus bestimmten Bären führte und dessen Tochter Theodora, so schön wie die cyprische Göttin selbst, durch ihre Pantomimen im Theater das Publikum bis zur Tollheit entzückte. Ein vornehmer Herr nahm sie mit nach Afrika, jagte sie aber bald wieder fort und sie zog in vielen

Städten des Orients umher, um sich mit ihrer Kunst und Buhlerei Geld zu verdienen. Endlich kam sie, etwas bleich, aber noch immer sehr schön, nach Constantinopel zurück und fuhr dort fort, wie sie es angefangen hatte. Man bewunderte an ihr besonders die tragi-komische Pantomime der Angst und des Schmerzes, wenn sie Schläge bekommen hatte, sie producirte sich aber auch öffentlich in nackten Attituden der schamlosesten Art, wie sie damals Mode waren. Der Geschichtschreiber Procopius erzählt in seinen Anekdoten das Unerhörteste von Theodoras Prostitutionen. Und doch — wie öffentlich und allbekannt ihre Schande war, verliebte sich der Kaiser in sie und erhob sie zu seiner Gemahlin, worüber seine Mutter aus Kummer starb. Die neue Kaiserin empfing die Huldigung der Beamten und ihre Vorzimmer füllten sich mit Schmeichlern und Bettlern aus den höchsten Ständen. Wehe dem, der ihr auch nur die leiseste Mißachtung verrathen hätte. An allen, von denen sie früher verachtet worden war, oder deren Ehrenhaftigkeit sie ärgerte, nahm sie blutige Rache. Mit Umgehung der Gerichte ließ sie die Kerker füllen, und viele Menschen hinrichten. Das Wagenrennen im großen Circus war noch immer das beliebteste Schauspiel in Constantinopel, wie in Rom und allen andern noch erhaltenen Römerstädten. Unter den Rennern bestanden Parteien und die Zuschauer selbst schlossen sich an die eine oder andere an. Nun war einmal Theodora von der grünen Partei in Constantinopel, als sie noch gemeine Schauspielerin war, beleidigt worden, und rächte sich jetzt, indem sie die grüne Partei verdächtigen ließ, als sey sie dem regierenden Hause feindlich gesinnt. Der blauen, oder kaiserlichen Partei, wurde jeder Uebermuth gegen die grüne gestattet, jede Klage der grünen abgewiesen und verhöhnt. Mord erfüllte die Straßen, es kam zu einer förmlichen Schlacht im Circus. Als aber der Kaiser Ruhe befahl, und auch die wüthendsten Ruhestörer unter den Blauen verhaften ließ, empörten sich die schon an jede Zügellosigkeit gewöhnten Blauen und brachten den Kaiser selbst in Gefahr. Ein großer Brand, der auch die Sophienkirche ergriff, vermehrte noch den Schrecken. Justinian wollte fliehen, aber Theodora hielt ihn zurück und ließ sich

um ihres großen Muthes willen preisen, obgleich es wahrscheinlich ist, daß sie als Patronin der Blauen die Zügel der Bewegung in den Händen hatte. Der Aufruhr wurde durch Belisarius unterdrückt. Der schon zum Gegenkaiser ausgerufene Hypatius wurde hingerichtet. Belisar hatte kurz vorher siegreich gegen die Perser gekämpft, welche von Zeit zu Zeit den Grenzkrieg erneuerten, aber nie mehr recht Ernst machten, sondern immer bald wieder Frieden schloßen.

Mittlerweile hatten sich die Dinge in Italien nach Theodorichs Tode so gestaltet, daß Justinian es wagen durfte, angriffsweise gegen die Barbaren vorzugehen, welche das römische Abendland, auf welches er Anspruch machte, noch inne hatten. Er richtete seine Blicke zuerst nach Afrika, wo die Vandalen nicht mehr sehr zahlreich und unter einer ihnen feindlichen Bevölkerung lebend am leichtesten besiegt werden konnten. An die Ostgothen, die schon nicht mehr geneigt oder fähig waren, den Vandalen beizustehen, sollte später die Reihe kommen.

Trotz dieses Unternehmungsgeistes, der den fernen Westen wiedererobern wollte, ließ Justinian ganz in der Nähe das alte Illyrien, Makedonien und Griechenland von den damals noch heidnischen Slaven besetzen. Gerade unter seiner langen Regierung kamen die dichtesten Strömungen dieser Völker bis an die dalmatische Küste und bis in den Peloponnes. Warum wehrte er ihnen nicht? Wahrscheinlich, weil er sie nicht für seine gefährlichsten Feinde hielt, da die viel gefährlicheren tatarischen Bulgaren und Avaren hinter ihnen kamen, von denen sie vorwärts gedrängt wurden. Auch die folgenden Kaiser suchten sich entweder der Slaven gegen jene noch schlimmeren Feinde zu bedienen, oder betrachteten sie wenigstens als ein elastisches Polster, welches die Schläge jener Feinde für sie aufnahm.

5.

Untergang des Vandalenreichs.

Die Vandalen hatten unter Geiserich die ganze westliche Hälfte des nördlichen Afrika, Mauritanien und Numidien mit Karthago, erobert. Der König, der einmal vom Pferde gestürzt war und darum lebenslänglich hinkte, muß ein höchst origineller Mann gewesen seyn. Im Kriege unbesiegt und blitzschnell in seinen Handlungen, war er ein Abgott seiner Krieger. Als Herr einer langen Meeresküste ließ er sich Land- und Seekönig nennen, nannte das mittelländische Meer den See der Vandalen (Vendil-See) und beherrschte es wirklich mit seinen Flotten, mit denen er nicht nur, wie bereits erzählt ist, die römischen Flotten besiegte und nicht nur Rom vorübergehend eroberte, sondern auch an allen feindlichen Küsten bis über die Meerenge von Gibraltar hinaus Seeraub treiben ließ, und somit ein welthistorisches Mittelglied zwischen den alten Phönikern und den späteren Barbaresken wurde. Im Gegensatz gegen die andern deutschen Stämme, die sich in römischen Landen niedergelassen hatten, vertheilte er den Grund und Boden nicht unter seine Krieger, sondern hielt die letztern in der Nähe von Karthago in einer Masse beisammen, um sie immer bei der Hand zu haben, und hielt die entfernteren Provinzen dennoch in Schranken. Als Arianer duldete er zwar, daß seine Vandalen katholische Kirchen plünderten, und ließ sich selbst einmal aus einem Altartuch, das ihm gefiel, einen Rock machen; aber er theilte den kirchlichen Fanatismus der Zeitgenossen nicht, ließ die Katholiken gewähren und machte unter ihnen keinen neuen Märtyrer. Nicht auf die Religion, nur auf die Sitten kam es ihm an. Seine Vandalen hatten sich trotz der langen Wanderungen die keusche deutsche Ursitte bewahrt und Geiserich that das Unerhörte, indem er auch den Römern alle öffentliche Unsittlichkeit verbot. Alle Buhlerinnen mußten augenblicklich in den Ehestand treten. Selbst katholische Schriftsteller

rühmten damals an den Vandalen ihre reinen Sitten und Salvianus sagt ausdrücklich, im Gothenreiche seyen wenigstens die Gothen keusch gewesen, im Vandalenreiche aber sogar die Römer.

Geiserich starb 478. Sein Sohn und Nachfolger Hunerich, zuerst mit einer westgothischen Prinzessin, Theodorichs Tochter, welche Geiserich, weil sie ihn angeblich hatte vergiften wollen, mit abgeschnittener Nase wieder heimschickte, dann mit der römischen Eudoxia vermählt, besaß nicht das Genie seines Vaters, ließ den kriegerischen Sinn der Vandalen erschlaffen, mußte schon erleben, daß sich die Mauritanier wieder von ihm losrissen, und beging Unthaten in seiner eigenen Familie, indem er seinen Bruder Theodorich ins Elend schickte und dessen so wie auch eines jüngeren Bruders Weib und Kinder grausam hinrichten ließ. Nachher begann er eine unbarmherzige Verfolgung der Katholiken, schloß alle ihre Kirchen zu, schickte gegen 8000 ihrer Bischöfe und Priester hülflos in die Wüste und behandelte die Widerspenstigen auf die roheste Art. Seinen besonderen Haß warf er auf die Nonnen und ließ sie auf die abscheulichste und schamloseste Weise martern, um ihnen das Geständniß abzupressen, ihre gepriesene Keuschheit sey nur erheuchelt gewesen. Er starb 486 und hatte sich so verhaßt gemacht, daß sein Sohn Hilderich der Krone entsagen mußte. Auffallenderweise begab sich dieser Hilderich nach Constantinopel, wo seine Anwesenheit nicht wenig beigetragen haben mag, die kaiserliche Politik über das Vandalenreich gründlich aufzuklären. An seiner Statt wurde Gundamund, Sohn des Genzo, der Hunerichs jüngster Bruder gewesen war, König der Vandalen. Von diesem ist wenig bekannt, außer daß er die unsinnige Verfolgung der Katholiken fortsetzte und sich dadurch immer mehr mit seinen römischen Unterthanen verfeindete, während die Vandalen in der Hitze des Südens und unter den Wollüsten, denen sie sich allmählig ergaben, zu erschlaffen anfingen. Des Krieges entwöhnt theilten sie ihr Leben zwischen Bädern und schwelgerischen Mahlzeiten, kleideten sich prächtig in seidene Gewande, trugen viel goldenen Schmuck an sich und fingen im Wahnsinn der Theater und Pferderennen mit den Römern zu wetteifern an, wie Procopius er-

zählt. Im Jahr 497 folgte dem Gundamund sein Bruder Thrasamund, welcher aber schon nicht mehr im Stande war, die Mauritanier zu überwältigen. Die Vandalen waren alle zu Pferde, ein Heer, welches gänzlich aus Rittern bestand. Aber sie hatten ihr altes Feuer schon verloren, ihre Pferde scheuten vor den Kameelen der Mauritanier und sie erlitten eine schimpfliche Niederlage. Nach dem Tode des Thrasamund 523 gelang es einer Partei, welche den kläglichen Verfall des Vandalenreichs noch aufhalten wollte, nach 38jähriger Verbannung den unterdeß alt gewordenen Hilderich aus Constantinopel zurückzurufen und auf den Thron zu setzen. Dieser machte nun wieder gut, was sein Vater Hunerich gesündigt hatte, stellte die bisherigen Verfolgungen ein und öffnete den Katholiken alle ihre Kirchen wieder. Allein es war zu spät. Er wurde jetzt, ob mit Recht oder Unrecht, nur noch als ein Werkzeug der kaiserlichen Politik in Constantinopel angesehen. Gelimer, ein Enkel Genzos, hatte sich durch einen Sieg über die Mauritanier Ruhm und Vertrauen bei den Vandalen erworben, machte an ihrer Spitze einen Aufruhr, setzte den König und seine ganze Familie gefangen und ließ sich selbst zum König ausrufen, 531.

Dieß nun gab dem Kaiser Justinian erwünschten Anlaß, sich einzumischen. Er schrieb an Gelimer, tadelte dessen Usurpation und verlangte die Wiederherstellung des rechtmäßigen Königs, während die römische Bevölkerung von Tripolis den Kaiser offen um Hülfe rief gegen die Vandalen und Godas, ein Gothe, welcher vandalischer Statthalter in Sardinien geworden war, von Gelimer abfiel und auf die Seite des Kaisers trat. Nach diesen Vorbereitungen rüstete Justinian ein Heer aus und schickte es unter dem Feldherrn Belisar nach Afrika, 533. In diesem Heere befanden sich sog. Hunnen, irgend ein Rest der früher dem Attila unterworfenen, vielleicht tatarischen Völker. Gelimer hatte unnützerweise seine Kräfte getheilt, indem sein Bruder Tzazo mit einem Theile der Vandalen Sardinien wiedereroberte. Gelimer selbst, der in der letzten Stunde noch den armen Hilderich hinrichten ließ, war nun zu schwach, dem Angriff Belisars zu widerstehen. Als in der ersten Schlacht sein Bruder

Ammatas fiel, den er sehr liebte, verweilte er im Schmerz zu lange bei der Leiche und verlor den Sieg. Endlich kam sein anderer Bruder Tzazo aus Sardinien, das er wiedererobert hatte, zurück, Gelimer fiel ihm weinend um den Hals und hielt ihn lange umarmt. Sie wagten noch eine Schlacht, die aber wieder verloren ging. Tzazo fiel, Gelimer floh in die Gebirge. Den alten römischen Einwohnern und den Völkern der Wüste gleich sehr verhaßt, waren die Vandalen bei ihrer geringen Zahl verloren. Belisar aber gewann überall die Herzen durch seine Güte gegen die Einwohner und durch die strenge Mannszucht, die er halten ließ. Afrika kehrte unter die römische Herrschaft zurück. Gelimer hielt sich mit seiner Familie noch eine Zeit lang im Gebirge versteckt. Der Heruler Pharos suchte ihn in den Dienst des Kaisers zu ziehen. Gelimer aber bat ihn nur um ein Brod, um seinen Hunger zu stillen, um einen Schwamm, um sich die erhitzten Augen zu kühlen, und um eine Zitter, um sich durch Lieder zu trösten. Man schickte ihm, was er verlangte. Aber alle Lebensmittel gingen ihm aus. Als er seinen Neffen mit einem andern Knaben um ein elendes Stück Teig, ihre letzte Nahrung, auf Leben und Tod ringen sah, übermannte ihn der Jammer und er gab sich an Belisar gefangen. Vor den Sieger tretend lachte er. Man erwies ihm Mitleid und Achtung und obgleich er den Triumphzug des Belisar in Constantinopel zieren mußte, ließ ihm doch Justinian Gnade widerfahren und wies ihm und den Seinigen reiche Güter im Lande der Galater in Kleinasien an. Die meisten Vandalen traten in kaiserliche Dienste und halfen die Grenzen gegen die Perser vertheidigen. Ein in Afrika zurückgebliebener Haufen unter Stotzas vereinigte sich mit den Mauritaniern und kämpfte gegen die Römer, bis Stotzas fiel. Der Rest der Vandalen unter Gontarius kämpfte fort und bemächtigte sich sogar noch einmal Karthagos, aber bei einem großen Gastmahl wurden die Vandalen trunken gemacht, von den Römern überfallen und alle erschlagen. Man hat lange geglaubt, unter den Gebirgsstämmen Afrikas noch Vandalen wiederfinden zu können, aber die Spuren sind ungewiß geblieben.

6.

Belisar.

Während die Vandalen untergingen, waren die Gothen neutral geblieben. Weder von Spanien, noch von Italien aus wurde den Vandalen Hülfe geleistet. Der Westgothenkönig Amalarich war im Jahre 531 von Childebert, Chlodwigs Sohn, geschlagen, Narbonne und Septimanien ihm entrissen worden. Er selbst fiel auf der Flucht. Ihm folgte als König der Ostgothe Theudes, der schon während seiner Minderjährigkeit Spanien verwaltet hatte, ein alter Diener des großen Ostgothen Theodorich. Aus seiner Wahl erkennt man, daß die Westgothen die Nothwendigkeit, mit den Ostgothen gemeinschaftlich zu handeln, wohl fühlten, und daß sie begriffen, sie müßten die Vandalen unterstützen. Deßhalb unternahm auch Theudes einen Zug nach Afrika, aber schon zu spät. Er konnte nur noch das der Südspitze Spaniens auf der mauritanischen Küste gegenüberliegende Ceuta wegnehmen, als einen Brückenkopf, der dem Belisar das Uebersetzen nach Spanien, wenn er dazu Lust hätte, wenigstens erschweren sollte. Mehr konnte er der Franken wegen nicht thun, die Westgothen waren in eine traurige Defensive versetzt.

Da Belisar das sehr gut wußte, begnügte er sich, einige Küstenstädte Spaniens von Römern besetzen zu lassen, welche noch lange den Westgothen wie Dornen im Fleische saßen. Er selbst aber wandte sich mit seiner großen Kriegsmacht gegen die Ostgothen. Daß diese keinen Versuch gemacht hatten, den Vandalen zu helfen, wurde jetzt schwer bestraft. Die Schuld lag an dem ganz veränderten System, welches der ostgothische Hof nach dem Tode Theodorichs angenommen hatte. Er hinterließ nämlich das Reich seinem Enkel Athalarich, der noch ein Kind und dessen Vater Eudarich schon gestorben war. Des Kindes Mutter, des großen Königs Tochter Amalaswintha (auch Amalasuntha genannt) übernahm die Vormundschaft,

war aber von ihrem Vater mehr römisch als gothisch erzogen worden, erzog auch ihren Sohn in dieser Weise und bildete sich ein, die barbarischen Gothen würden allmählig ganz von selbst mit den gebildeten Römern zu einem Volke verschmelzen. Sie selbst war eine sehr gebildete und gelehrte Dame und wurde begreiflicher Weise von Constantinopel aus geliebkost und beschmeichelt, um sie noch mehr mit der gothischen Nationalpartei zu entzweien. Ihr Athalarich verlor bei seiner verkehrten Erziehung die Tugenden des Gothen und nahm frühzeitig die Laster der Römer an. Seine Mutter muß viel Noth mit ihm gehabt haben. Als er schon mehr herangereift war, und sie ihn im Zorn noch einmal schlug, verklagte er sie bei den gothischen Großen, welche diese Gelegenheit sogleich benützten, ihn der Mutter zu entreißen. Nun überließ er sich aber zügellos den tollsten Ausschweifungen. Amalaswintha unterhandelte heimlich mit Justinian, der ihr ein Asyl anbot und sie mit Geld unterstützte. Mittlerweile starb der königliche Jüngling in Folge seines lüderlichen Lebens, als er erst sechszehn Jahre alt war. Aber sie heirathete den Theodat, den Sohn ihrer Tante Amalfreda aus einer ersten Ehe derselben. In zweiter Ehe hatte Amalfreda im Interesse ihres Bruders, des großen Theodorich, den Vandalenkönig Thrasamund geheirathet, war aber nach dessen Tode von König Hilderich in den Kerker geworfen worden, obgleich sich Amalaswintha alle Mühe gegeben hatte, ihre Tante zu retten. Die unglückliche Königin starb im Kerker, ihren Sohn erster Ehe aber nahm nun Amalaswintha zum Gemahl. Unter diesen Umständen war es nicht möglich, daß die Ostgothen den Vandalen Hülfe leisten konnten, als diese von Belisar angegriffen wurden. Der Haß Amalaswinthas gegen die Vandalen ging so weit, daß sie, nachdem sie erst drei der vornehmsten Gothen, die es hätten verhindern können, durch Sendungen hatte entfernen und umbringen lassen, der Flotte des Belisar auf ihrem Zuge nach Afrika die Häfen und Vorrathskammern Siciliens öffnete. Man kann sich denken, wie dadurch die gothischen Herzen erbittert wurden, wenn es auch vielleicht nur wenige gab, die Einsicht genug hatten, um ein enges Zusammenhalten aller go-

thischen Stämme gegen die Römer und Franken als das einzige Rettungsmittel zu erkennen. Die Erbitterung der Gothen brach aber zu spät aus, als die Vandalen schon unterworfen waren und man ihnen nicht mehr helfen konnte. Theodat, der zwischen den Neigungen Amalaswinthas und den Anträgen Justinians auf der einen, dem gothischen Ehrgefühl und der Furcht vor dem Volke auf der andern Seite hin und her schwankte, wurde endlich durch eine große Verschwörung der Gothen des Thrones und Lebens beraubt und auch die unglückliche Amalaswintha, nachdem man sie auf einer kleinen Insel im Busenersee eingekerkert hatte, im Bade erstickt, 535. Sie wurde das Opfer ihrer Verblendung, weil sie sich eingebildet hatte, die edlen Gothen würden sich mit den Römern verschmelzen lassen, oder sich einem römischen Uebergewicht fügen, ohne zum Schwerte zu greifen.

Die Gothen wählten den tapfern Vitigis zum König, welcher der erstickten Königin Tochter Mathaswintha, die letzte Amalerin, gegen ihren Willen heirathete, um seiner Usurpation einen legitimen Schein zu geben. Als ein Mann voll Energie und der die ganze Gefahr erkannte, in welcher die gothische Welt schwebte, suchte er rasch alles bisher Versäumte nachzuholen, und da ihm die Vandalen nicht mehr beistehen konnten und er sich von den Westgothen wenig versprechen durfte, so erkaufte er die Freundschaft der Franken, indem er ihnen den nordwestlichen Theil seines Reiches, die Provence und das daran grenzende Alpenland abtrat, allarmirte die Alemannen als alte Bundesgenossen und trat in Verkehr mit dem persischen Hofe, damit die Perser dem kriegslustigen Kaiser Justinian in den Rücken fallen sollten. Unterdeß hatte Belisar bereits Sicilien, dann auch Neapel besetzt und drang gegen Rom vor, vom Volk auch hier wie in Afrika als Befreier empfangen. Sogar gothische Führer ließen sich bestechen und Rom selbst ergab sich ihm, da sich die gothische Besatzung zu schwach fühlte und davonzog, 536. Vitigis hatte vergebens auf die fränkische Hülfe gewartet und zog jetzt eilends seine Gothen zusammen. Belisar wagte ihm nicht im offenen Felde zu trotzen, und blieb in Rom, welches er schnell noch

mehr befestigte. Vitigis umringte nun mit seinem Heere die große Stadt und belagerte sie ein Jahr lang. Man hat ihm das sehr zum Vorwurf gemacht, weil die ungesunde Luft (Malaria) um Rom im Sommer tödtliche Krankheiten unter den Gothen erzeugte und seine Belagerungskunst nicht ausreichte, um die Stadt zu nehmen. Er rechnete indeß von Monat zu Monat auf Hülfe vom Norden her, welche die Franken boshafter Weise zurückhielten. Vitigis befahl endlich einen großen Sturm auf Rom, um mit einemmal ein Ende zu machen. Wie wüthend aber auch die Gothen das damals schon in ein Castell verwandelte große Grabmal Hadrians stürmten, sie wurden zurückgeschlagen. Als den Römern die Wurfgeschoße ausgingen, schleuderten sie die Mormorstatuen, die ringsum das Grabmal umgaben und die, um weit gesehen zu werden, von kolossaler Größe waren, auf die Gothen hinunter. Doch gingen in Rom die Lebensmittel aus und die Einwohner geriethen schon in Verzweiflung, als Belisar zur See Verstärkungen erhielt. Wie Justinian auf alles bedacht war, erhellt daraus, daß er damals den Papst Silverius eine unfreiwillige Seereise aus Rom nach Constantinopel machen ließ und dort absetzte, weil er an dem neu von ihm ernannten Papst Vigilius ein geschmeidigeres Werkzeug zu finden hoffte, denn der vorsichtige Kaiser wollte, wenn er erst mit den Gothen fertig seyn würde, im Papst keinen neuen Hormisda finden, sondern ein blindes Werkzeug, gleich dem Patriarchen von Constantinopel. Belisar gab sich ungern zu dieser Intrigue her. Inzwischen dauerte die Belagerung fort und Belisar ersann ein kluges Mittel, die Gothen zum Abzug zu bewegen. Er schickte nämlich ein Streitcorps unter Johannes nach Oberitalien und ließ überall auf den Höfen die dort zurückgebliebenen Weiber und Kinder der edlen Gothen wegführen und in die Städte bringen, die sich nach Abzug der gothischen Besatzungen für den Kaiser erklärt hatten. Johannes ging noch weiter und knüpfte mit der Königin Mataswintha in Ravenna selbst geheime Unterhandlungen an, die den Sturz ihres ungeliebten Gemahls bezweckten. Jetzt konnte Vitigis nicht länger vor Rom bleiben und zog mit allen seinen Truppen ab, 538 im

Frühjahr. Belisar folgte ihm nach, doch kam es zu keiner Schlacht, weil Vitigis erst die fränkische Hülfe, um die er wiederholt dringend bat, erwarten wollte, Belisar aber mit dem Eunuchen Narses, einem Armenier und bisher Schatzmeister in Constantinopel, den ihm der Kaiser aus Argwohn zur Ueberwachung geschickt hatte, in Hader lebte. Endlich im Herbst des Jahres kamen 10,000 Burgunder an, als die Gothen gerade die abgefallene große Stadt Mailand belagerten. Jetzt capitulirte die römische Besatzung um freien Abzug und überließ die Stadt ihrem Schicksal, deren Plünderung den Burgundern überlassen wurde, um diese noch mehr für die gothische Sache zu gewinnen. Die wilden Burgunder raubten alles aus und erschlugen alle Einwohner, deren Zahl übertrieben auf 300,000 angegeben wird. Die Stadt selbst soll zerstört worden seyn. Den Winter über geschah nichts Wichtiges mehr, außer daß Narses abgerufen wurde. Im nächsten Frühjahr aber kam der Frankenkönig Theudebert mit 100,000 Mann über die westlichen Alpen herüber und fand am Tessin ein Lager der Gothen, die ihn als Bundesgenossen freudig begrüßten, aber im größten Schrecken flohen, als er die Franken mit ihren Streitärten unter sie einhauen ließ. Darüber freuten sich die Römer, deren Lager nicht weit davon entfernt war; aber auch unter sie ließ der Franke einhauen und verjagte sie. Er wollte also im Vertrauen darauf, daß Gothen und Römer sich schon gegenseitig genug geschwächt hätten, Italien für sich selbst erobern, oder wenigstens ausplündern. Er kam aber nicht weit, denn eine Seuche richtete so große Verheerungen unter seinen Truppen an, daß er bald wieder umkehrte. Er mag dazu auch durch den Umstand bewogen worden seyn, daß der panische Schrecken, den er Gothen und Römern zugleich eingejagt hatte, die geheimen Unterhandlungen in Ravenna beschleunigte. Vitigis hatte durch sein Mißgeschick vor Rom sein Ansehen unter den Gothen verloren. Auf der andern Seite war Belisar durch Narses und die ränkevolle Kaiserin Theodora gekränkt und mußte fürchten, mit Undank belohnt und abgesetzt zu werden. Mataswinthas Partei fiel daher in der Noth des Augenblicks auf den Gedanken, dem Belisar selbst die Krone von Italien

anzutragen und mit Beseitigung des Vitigis eine Vereinigung zwischen den Gothen und italienischen Römern unter Belisars Oberleitung zu Stande zu bringen, wodurch man stark genug werden würde, Italien sowohl gegen die Intriguen in Constantinopel, als gegen die Franken zu schützen. Belisar ging vorsichtig auf den Plan ein. Ravenna, die gothische Residenz, öffnete ihm ihre Thore, Vitigis wurde abgesetzt und gefangen, der alte Schatz der Gothenkönige dem Belisar ausgeliefert. Dieser aber täuschte die Erwartung der Gothen, denn er blieb seinem Kaiser treu.

Die Pflichttreue des berühmten Feldherrn erscheint in jener treulosen Zeit um so edler, als die abscheulichsten Ränke gegen ihn von seiner eigenen Gattin Antonia angesponnen wurden. Als ob er es nicht weit genug in der Loyalität treiben könne, hatte er das Beispiel seines Kaisers nachgeahmt und jene Antonia als eine verrufene Buhldirne geheirathet. Sie aber wurde eben deßhalb die Vertraute und der Liebling der Kaiserin Theodora. Als sie einmal mit einem Liebhaber überrascht wurde und ihr eigener Sohn aus früherer Ehe, Photius, ihr deßhalb Vorwürfe machte, ließ sie denselben einkerkern und suchte ihren Gatten selbst zu stürzen. Als Belisar nun mit dem gefangenen Vitigis und den Schätzen der ostgothischen Königsburg in Constantinopel, wohin er zurückgerufen war, ankam, wurde er der Hälfte seines Vermögens beraubt und auf Befehl Theodoras gezwungen, seiner treulosen Gattin dafür zu danken, daß er nicht auch das Leben verlor.

Doch wurde Belisar dem Kaiser wieder nothwendig. Die Perser hatten an Chosru oder Nuschirvan einen genialen Herrscher erhalten, welcher sein Reich größer machte, als es je vorher gewesen war, und zugleich Wissenschaften und Künste pflegte. Dieser Mächtige Asiens fiel im J. 540 ins oströmische Reich ein, eroberte Syrien und nahm Antiochia weg. Belisar wurde nun wieder Feldherr und bekam, obgleich ihn die Hofintriguen auch wieder ins Lager verfolgten, Syrien zurück. Die Perser drangen damals auch gegen Arabien vor. Dieß veranlaßte Justinian, eine Gesandtschaft nach Abyssinien zu schicken,

533. In Abyssinien (Habesch) nämlich war seit dem 4. Jahrhundert von Alexandria aus das Christenthum eingedrungen und der Negus (Kaiser), der sich rühmte, von Salomo und der Königin von Saba abzustammen, war Christ geworden. Die Himjariden in Arabien verfolgten die Christen. Gegen sie nun schickte der Negus ein Heer und siegte, aber die Perser jagten die Abyssinier wieder über das rothe Meer zurück und behaupteten sich lange in Yemen. Es war ohne Zweifel von unberechenbarer Wichtigkeit, daß sie die Christianisirung Arabiens verhinderten, hundert Jahre bevor Muhamed daselbst seine neue, dem Christenthum so feindselige Religion stiftete.

Justinian schöpfte aus seinem Verkehr mit Asien auch Nutzen für den Handel und die Industrie. Die Seide wurde damals nur in China erzeugt und war überaus theuer, während doch nicht nur an den morgenländischen und dem oströmischen Hofe, sondern auch an den deutschen Höfen die Kleiderpracht immer mehr zunahm und die Söldner, damals schon wie später, nicht reich genug daherprunken konnten. Justinian verschaffte sich nun durch zwei persische Mönche, die als Missionäre nach China gekommen waren, die ersten Eier der Seidenraupe und führte den Seidenbau auch in Europa ein.

7.

Totilas.

In Italien waren zwar die Ostgothen überwunden und Ravenna eine kaiserliche Festung, mit Belisar aber war die Kraft und Einsicht der römischen Verwaltung entwichen. Alexander, zugenannt die Scheere, weil er die Goldmünzen zu beschneiden pflegte, drückte als kaiserlicher Statthalter die Römer so arg, daß sie lieber wieder gothisch geworden wären. Da rafften sich die Gothen zusammen und wählten den Ildibald zu ihrem König. Dieser aber besaß nicht nur eine geringe Macht, sondern wurde auch bald wieder durch nichtswürdige Weiberhändel gestürzt. Rugische Krieger erhoben nun

ihren Landsmann Erarich zum König, aber er wurde wieder von Totilas, dem Bruder des Ildibald, gestürzt im J. 542 und erst dieser brachte wieder Einigkeit unter die noch übrigen Ostgothen, und flößte ihnen eine neue Begeisterung ein, so daß sie noch unsterbliche Thaten verübten. Obgleich er anfangs nur 5000 Mann zusammenbrachte, so erfocht er mit denselben doch einen kleinen Sieg nach dem andern, gewann immer mehr Zulauf tapferer Krieger, durchstreifte ganz Italien, eroberte Neapel und nahm eine römische Flotte weg, als sie gerade landete. Dann griff er Rom an und eroberte auch diese Stadt, nachdem sie Narses vergebens zu entsetzen versucht hatte. Gegen die römischen Einwohner benahm er sich überall menschlich und suchte sie mit der gothischen Herrschaft zu versöhnen. Im ausgehungerten Neapel war es seine erste Sorge, nicht die Einwohner niederzumachen, sondern ihnen Lebensmittel zu reichen. In Rom ließ er einen Gothen, der sich an einer römischen Jungfrau vergangen hatte, hinrichten. Die Italiener hatten bisher von Constantinopel aus nichts Gutes erfahren. Auch die Selbständigkeit des Papstes war von dort aus gefährdet. Totilas konnte sich mit dem damaligen Papst Vigilius nicht einlassen, weil dieser Justinians Creatur war. Dagegen zeugt es von dem politischen Scharfblick des Gothenkönigs, daß er den heiligen Benedict aufsuchte.

Durch den h. Benedict von Nursia war eben damals das Mönchthum und Klosterwesen im Abendlande, zwar nicht erst gegründet, aber doch zuerst geregelt und weiter ausgebreitet worden. Seine Regel unterschied sich von derjenigen der Basilianer im Orient und nach ihr erhielten alle Mönche des Abendlandes den Namen der Benedictiner. Das Mutterkloster dieses neuen abendländischen Mönchthums war auf dem Monte Cassino errichtet und von dem engen gesellschaftlichen Vereine der dort versammelten Mönche schreibt sich der noch jetzt allgemein übliche Name geselliger Vereinslokale (Cassino) her. Auf diesen Berg nun stieg König Totilas, um den heiligen Benedict zu besuchen, wobei er keinen andern Zweck haben konnte, als den Mann der Kirche, welcher damals in Italien mehr Einfluß als der Papst übte, mit der gothischen Regierung auszusöhnen

und das Bündniß zwischen Römern und Gothen gegen Constantinopel wieder anzuknüpfen, wie ein solches früher in Ravenna versucht worden war. Leider aber ist keine Nachricht von den gewiß interessanten Verhandlungen, welche damals auf Monte Cassino gepflogen wurden, auf uns gekommen. Wir erfahren nur, daß der Heilige dem Könige seinen Untergang geweissagt habe. — Der gelehrte Minister des großen Theodorich, Cassiodorus, der unter Amalaswintha und selbst noch unter Vitigis dem Staate diente und eine durch Jornades nur im Auszug erhaltene Geschichte der Gothen, eine Welt- und Kirchengeschichte schrieb, war gleichfalls Mönch geworden und starb erst über 100 Jahre alt.

In Constantinopel herrschte Bestürzung und der alte Belisar wurde wieder herbeigerufen, um noch einmal die Gothen zu bezwingen. Der Kampf blieb aber lange unentschieden. Als Totilas Rom unvorsichtig verließ, schlich sich Belisar wieder ein und vertheidigte die Stadt zum zweitenmal gegen die zurückgekehrten Gothen, welche drei Tage lang vergeblich stürmten. Die Belagerung zog sich in die Länge. Weil die Einwohner von Tibur (Tivoli) geheimen Verkehr mit Rom unterhielten, ließ der erzürnte Gothe sie alle umbringen. Auch versetzte er dem zum Entsatz heranrückenden Johannes derbe Schläge durch nächtlichen Ueberfall. Als Belisar abermals zurückgerufen wurde, fiel Rom alsbald wieder in die Gewalt der Gothen. Verus, der dem Belisar im Commando folgte, erlitt eine große Niederlage bei Ravenna und bald war Totilas Herr von ganz Italien. Da die Zahl seiner Gothen nicht mehr sehr groß seyn konnte, verdankte er seine Erfolge ohne Zweifel auch dem Umstande, daß die Generale und Beamten Justinians sich in Italien verhaßt gemacht hatten und bei den Einwohnern keine Unterstützung fanden. Totilas hatte sogar Zeit, sich eine Flotte zu rüsten und nicht nur die Inseln Sicilien, Sardinien und Corsika zu erobern, sondern auch mit 300 Schiffen die griechischen Küsten zu plündern.

Justinian ließ ihn indeß nicht lange gewähren, sondern durch Narses ein ungeheures Heer von Barbaren rüsten. Deutsche Heruler, Gepiden, Longobarden, welche nach dem Abzuge der Ost-

gothen die breite Mitte zwischen dem oströmischen Reich und Italien an der mittleren Donau eingenommen hatten, gaben sich aus altem Stammeshaß gegen die Ostgothen und aus Raublust dazu her, mit slavischen und selbst persischen Soldtruppen verbunden, der Herrschaft eines deutschen Volkes in Italien ein Ende zu machen. Immer waren es Deutsche, die im Dienste Fremder ihre Brüder hinmordeten. Durch römische oder griechische Waffen allein wären die Gothen nie überwunden worden. Dabei ist besonders charakteristisch, daß sich die Deutschen, die an den Gothen zu Henkern wurden, von einem Eunuchen führen ließen. Aber auch die Franken waren bei der Hand, um den Gothen den Rest zu geben. Theudebert schloß damals mit Justinian einen Vertrag über ihre beiderseitigen Grenzen in Oberitalien ab, unter der Voraussetzung, daß die Gothen nicht länger in Italien geduldet werden sollten. Narses landete sein großes Heer in Ravenna, Totilas rückte ihm von Rom aus entgegen und bei Taginä, einem nicht mehr bekannten Orte, kam es zu einer äußerst blutigen Schlacht, in welcher Totilas nach verzweifelter Gegenwehr doch der Uebermacht erlag und von einem Gepiden getödtet wurde. Sein blutiges Kleid und sein mit Edelsteinen geschmückter Hut wurden dem Justinian gebracht, 552.

Der kleine Rest der Gothen hatte nur die Wahl, sich gefangen zu geben, oder bis auf den Tod zu kämpfen, denn Hülfe war ihm nirgends mehr geboten. Er wählte rühmlichen Tod mit dem Schwert in der Hand. Die aus der Schlacht Entkommenen sammelten sich am Po und wählten zu ihrem letzten König den Tejas. Da von diesem berichtet wird, daß er 300 Söhne reicher Römer, die den Gothen früher als Geißeln gestellt worden waren, habe tödten lassen, so scheint das eine Handlung der Rache gewesen zu seyn, die auf einen vorausgegangenen Verrath der Römer schließen läßt. Vielleicht hatten sie dem Totilas Versprechungen gemacht, und ihn dann im Stich gelassen. Aus bloßem Muthwillen hat Tejas gewiß keine Grausamkeit geübt. Während Narses sich Roms bemächtigt hatte, wandte sich Tejas noch einmal an die Franken, aber vergebens, und eilte dann rasch an Rom vorüber nach Unteritalien, vielleicht

um nach Spanien zu entkommen, von wo den Ostgothen ihre westgothischen Brüder nicht die geringste Hülfe leisteten. Es gelang dem Narses, sich aller Schiffe zu bemächtigen und die Gothen bei Nuceria (jetzt Nocera) einzuschließen und auszuhungern. Da in der letzten Noth schloßen sich die Gothen aneinander und stürmten auf die Uebermacht der Feinde so lange ein, bis die Nacht dem Kampf ein Ende machte. Tejas, dessen Schild von feindlichen Speeren starrte, wollte denselben wechseln, wurde aber in diesem Augenblick tödtlich getroffen. Gleichwohl erneuerten die Gothen, sowie es Tag wurde, den Kampf. Da trat Johannes dazwischen und bewog den Narses, den Männern, die so tapfer fochten und doch an Zahl zu gering seyen, um noch gefährlich zu bleiben, freien Abzug zu gestatten. Das that Narses und die letzten 1000 Ostgothen zogen frei nach dem Norden.

Der Franke Theudebert war damals gestorben, und sein Sohn Theudebald noch ein Kind. Aber die Alemannen, sey es, daß ihnen ein Raubzug nach Italien schon versprochen worden war, oder daß sie sich um fränkische Befehle jetzt nicht mehr bekümmerten, setzten sich in großen Massen in Bewegung, um Oberitalien auszuplündern, ja vielleicht gegen Narses zu behaupten. Sie waren damals noch Heiden und werden als grimmige Barbaren beschrieben. Alle gingen zu Fuß und trugen lange Beinkleider, aber den Oberleib nackt, jeder mit Streitaxt und Schwert bewaffnet und mit einem Schilde. Ihre Anführer hießen Leutharis und Butilin. Narses schickte ihnen seine tapfern herulischen Soldtruppen entgegen, die von Butilin geschlagen wurden. Da es aber heißer Sommer war und die Alemannen allzu unvorsichtig dem deutschen Laster der Völlerei und des Trunkes fröhnten, wurden auch sie wieder, wie früher das Heer Theudeberts, von Krankheiten hingerafft. Nur Butilin drang bis Unteritalien vor, wurde aber hier von den Truppen des Narses eingeschlossen und mit seinem ganzen Volk, 5 Mann ausgenommen, niedergehauen, 554. Von den Ostgothen blieben immerhin noch manche in Italien zurück, indem sie römische Dienste angenommen hatten. Es gab nachher noch einige kleine Aufstände nicht nur von gothischen, sondern auch

von herulischen Soldtruppen, jedoch ohne Folgen. Viele Gothen zogen sich ohne Zweifel in die Alpen zurück und wir finden ihre Nachkommen hauptsächlich in Tirol und in der Schweiz. Die Meraner hießen noch im Mittelalter Amalungen (Amaler). Nach Frankes Chronik stammte sogar Wilhelm Tell von den Ostgothen ab, denn es heißt darin, flüchtige Gothen waren damals über das Gotthardsgebirge gekommen und ließen sich nieder in der „Wüste da yetzt Uri liegt.“

Der greise Belisar mußte noch einmal seines Kaisers Heere gegen einen gefährlichen Feind führen. Zabergan, der kriegerische Fürst der Bulgaren, kam über die Donau, verheerte Thrakien und Makedonien und erschien mit seinen flüchtigen Reitern schon vor Constantinopel. Da erschrack alles und die allgemeine Stimme verlangte, daß der alte Held die Stadt rette. Obgleich schon 77 Jahr alt übernahm er auf des Kaisers Bitte noch einmal den Befehl und schlug die Bulgaren glücklich zurück, aber nur, um abermals Undank zu ernten, denn der Kaiser verzieh ihm nicht, daß er so berühmt, so allgemein beliebt und so unentbehrlich war. Aus Anlaß einer gegen den Kaiser gerichteten Verschwörung, die aber vereitelt wurde, erpreßte man untergeordneten Theilnehmern derselben durch die Folter falsche Aussagen gegen Belisar, der nun seines ganzen Vermögens beraubt und gefangen gesetzt wurde. Die Sage, daß er als blinder Greis habe betteln müssen, ist unbegründet, und erst später aufgekommen, beweist aber, mit welchem tiefen Mitgefühl ihn auch noch die kommenden Generationen im Andenken behalten haben. Er wurde schon im nächsten Jahre nach seiner Verhaftung für unschuldig erkannt, lebte aber nur noch acht Monate und starb in Ehren. Noch in demselben Jahre starb auch der gleichfalls alt gewordene Kaiser Justinian, 565.

8.

Die spanischen Gothen.

Die Westgothen hatten unter ihrem König Theudes, welcher die Stadt Toledo zu seiner Residenz wählte, wiederholt mit den Frankenkönigen zu kämpfen, die es nach Eroberung jenseits der Pyrenäen gelüstete. Chlodwigs Söhne Childebert und Chlotar machten i. J. 543 einen großen Raubzug bis an den Ebro und wurden zwar durch ein Heer, welches ihnen der Westgothenkönig Theudes unter Theudisclus in den Rücken geschickt hatte, von den Pyrenäenpässen abgeschnitten. Dieser Feldherr aber, von ihnen bestochen, ließ sie durch, bis auf einen Rest, den man niederhieb. Theudes verlor auch Ceuta wieder und als er es noch einmal belagern ließ, wurde sein Heer beim Gottesdienst überfallen und von Justinians afrikanischen Truppen niedergemacht. Als geborner Ostgothe mußte Theudes mit Intriguen der westgothischen Großen ringen und fiel durch Meuchelmord, 548. Nun ließ sich Theudisclus zum König wählen, machte sich aber durch Habgier und Weiberverführung verhaßt und als er einmal bei einem nächtlichen Gelage in voller Lust zubrachte, löschte man plötzlich alle Lichter aus und stieß ihn nieder, 549. Nun wurde Agila zum König gewählt, gegen ihn aber erhob sich Athanagild, rief römische Hülfe aus Afrika herüber, besiegte den Agila, welcher ermordet wurde, und riß die Krone an sich, mußte aber den Römern die besten Hafenstädte an der Küste einräumen, 554. In diesen unruhigen Zeiten erhoben sich auch die Sueven wieder unter einem neuen König Cararich, seit 550. Dieser folgte dem Beispiel der Frankenkönige und nahm den katholischen Glauben an, um sich die römische Bevölkerung zu befreunden. Dadurch behauptete er sich wirklich, ohne daß es die arianischen Westgothen zu hindern wagten. Athanagild starb 567.

Die Großen des Reichs wählten den Liuba, dem sein kraftvoller Bruder Leovigild folgte. Dieser brachte wieder Schwung

in die Westgothen, schlug die Römer an den Küsten, brachte mehrere Städte derselben in seine Gewalt, unterwarf auch die empörten Großen und die Basken in den Gebirgen, ja er entriß dem damals von inneren Fehden zerrütteten Frankenreich auch Septimanien wieder. Er stellte die Gesetze Eurichs her und fügte neue hinzu. Er hatte, um die Partei des Athanagild zu versöhnen, dessen Wittwe Goswintha geheirathet, deren Tochter, die berühmte Brunehild, nach Frankreich verheirathet worden war, und vermählte nachher seinen Sohn aus erster Ehe, Hermenegild, mit der fränkischen Jugundis, der Tochter jener Brunehild. Man schreibt es dem katholischen Eifer dieser jungen Dame zu, daß sie den Prinzen, ihren Gemahl, vom Arianismus abwendig gemacht habe. Indessen konnte der Erbe des westgothischen Thrones wohl auch aus andern Gründen den katholischen Glauben vorziehen. Denn das Unglück der arianischen Ostgothen, Burgunder und Vandalen, und das Glück des katholischen Kaisers und der katholischen Franken- und Suevenkönige mußte ihm Nachdenken erwecken. Die Königin Goswintha war aber eine eifrige Arianerin, ärgerte sich höchlich über den Einfluß der Jugundis, verlangte nun gebieterisch, sie solle zur arianischen Kirche übertreten, und mißhandelte sie, da sie sich weigerte, riß sie bei den Haaren, schlug sie blutig und ließ sie in eine Wassertonne werfen, um sie arianisch zu taufen. Empört über dieses Betragen der Stiefmutter, wurde Hermenegild nun wirklich katholisch und trat in Verbindung mit den Basken, Sueven, Franken und Römern. Durch diese unkluge Voreiligkeit erbitterte er seinen Vater, um dessen Krone es sich handelte, da alle Katholiken jubelten und dem Hermenegild von allen Seiten Bewaffnete zuströmten, besonders Römer aus Afrika, welche hoffen mochten, bei dieser Gelegenheit Spanien, wie früher Italien, dem Kaiser wieder zu unterwerfen. So wurde denn Leovigild gezwungen, gegen den eigenen Sohn zu Felde zu ziehen. Zuerst warf er sich auf die Basken, schlug sie und gründete zum Andenken seines Sieges die Stadt Victoria (jetzt Vittoria). Damit schreckte er zugleich die Franken zurück, die auch die Grenze nicht überschritten. Dann warf er sich auf den Suevenkönig Mir, als derselbe eben dem Hermenegild nach

Sevilla zu Hülfe ziehen wollte, schloß sein Heer eng ein und gestattete ihm die Rückkehr nur unter der Bedingung, daß Mir ihn als Oberherrn anerkannte. Endlich belagerte er seinen Sohn und die Römer, die ihm zugezogen waren, in Sevilla und nahm die Stadt mit Sturm. Hermenegild entkam nach Cordova, aber diese Stadt fiel durch Verrath und er rettete sich in eine Kirche. Reccared, sein jüngerer Bruder, ging zu ihm und redete ihm zu, des Vaters Gnade anzuflehen. Da kam er heraus und warf sich dem Vater zu Füßen. Leovigild ließ ihn aber in Fesseln legen, 584. Unterdeß war Mir gestorben und sein Sohn Eurich wollte den Vertrag mit Leovigild halten, die Sueven erhoben aber den Andeca auf den Thron, der den Eurich ins Kloster schickte und abermals gegen die Westgothen die Waffen ergriff, aber von Leovigild geschlagen und gleichfalls ins Kloster geschickt wurde. Damit nahm das Suevenreich ein Ende, denn der Sieger vereinigte es mit dem seinigen. So lange Hermenegild lebte, drohten immer neue Empörungen, weßhalb der strenge Vater ihn hinrichten ließ. Jugundis wollte nach Frankreich entfliehen, da sie sich aber einem römischen Schiffe anvertraute, wurde sie auf des Kaisers Befehl als Geißel zurückgehalten und der Kummer endete bald ihr junges Leben. Jetzt erst rührten sich die Franken und wollten Septimanien wieder erobern, aber Reccared schlug sie siegreich zurück. So stand das Westgothenreich wieder so mächtig als jemals da.

Leovigild starb 586 und sein Nachfolger Reccared traf sogleich Anstalt, den schrecklichen Mißgriff des Vaters gut zu machen. Seiner Einsicht war nicht entgangen, wie viel weiser Leovigild würde gehandelt haben, wenn er rechtzeitig das Beispiel des Suevenkönigs nachgeahmt hätte. Dann wäre Hermenegilds Empörung und das lange Blutvergießen vermieden worden. Trotz der glänzenden Siege des Vaters blieb die arianische Kirche doch in der Minderheit und hatte sich in Spanien, wie überall überlebt. Die arianischen Bischöfe waren nicht mehr fanatisch, wünschten vielmehr selbst eine Vereinigung mit den Katholiken, um sich auf den Reichstagen zu stärken und den weltlichen Großen und dem trotzigen Adel des Reichs gegenüber größeren

Einfluß zu gewinnen. Reccared wußte, was er that, als er sämmtliche arianische und katholische Bischöfe zu einem gemeinsamen Concil in Toledo versammelte und es dadurch der arianischen Minderheit leicht machte, sich der katholischen Mehrheit freiwillig anzuschließen. Das Concil verlief friedlich und am Schlusse desselben nahm der König, nahmen die Bischöfe und der größte Theil der Westgothen den katholischen Glauben an, als eine Nothwendigkeit, die sich nicht mehr umgehen ließ, wenn endlich das Reich Frieden haben sollte. Obgleich die Franken nun keinen religiösen Vorwand mehr hatten, um die Westgothen anzugreifen, thaten sie es doch, weil ihren König Guntram die frühere Niederlage allzusehr erbittert hatte, allein sie wurden noch einmal derb zurückgeschlagen, und zum drittenmal 588. Nur einige wenige arianische Bischöfe empörten sich mit Hülfe westgothischer Großen, wurden aber leicht überwunden. Die alte Königin Goswintha wollte neue Verschwörungen anzetteln, sah sich aber bald verrathen und brachte sich in wüthender Verzweiflung selbst ums Leben. Hierauf ordnete Reccared das Reich und gab ihm neue Gesetze. Er nahm den Namen des Katholischen an und ließ sich krönen und salben. Um die hartnäckige und immer rebellische Aristokratie der Westgothen zu brechen, hob er das Gesetz auf, welches ihnen bisher jede eheliche Verbindung mit Römern untersagt hatte. Er wollte gothisches und römisches Blut vermischen, um die bisher feindlich getrennten Bevölkerungen Spaniens zu versöhnen in einer einzigen möglichst gleichförmigen spanischen Nation. Die dankbaren Römer gaben ihm und seiner Dynastie den Namen der Flavier wegen ihres blonden Haares und um damit an das alte Kaiserhaus der Flavier zu erinnern. Das war keine leere Schmeichelei, sondern es bedeutete, daß die katholischen Spanier ihren gothischen König für ihren Kaiser ansahen und des Kaisers in Constantinopel nicht mehr bedurften. Der Papst in Rom gewann dadurch einen mächtigen Rückhalt gegen die Ansprüche des östlichen Kaiserhauses. Man darf annehmen, daß die Gothen in Spanien damals neben ihrer Muttersprache auch alle schon lateinisch sprachen, denn sie lebten schon Jahrhunderte unter den Römern. Sonst müßte man sich wundern,

warum die Verdrängung der gothischen Sprache, wie sie bisher im arianischen Gottesdienst üblich gewesen war, durch die lateinische Kirchensprache nicht mehr Widerstand erfahren hat. In der Volkssprache durchdrangen sich das lateinische und deutsche Element, mit einem Uebergewicht des ersteren.

Reccared hinterließ i. J. 601 das Reich in Wohlstand und Frieden. Erst nach seinem Tode scheint ein Theil der westgothischen Großen und der Rest der Arianer gegenüber der Erbfolge im Königshause wieder das alte Wahlrecht betont zu haben. Sein Sohn Liuva war überdieß nicht ehelich geboren. Ohne diesen Umstand würde sich der hoffnungsvolle Jüngling wahrscheinlich auf dem Thron behauptet haben, aber Witterich, ein Usurpator, dem nicht nur die Arianer, sondern auch die Franken Vorschub leisteten, entthronte ihn und ließ ihn hinrichten, 603. Der Usurpator aber kam in Zerwürfniß mit seinen fränkischen Gönnern, indem ihm seine Tochter, die er mit reichen Schätzen als Braut eines fränkischen Prinzen über die Pyrenäen geschickt hatte, schimpflich und ohne ihre Schätze zurück geschickt wurde. Im Lande selbst machte ihn sein Arianismus verhaßt und er wurde bei einem Gastmahl erschlagen, 610. Ihm folgte der katholische Gundemar, zwei Jahre später Sisebut, welcher die letzten Oströmer endlich aus den Seestädten vertrieb und dann ein friedliches und gesegnetes Regiment führte, sich aber veranlaßt fand, einen Befehl an alle Juden in Spanien zu erlassen, daß sie Christen werden müßten. Sie hatten sich auf der pyrenäischen Halbinsel in großer Zahl eingenistet zur Plage der Christen, wie überall. Wollte man sich von dieser Plage befreien, so blieb nichts übrig, als sie entweder aus dem Lande zu vertreiben, oder ihrer feindlichen Sonderstellung mitten unter den Christen durch die Bekehrung ein Ende zu machen, damit sie im Glauben, in den Sitten und hauptsächlich auch in der Arbeit den Christen gleich kämen. Man hat das eine himmelschreiende Verfolgung genannt, was es aber nicht war, denn die Juden waren nicht gehindert, auszuwandern. Die Mehrheit ließ sich nur zum Scheine taufen, die Zwangstaufe wurde von der Geistlichkeit selbst mißbilligt.

Sisebut starb 626. Ihm folgte sein Sohn Reccared II., dann Swintila, der die empörten Basken besiegte, gegen den sich aber Sisenand mit fränkischer Hülfe empörte und i. J. 636 Chinthila, unter dessen Regierung wieder so viele Juden zum Vorschein gekommen waren, daß er sie alle aus dem Lande trieb. Sein Sohn Tulga wurde abgesetzt.

Bisher hatten die besseren und tüchtigeren Könige immer nur mittelst der Geistlichkeit Ruhe und Ordnung erhalten können, während alle Unruhen vom gothischen Adel ausgingen, unter denen es immer Ehrgeizige gab, die sich durch Aufruhr den Thron erkämpfen wollten. Gegen diese nun schritt seit 641 König Chindaswinth ein, obgleich er selbst den Tulga vom Throne gestoßen hatte. Er ließ nicht weniger als 200 Gothen vom höchsten Range und 500 von geringerem Range hinrichten und ihre Weiber und Kinder in die Sklaverei verkaufen, um diese unbändigen Familien gänzlich auszurotten. Und doch empörten sich, als er 652 starb, gegen seinen Sohn und Nachfolger Recceswinth wieder andere Familien, die er in blutiger Fehde niederkämpfen mußte. Dann regierte er lange glücklich, unterstützt von den Bischöfen, die auf den gothischen Reichstagen neben dem Adel immer mehr das Uebergewicht erlangten. Nach seinem Tode 672 wurde Wamba zum König gewählt, welcher, als er dieser allzu großen Macht der Bischöfe Schranken setzen wollte, dem Verrath zum Opfer fiel. Zwar besiegte er einen Aufstand der Römer unter Paulus, aber Erwig, ein Jüngling, dem er sich durch Wohlthaten verpflichtet hatte, machte ihn durch einen Gifttrank besinnungslos und ließ ihn in diesem Zustande zum Mönche scheeren. Als Wamba wieder zur Besinnung kam, erkannte er in seinem Schicksal Gottes Willen und blieb im Kloster, Erwig aber fühlte tiefe Reue und wurde selber Mönch. In Wambas Tagen zeigten sich die ersten Saracenen, oder muhamedanischen Araber an Spaniens Küsten. Der 687 neugewählte König Egiza erhielt bald Kunde von den Umtrieben der Juden, welche sich bemühten, die Araber ins Land herüberzuziehen, um sich an den Christen zu rächen. Trotz der früheren Befehle, nach welchen alle Juden Christen werden oder das

Land verlassen sollten, hatten sie durch Bestechung der Beamten sich in großen Massen im Lande zu behaupten gewußt. Als sie jetzt mit dem Feinde Verrath anspannen, erneuerte Egiza die alten strengen Befehle, aber die Grafen nahmen Geld von den Juden und ließen sie gewähren nach wie vor. Egizas Sohn Witiza, der seit 701 regierte, machte sich durch Wollüste verhaßt und beleidigte die Bischöfe, indem er deren Macht einschränken wollte. Eine Empörung, die ihn stürzte, erhob den Roderich zum König und dieser war der letzte Westgothenkönig, denn die Araber überflutheten, eroberten und behaupteten die pyrenäische Halbinsel, 711.

Drittes Buch.

Die Merowinger.

1.

Chlodwigs Söhne.

Bei den Franken war das Erstgeburtsrecht noch nicht eingeführt, aber der Familiengeist so mächtig, daß der große Chlodwig die Einheit seines großen Reiches nicht für gefährdet erachtete, wenn er es auch unter seine Söhne theilte. Man unterschied damals schon das östliche, nur von Deutschen bewohnte Frankreich, die Niederlande, Rheinlande und Alemannien unter dem Namen Auster, Austrien oder Austrasien von dem westlichen, mehr von Römern bewohnten Frankreich, welches man Neuster oder Neustrien hieß. Chlodwig wußte wohl, daß Auster überwog, deßwegen gab er es seinem ersten Sohne Theuderich, der zu Metz Hof hielt. Neuster theilte er unter die drei jüngeren Söhne, Childebert, welcher zu Paris, Chlodomir, der zu Orleans, und Chlotar, der zu Soissons Hof hielt. Jeder war König, die Nation aber blieb einig und war auch nur auf einem Reichstage durch die Großen des Reichs und durch die Bischöfe vertreten.

Theuderich in Austrasien hatte die östliche Grenze des Reichs zu hüten gegen deutsche Stämme, welche noch Heiden und alte Feinde der Franken waren. Zum erstenmal kam er mit den Normannen,

wie man die hinter den Sachsen wohnenden Dänen, Norweger und Schweden nannte, zum Kampfe, indem sie als Seeräuber mit ihren Schiffen in die Maas einliefen und das Land plünderten. Ihr Anführer hieß Cochiliach und wurde 521 zurückgeschlagen. Dann ergriff Theuderich die Gelegenheit, Thüringen zu erobern. Die Söhne des Bisinus hatten dieses Land getheilt. Der ältere, Hermannfried, heirathete die ostgothische Amalberga, Schwester des großen Theodorich. Diese stolze Dame deckte ihm einmal den Tisch nur halb, weil auch er das thüringische Erbe nur halb besäße. Beschämt darüber, entledigte er sich durch Mord des einen Bruders, Berthar, und verband sich mit den Franken, um auch seinen dritten Bruder Balderich, der ihm Widerstand leistete, zu bezwingen. Nun unterlag Balderich und fand den Tod. Als aber Hermannfried den Theil von Thüringen, den sich Theuderich vorher als Lohn für seine Hülfe ausbedungen, nicht hergeben wollte, lockte Theuderich die Sachsen herbei, als alte Feinde der Thüringer, und besiegte mit ihrem Beistand den Hermannfried in einer großen Schlacht bei Scheidingen, 529. Der Haß der Thüringer gegen die Sachsen war größer als der gegen die Franken, weil diese letzteren ein ihnen näher verwandter Stamm waren. Der Thüringer Iring verabredete nun heimlich mit den Franken, die Sachsen um den ausbedungenen Lohn zu betrügen, aber ein anderer Thüringer, dessen Jagdfalke sich zufällig zu den Sachsen verirrt hatte, verrieth diesen das Geheimniß, um den Falken wieder zu bekommen. Da hielt der alte Sachsenherzog Hadegast eine zornige Rede und zog ab, indem er ringsum das Thüringerland verwüsten ließ. Hermannfried sah sich nun ganz in die Hände Theuderichs gegeben und mußte zu ihm nach Zülpich kommen, um zu unterhandeln. Dort aber ließ ihn Theuderich, wie aus Zufall, von der Mauer herabstürzen, auf der er eben spazieren ging. Damit nahm das thüringische Königreich ein Ende. Das Land nordwärts von der Unstrut rissen sich die Sachsen weg, das übrige Land wurde den Franken lehenspflichtig, blieb aber noch heidnisch und behielt noch einen eigenen Herzog, 530.

Berthar hatte eine außerordentlich schöne Tochter hinterlassen,

die noch sehr junge Radegunde, die der junge Chlotar von Soissons für sich begehrte, Theuderich aber selbst behalten wollte. Das Loos entschied für Chlotar. Aber sie haßte die Mörder ihrer Eltern und Verwandten und lebte nur im Andenken ihrer geliebten Todten. Venantius Fortunatus läßt sie klagen: „Ich sah die Frauen in die Knechtschaft schleppen, die Hände gebunden, mit fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blut ihres Gatten oder tretend auf des Bruders Leiche. Alle weinten, ich weinte für alle. Ich weinte um die ermordeten Eltern und nicht minder um die noch lebenden. Wenn der Wind rauscht, lausche ich, ob nicht der Schatten eines der Meinigen mir erscheine. Eine Welt trennt mich von denen, die ich liebte. Wo sind sie? Ich frage den Wind, die ziehenden Wolken frage ich; ein Vogel, wollt ich, brächte mir Kunde." Chlotar entließ die Trauernde in ein Kloster, wo sie als eine Heilige lebte.

Chlodomir von Orleans machte einen Angriff auf Burgund. Hier war dem Gundebald sein Sohn Sigmund gefolgt, dem seine ostgothische Gemahlin, als sie starb, den Knaben Sigerich hinterließ. Als Sigmund nun eine schöne Magd zur Frau nahm und dieselbe in den Kleidern der verstorbenen Königin, seiner Mutter, ungeschickt einherstolzirte, lachte der kleine Sigerich sie aus, mußte es aber mit dem Leben büßen. Die Burgunder entsetzten sich über diesen Mord, erhoben Aufruhr und wurden von Chlodomir unterstützt. Sigmund, von den Seinen verlassen, floh nach dem Kloster St. Moritz in Wallis, wurde aber entdeckt und ermordet, sein Weib und ihr Kind in einen Brunnen gestürzt. Chlodomir betrachtete das Land schon als seine Beute, aber Sigmunds Oheim Godemar stellte sich an die Spitze der Burgunder und schlug den Chlodomir, der selbst im Kampfe fiel, 524. — Childebert von Paris griff die Westgothen an, weil seine Schwester Chlotilde mit dem Westgothenkönig Amalarich vermählt ihm zum Zeichen, wie sie von demselben mißhandelt werde, ein blutiges Tuch schickte. In der Geschichte der Westgothen ist schon erzählt, daß Amalarich unterlag und ums Leben kam, 531.

Bald bekamen die fränkischen Brüder auch untereinander Hän-

del. Childebert und Chlotar hielten zusammen gegen Theuderich, dem sie Auvergne entrissen, bemächtigten sich Orleans und ließen Chlodomirs Kinder umbringen. Die alte Chlotilde, des großen Chlodwigs Wittwe, lebte noch und hätte ihre Enkel retten können, wenn sie ihnen das lange Haar hätte abschneiden lassen, aber sie rief: Lieber todt, als geschoren! Da stach Chlotar den einen seiner Neffen mit dem Dolche nieder, der andere floh zu Childebert, der ihn auch mitleidig in die Arme nahm, aber Chlotar entriß ihm das Kind und durchbohrte es, 533. Der dritte Knabe, Chlodoald, wurde gerettet und ging ins Kloster. Er liegt zu St. Cloud begraben, das von ihm den Namen hat.

Theuderich hatte sein Auvergne wieder erobert, ging aber mit Tod ab. Sein Sohn Theudebert war der erste Merowinger, der öffentlich Bigamie trieb und nachdem er eine longobardische Prinzessin geheirathet hatte, auch noch eine gefangene Ostgothin, die schöne Deuterie, zur Frau nahm. Man erkennt daraus, wie trotz des Christenthums der alte odinische Geist im Geschlechte der Frankenkönige fortlebte. Nachher verliebte sich Theudebert in Deuteriens Tochter und als sie aus Eifersucht von ihrer Mutter umgebracht wurde, ließ er die Mutter, indem sie über die Brücke von Verdun fuhr, durch eine geschickte Wendung des Kutschers umwerfen und in die Maas stürzen. Dann verband er sich mit seinen treulosen Oheimen Childebert und Chlotar und fiel mit ihnen über Burgund her. Godemar wurde gefangen und starb im Kerker. Mit ihm endete das alte burgundische Königshaus, 534. Das Land fiel größtentheils an Theudebert, der von hier aus weiter ging und dem Ostgothen Vitigis die Abtretung der Provence und des westlichen Alpenlandes abnöthigte. Die alten Burgunder nahmen gleich den Franken in Neustrien die romanische Mundart an, welche dagegen die Alemannen überall verschmähten. Nur in den höchsten Alpen und unmittelbar an den Grenzen der Alemannen erhielten sich noch deutsch redende Burgunder bis auf diesen Tag in den Dörfern am Monterosa in Wallis und im Walserlande in Vorarlberg.

Die unnatürlichen Brüder entzweiten sich aufs neue und dies=

mal verbanden sich Theudebert und Childerich gegen den jüngsten Bruder Chlotar, um ihm sein Erbe zu entreißen. Chlotar verschanzte sich in einem Walde, als aber die Brüder ihr Lager vor ihm aufschlugen, wurden alle ihre Zelte durch ein furchtbares Ungewitter umgerissen. Da erbebten sie, erkannten ihre Sünde, fürchteten den Zorn Gottes und versöhnten sich mit dem Bruder, dessen Lager im Walde unversehrt geblieben war, 539. In den folgenden Jahren machten Childebert und Chlotar wieder Angriffe auf die Westgothen. Theudebert starb 547 und unter seinem noch unmündigen Sohne Theudebald machten die Alemannen unter Leutaris und Utilinus den oben beschriebenen Raubzug nach Italien. Theudebald starb jung und als nun auch Childebert kinderlos verschied, blieb der böse Chlotar Alleinherr von ganz Frankreich.

Chlotar bekam mit den Sachsen und Thüringern zu kämpfen, welche sich endlich einmal gegen die Franken vereinigten. Sie unterlagen und erboten sich zu einem Tribute. Der König machte Frieden mit ihnen, aber die Franken wollten durchaus ihren Haß und ihre Raubgier noch länger sättigen, tumultuirten, zerrissen des Königs Zelt und zwangen ihn, den Krieg fortzusetzen, wurden aber von den über diese Treulosigkeit tief empörten Sachsen überwunden und zurückgeschlagen, 556. Chlotar ahmte die Vielweiberei des Theudebert nach, heirathete, nachdem er die h. Radegunde verstoßen hatte, die Ingunde und als diese für ihre Schwester Aregunde gern auch einen Mann gehabt hätte, nahm er sie selbst und behielt beide, heirathete aber neben ihnen auch noch die Hunsena, die ihm den Chramnus gebar. Dieser kämpfte später mit den Westgothen, verband sich mit den Armorikern und empörte sich gegen den Vater, unterlag aber und wurde auf Chlotars Befehl mit Weib und Kindern in einer Hütte eingesperrt und verbrannt, 558.

Als Chlotar 561 starb, hinterließ er noch 4 Söhne, unter die er nach dem Beispiel Chlodwigs Frankreich theilte. Charibert saß zu Paris, Guntram zu Orleans, Sigebert zu Metz, Chilperich zu Soissons. Unter ihnen wiederholten sich die Bruderkriege und wurden noch viel greuelhafter als vorher. Der alte böse Dämon im

merowingischen Hause trug indeß nicht allein die Schuld. Die Theilungen und Fehden der Brüder wurden durch die Großen des Reichs, durch den Adel der verschiedenen zum Reiche gehörenden Stämme und durch das Lehenssystem begünstigt. Die Austrasier hielten sich an Sigebert, die Burgunder an Guntram, die Neustrier an die beiden andern Brüder. Jeder Volksstamm wollte seinen eigenen König haben. Für den Ehrgeiz und die Habgier des Adels hätten die Hof- und Kriegsämter eines Königreichs nicht ausgereicht. Alle Beamten gingen aus dem Gefolge (comitatus) der Könige hervor und hießen deßhalb comites, auf deutsch Grafen. Vermöge der fränkischen Heer- und Landes-Verfassung stand jeder Gau unter einem Grafen. Dieser war Richter des Königs über die freien Gaugenossen, aber zugleich Lehensträger oder Mann des Königs, lat. vassus oder Vasall, und das natürliche Haupt aller niederen Vasallen. Diese Grafen waren im Kriege die Obersten der Freien und der Vasallen zugleich. Der herzogliche Titel (dux, duc) kam nur den Feldherren über größere Heere und den Stammfürsten der unterworfenen Völker, als nunmehrigen Vasallen Frankreichs zu. Durch die Eroberungen waren eine Menge reicher Landgüter fränkischen Vasallen zugefallen und wurden den Besiegten fränkische Grafen vorgesetzt. Es gab also ein gewaltiges Drängen nach Lehen und Grafenstellen und nach der allen deutschen Stämmen eingebornen Unart kam es dem Dränger nicht darauf an, ob er einen Genossen des eigenen Stammes, oder einen Fremden verdrängte. Bekriegte ein Frankenkönig den andern und nahm ihm sein Land, so wurden auch die Waffengenossen des Siegers in die Lehen und Grafenstellen eingesetzt, welche die Waffengenossen des Besiegten verloren. Daher wurde die Verwilderung im Königshause durch die des Adels genährt und die Kirche hatte hier noch viel mehr Mühe, Frieden und Einheit herzustellen, als unter den Westgothen in Spanien, denn nachdem sich die Franken in Gallien erst recht eingelebt hatten, drängte sich ihr Adel auch in die geistlichen Aemter und beutete dieselben im Familieninteresse aus, anstatt Gott zu dienen und sich der christlichen Mission zu widmen. Von der Rohheit des fränkischen Adels erzählt

Gregor von Tours ein merkwürdiges Beispiel. Ein Edelmann Namens Rauching hatte auf seinem Hofe zwei Leibeigene, einen Jüngling und ein Mädchen, die sich gegen seinen Willen liebten und zu einem Altare flohen, von wo er sie nicht wegreißen lassen konnte, weil die Kirchen als heilige Asyle galten. Nun gelobte er dem Priester, ihnen verzeihen zu wollen. Kaum aber waren sie herausgekommen, so ließ er sie in einen hohlen Baum einsperren und mit Erde verschütten.

2.

Brunehild und Fredegunde.

Chariberts Gemahlin Ingeborg hatte zwei Dienerinnen, die Töchter eines Knechts, den man zum Wolleweben brauchte. Beide waren sehr schön. Die eine, Markovefa, wurde Nonne, in die andere, Merofleda, verliebte sich der König. Da ließ Ingeborg des Mädchens Vater kommen und seine Wollenarbeit verrichten, um den König, der dazu kam, zu beschämen. Charibert aber verstieß die Königin aus dem Palast und heirathete nicht nur die Merofleda, sondern auch ihre Schwester, die er aus dem Kloster raubte, und dazu noch die Theudegild, eine Schäferstochter. Der edle Bischof Germanus (St. Germain) von Paris wagte es, ihn wegen dieses heidnischen Greuels in den Bann zu thun, und der König starb bald darauf, wie man glaubte, durch Gottes Zorn bestraft. Aber auch König Guntram nahm drei Weiber zugleich. Da entrüstete sich der sittenreinere Sigebert, wie denn alle Austrasier die neustrische Unzucht verachteten, und um die Ehre des königlichen Bettes wieder herzustellen, freite er um die westgothische Königstochter Brunehild. Sie kam im Jahre 565 nach Frankreich in blühender Jugend, strahlend von Schönheit und mit reichen Schätzen. Venantius Fortunatus hat ihr Hochzeitsfest in der ihm eigenen glühenden Sprache besungen. Ihre Pracht aber machte den Chilperich von Soissons neidig. Er hatte

die Audodeva geheirathet, hatte sich aber in deren schöne Magd Fredegunde verliebt und diese schlaue Buhlerin überredete ihre Herrin, als dieselbe in Abwesenheit des Königs ein Kind geboren hatte, es selbst über die Taufe zu halten. Dadurch wurde die Königin Pathin ihres eigenen Kindes und weil die Ehen unter Pathen von der Kirche untersagt waren, mußte ihre Ehe getrennt werden und die betrogene Gattin wurde verstoßen. Fredegunde lebte nun als Chilperichs Kebsweib am Hofe. Der König bekam aber Lust, auch eine so vornehme Frau mit so reichen Schätzen zu haben, wie sein Bruder Sigebert, und bewarb sich um Brunehilds Schwester Galaswintha. Ihr Vater Athanagild weigerte sich lange, gab aber endlich um des Friedens mit den Franken willen nach unter der Bedingung, daß Chilperich seinem lüderlichen Leben entsage, das Kebsweib aus dem Palaste fortschicke und seiner Tochter fünf Grenzstädte (Limoges, Cahors, Bordeaux, Bearn und Ligorre) zur Morgengabe gäbe. Die sanfte und von Natur traurige Galaswintha ahnte das Leid, das auf sie wartete, und reiste im tiefsten Kummer ab, wieder mit reichen Schätzen. Kaum aber war die Hochzeit und Chilperichs erste Freude über die reiche Mitgift vorüber, so langweilte ihn die traurige Gattin und Fredegunde reizte ihn an, sie des Nachts im Bette erwürgen zu lassen. Wenige Tage nachher feierte er öffentlich seine Hochzeit mit Fredegunde.

Mittlerweile war Charibert gestorben und seine vierte Gemahlin Theudegild packte geschwind alle seine Schätze auf Wagen und bot sie dem König Guntram an, wenn er sie heirathen wolle. Er versprach es ihr, als sie aber kam, nahm er ihr die Schätze weg und schickte sie in ein Kloster. Sigebert und Chilperich verständigten sich mit ihm über die Theilung des nach Chariberts Tode herrenlosen Landes und dieselbe wurde so genau gemacht, daß selbst die Stadt Paris in drei Regionen geschieden wurde, wovon jedem Bruder eine zufiel, doch gelobten sie sich, um Streit zu vermeiden, daß keiner je Paris betreten sollte. Ihr Frieden aber dauerte nicht lange. Als Galaswinthas Mord bekannt wurde, verlangte Brunehild Rache für ihre Schwester. Sigebert aber ließ sich von Chilperich beschwichtigen, indem dieser ihm Galaswinthas Morgengabe, die fünf Grenz-

städte, zu Handen der Brunehild abtrat. Kaum war dieß ausgemacht, so behielt Chilperich dennoch die Städte zurück und da er sich unterdeß hinlänglich gerüstet hatte, ließ er seinen Sohn Chlodwig gegen Sigebert zu Felde ziehen. Da mischte sich Guntram ein, befahl ihm Frieden und ließ ihn durch seinen geschickten Feldherrn Mumulus dazu zwingen. Chlodwig wurde schmählig geschlagen, nahm zwar auf der Flucht mit wenig Leuten Bordeaux ein, mußte aber auch von dort weichen und kam ohne Armee zu seinem Vater zurück. Dieser rüstete ein neues Heer und griff selbst Guntram an. Nun bot aber Sigebert seine Deutschen auf, die in ungeheuern Massen kamen. Da fürchtete Guntram, auch er könnte von Sigebert überwältigt werden, und die Vasallen Neustriens drangen aus Angst vor den Austrasiern in Chilperich, sich mit Guntram zu versöhnen. Die beiden Könige kamen zusammen und Guntram versprach, nicht dulden zu wollen, daß Chilperich sein Land verliere. Als nun aber die Austrasier anrückten, erschrack er so vor ihrer Menge, daß er sein Wort wieder brach und zu Sigebert überging. Allein er wandte sich an Sigeberts Großmuth und dieser wollte wirklich Frieden geben, aber die Austrasier trotzten und wollten nicht umkehren ohne Beute. So konnte Sigebert nicht hindern, daß sie das Land rings um Paris plünderten und besonders auch die Kirchen, weil viele von ihnen noch Heiden waren. Da sich nun Chilperich mit seinen Söhnen eifrig rüstete, mußte Sigebert Paris zum Stützpunkt haben und hielt trotz seines Gelübdes dort seinen Einzug. Brunehild aber, welche von seinen Verhandlungen mit Guntram gehört hatte und von seiner Gutherzigkeit besorgte, daß er wieder nachgeben werde, reiste von Metz mit ihren Kindern zu ihm nach Paris und nahm viele Kostbarkeiten mit, wohl nicht blos, um vor den Parisern zu glänzen, sondern um sich Freunde zu erkaufen.

Zu derselben Zeit zitterte Chilperich in Tournay, wo er von den Austrasiern belagert wurde. Denn obgleich seine Söhne noch im Felde standen, so glaubte er doch, Sigeberts Uebermacht nicht lange widerstehen zu können. Zudem lag Fredegunde in Kindesnöthen und bei ihrem Temperament verwandelte sich die Angst in Wuth, so

daß sie in der Geburt wie ein wildes Thier gerast haben soll. Nachher aber faßte sie sich wieder, gab zwei jungen Franken, die ihr besonders zugethan waren, erst einen sinnebethörenden Zaubertrank ein und dann zwei lange Messer, womit sie ihren Todfeind umbringen sollten. Und diese, heimlich aus der Stadt entweichend, gingen nach Vitry, meldeten sich bei König Sigebert, wurden freundlich von ihm empfangen und stießen ihn nieder, 576.

Dieser Mord änderte die Lage der Dinge gänzlich. Das große Heer der Austrasier eilte heim, die Neustrier sammelten sich wieder um Chilperich und ehe sie sichs versah, war Brunehild, die im königlichen Palast zu Paris zurückgeblieben war, darin eingesperrt. Sie hätte sich retten können, wollte sich aber nicht von ihren Schätzen trennen und blieb. Nur ihren 5jährigen Sohn Childebert, den einzigen rechtmäßigen Erben von Austrasien, wollte sie auf jeden Fall in seine Heimath bringen lassen und ein treuer Austrasier brachte ihn in einer Jagdtasche davon. Dieses Kind wurde dann zu Metz unter großem Jubel als König anerkannt. Chilperich zog dagegen in Paris ein, war sehr erzürnt, daß ihm das Kind entgangen war, dessen Daseyn ihn hinderte, selbst Austrasien zu beanspruchen, raubte der Brunehild ihre Schätze, hielt es aber der Austrasier wegen nicht für klug, sie tödten zu lassen, und verbannte sie nach Rouen, wo man sie bewachte. Sie ließ aber in Paris einen schwärmerischen Liebhaber zurück, denn ihre Schönheit und ihr Unglück hatte auf Merowig, einen Sohn Chilperichs aus früherer Ehe, einen tiefen Eindruck gemacht. Dieser sollte nun auf Befehl seines Vaters die der Brunehild zugesprochenen fünf Städte an der spanischen Grenze einnehmen, allein er kehrte von Tours aus um, eilte nach Rouen — und schon in wenigen Tagen wurde ihm Brunehild durch den Bischof Prätextatus als Gattin angetraut. Sein Vater gerieth außer sich, als er es hörte, eilte nach Rouen, lockte das zärtliche Paar, welches sich in die Kirche geflüchtet hatte, durch trügerische Versprechungen, ließ die Brunehild enge einsperren und nahm den Sohn mit. Allein aus Furcht vor den Austrasiern besann er sich bald wieder und lieferte diesen die Brunehild mit ihren zwei kleinen

Töchtern aus. Nachdem er sich dadurch den Rücken gedeckt zu haben glaubte, fiel er plötzlich über seinen Bruder Guntram her, um Burgund mit Neustrien zu vereinigen, erlitt aber eine furchtbare Niederlage durch Mumulus. In der Erbitterung darüber, daß ihm seine Anschläge auf Erwerbung fremden Besitzes überall mißlangen, und aufgehetzt durch Fredegunden, ließ er jetzt dem armen Merowig die Haare abschneiden und machte ihn zum Mönche. Indessen gelang es dem jungen Prinzen zu entkommen, nur auf nicht lange, denn als er Schutz bei seinem Oheim Guntram suchte, wies ihn dieser ab, um nicht neue Händel mit dem Vater zu bekommen, und Merowig sollte eben durch Verrath in Fredegundens Hände fallen, als er ihr zuvorkam und sich durch seinen letzten Gefährten tödten ließ, 577. Mit diesem Opfer noch nicht zufrieden, ließ Fredegunde auch Merowigs Bruder Chlodwig und beider Mutter Audodeva umbringen. Bischof Prätertatus büßte die Gunst, die er Merowig erwiesen, im Kerker, und wurde erst etwas später umgebracht.

Als sich nun Fredegunde der Söhne Chilperichs aus früherer Ehe entledigt hatte und sicher war, daß nun ihr eigener Sohn Chlotar allein das Reich erben werde, nahm sie auf den alternden Chilperich wenig Rücksicht mehr und buhlte mit Landerich, den sie zum Hausmeier (major domus) erhoben hatte. Das war der oberste Hof- und Staatsbeamte, das Haupt aller Grafen und der Führer des Heeres. Als sie sich einmal in ihrer Kammer wusch, schlich sich der alte König hinter sie und klopfte sie ein wenig. Sie glaubte, es sey ihr Buhle, und rief muthwillig: was thust du, Landerich? Dadurch verrieth sie sich, kam aber dem staunenden Gemahl zuvor und ehe er sich besonnen hatte, was er thun solle, hatte sie ihn schon umbringen lassen, 584. Die Ehebrecherin und Mörderin wurde aber nicht bestraft, obgleich das Volk murrte. Jedermann war überzeugt, daß der junge König Chlotar II., der jetzt den Thron bestieg, nicht Chilperichs, sondern Landerichs Sohn sey. Allein es war dem Adel von Vortheil, die Königin und ihr Kind von sich abhängig zu machen, deßhalb trotzte er dem Volke und 300 Edelleute nebst drei Bischöfen schwuren öffentlich und feierlich, der junge König sey Chilperichs

rechter Sohn. Kurz vor Chilperichs Tode hatte Fredegunde ihre Tochter Rigunde nach Spanien verlobt, wahrscheinlich um die Westgothen zu gewinnen, da Fredegunde immer noch ihre habgierigen Augen nach Guntrams Besitz hinüberwarf, der an das westgothische Reich grenzte. Die Braut kam nicht über die Grenze, denn sie war noch unterwegs, als sich die Nachricht vom Tode ihres Vaters verbreitete, und sogleich wurde sie angehalten und ihr Gepäck durch einen gewissen Herzog Desiderius geplündert, der sich mit dem alten Herzog Mumulus und Boso verband und in Gundobald, einem Bastard Chlotars I. einen Gegenkönig aufstellte, der Fredegunden bedrohte. Auch Brunehild war mit im Bunde, aber die Austrasier weigerten sich ihr Heerfolge zu leisten, weil ihnen die ewigen Händel in Neustrien zum Eckel waren. Nun war die Sache Gundobalds verloren, da Guntram selbst sich mit Fredegunde gegen ihn verband. Gundobald wurde von denen, die ihn erhoben hatten, niedergemacht, weil sie sich dadurch Guntrams Gnade zu erkaufen hofften. Guntram sagte auch seinem alten Feldherrn Mumulus Gnade zu, ließ ihn aber doch nachher niederstechen, 585. Desiderius flüchtete nach Spanien, führte ein Räuberleben und wurde erschlagen. Boso wurde eingeschlossen und als er aus seinem brennenden Hause heraus lief, erstochen.

Brunehild war durch die Treue der Austrasier geschützt worden, konnte sich aber nicht beruhigen, so lange sie nicht an Fredegunden gerächt war, an jener ruchlosen Magd und Buhlerin, die ihr zwei Gatten gemordet hatte. Weil nun der austrasische Adel Frieden haben und sich nicht zum Werkzeug ihrer Rache hergeben wollte, bemühte sie sich um den alten schwachen Guntram. Sie hielt eine Zusammenkunft mit ihm auf einer Brücke und bewog ihn, ihrem Sohne Childebert II. sein burgundisches Erbe zuzusichern. Dadurch wurde Chlotar II. ausgeschlossen. Seine Mutter Fredegunde zettelte aus Grimm darüber eine Verschwörung in Austrasien an, deren Häupter Rauching, Ursio und Bertefried aber unterlagen und umgebracht wurden, 586. Nun konnte Fredegunde nichts mehr gegen ihre Feindin unternehmen, denn sie wurde in Neustrien selbst des eigenmäch-

tigen Adels nicht Meister. Ein Ehebrecher war zu Tournay vom Bruder seiner vernachläßigten Gattin zur Rede gestellt worden und beide hatten sich im Kampfe getödtet. Ihre Familien suchten die Blutrache und um den wechselseitigen Morden endlich ein Ziel zu setzen, ließ Fredegunde die Häupter beider Familien arglistig einladen und hinrichten. Das empörte den Adel, Fredegunde selbst wurde nun in einem Tumulte gefangen und mit Mühe von ihren Freunden gerettet, als sie schon nahe daran war, der Brunehild ausgeliefert zu werden. Welche Verwilderung damals auch schon unter den adeligen Bischöfen eingerissen war, bezeugt Gregor von Tours, der um diese Zeit starb. Er macht eine Menge Bischöfe namhaft, die öffentlich den gröbsten Lastern fröhnten. Bischof Fonius las einmal in Paris die Messe und war dabei so besoffen, daß er mitten in der heiligen Handlung mit thierischem Gebrüll zu Boden stürzte und den Blutsturz bekam. Bischof Badegisil von Mons war verheirathet und er und sein Weib wetteiferten, ihre Untergebenen zu prügeln und mit Verläugnung aller Scham grausam zu martern. Mehrere Bischöfe zogen ritterlich zu Felde und hatten das Fechten lieber als das Beten. Zwei Bischöfe zankten sich an König Guntrams Tafel und warfen einander die abscheulichsten Laster vor. Hier wurde ein unschuldiges Nonnenkloster überfallen, dort trieben die Nonnen selbst den ärgsten Unfug. Abt Dagulph war ein berüchtigter Don Juan und wurde von einem beleidigten Ehemanne erschlagen.

Als Guntram 593 starb, wollte Fredegunde um keinen Preis dessen Erbe dem Austrasier gönnen. Childebert II., der unterdeß in Metz herangewachsen war, hatte die ersten Kämpfe mit den Longobarden bestanden, die sich damals Italiens bemächtigten und um die Grenze gegen Frankreich stritten. Auch hatte er das kleine Völkchen der Variner in Deutschland besiegt. Radigis, ihr König, hatte um eine angelsächsische Königstochter geworben, sie nachher aber verschmäht und eine Frankin geheirathet. Die Angelsachsin kam aber doch, nahm ihn in einem Walde gefangen, und zwang ihn, sein Versprechen zu halten. Nun mußte er die Frankin verstoßen. Diese

aber fand in ihren Landsleuten Rächer und das ganze Varinerland wurde unterworfen und mit Thüringen vereinigt. Nach Guntrams Tode zog Childebert gegen Fredegunde zu Felde, allein die Großen seines Reichs sahen voraus, daß er nach Besiegung Chlotars II. Alleinherr in Frankreich würde werden wollen. Das war aber nicht in ihrem Sinn. Sie unterstützten ihn daher nicht gehörig und als er in der Nähe von Soissons lagerte, ließ Fredegunde, die mit Landerich befehligte, das neustrische Heer dergestalt in Baumzweige versteckt vorrücken, daß die Austrasier nur einen Wald vor sich zu haben glaubten, plötzlich aber überfallen und geschlagen wurden. Bald darauf starb Childebert II. und man beschuldigte die Brunehild, sie habe ihm Gift beigebracht, um für seine noch unmündigen Söhne ungenirter mit ihren Buhlern herrschen zu können. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß Fredegunde ihre Hand im Spiel hatte und Brunehild absichtlich nur verleumdet wurde. Der Krieg dauerte fort, aber Brunehild wurde zum zweitenmal an der Seine geschlagen. Sogar die Sachsen und die tatarischen Avaren, welche damals die Donau aufwärts gekommen waren, hetzte Fredegunde gegen Brunehild auf, so daß sie in Thüringen einfielen. Das Glück aber schien sich dennoch für Brunehild entscheiden zu wollen, denn Fredegunde starb, 598. Allein Landerich, welcher für ihren Sohn Chlotar II. fortregierte und schon lange mit einem Theil der austrasischen Großen in Verbindung stand, vereitelte jede Hoffnung der Brunehild, von dem Tode ihrer Feindin Vortheil zu ziehen. Ihr ältester Enkel Theudebert sollte des Vaters, der zweite Theuderich Guntrams Reich erben. Sie selbst wollte im Namen beider regieren. Andererseits wollte Chlotar II. sich Burgund aneignen. Der Vasallenadel entschied sich gegen beide Anmaßungen. Brunehild wurde von Theudebert getrennt und durfte nichts mehr befehlen, aber auch Chlotar sollte Burgund nicht haben. Als der letztere nicht nachgeben wollte, zogen die Austrasier und Burgunder vereinigt über ihn und besiegten ihn in der Schlacht bei Dormeille, in der, wie es heißt, 30,000 Franken fielen. Berthoald, Hausmeier von Burgund, war der Sieger für seinen jungen König Theuderich. An

den Hof des Letzteren wandte sich nun die von Austrasien vertriebene Brunehild und suchte ihren Günstling Protadius an die Spitze der Verwaltung zu bringen. Berthoald siegte in einer zweiten Schlacht über die Neustrier bei Etampes, kam aber darin um, 604.

In ihrem Ingrimm gegen die Austrasier überwand sich die alte Königin, sich an den Sohn Fredegundens zu wenden und ein Bündniß zwischen Theuderich und Chlotar II. zu vermitteln. Wenn die ihr feindseligen Geschichtschreiber nicht übertrieben haben, so ging der Wahnsinn ihres Hasses so weit, daß sie den Theudebert für einen Bastard ausgab, der nicht thronfähig sey. Schon standen sich die Heere beider Brüder feindlich gegenüber, als Uncelin, Herzog in Alemannien, zum Frieden redete, die Heere aufforderte, wegen des alten bösen Weibes kein Blut mehr zu vergießen und den Protadius mitten im Lager erschlug. Brunehild, die es nicht verhindern konnte, wurde seitdem immer rasender und wußte nicht mehr was sie that, indem sie nur noch ihren Rachegedanken nachhing. Jeden, der ihr nahte und zureden wollte, stieß sie mit Hohn von sich. Als Bischof Desiderius sie zur Buße mahnte, ließ sie ihn steinigen. Der h. Columban, der große Heidenbekehrer, hatte das Kloster Luxeuil in Frankreich bauen dürfen und galt viel bei Theuderich, aber auch ihn vertrieb Brunehild, weil er ihren Lebenswandel tadelte. Endlich gelang es ihr, Uncelins Frieden zu brechen und die beiden königlichen Brüder, ihre Enkel, tödtlich zu verfeinden, indem sie den Theuderich verlockte, seinem austrasischen Bruder das Elsaß streitig zu machen. Man weiß nicht, warum dießmal die Vermittlung ausblieb. Die Brüder mußten einander blutige Schlachten erst bei Toul, dann bei Zülpich liefern, bis Theudebert geschlagen und gefangen wurde. Brunehild ließ ihn in ein Kloster stecken und bald darauf umbringen, auch seinen kleinen Sohn Merowich, ihrem Urenkel, das Hirn an einem Felsen zerschmettern, 612. Theudebert hinterließ aber auch eine Tochter, Theudelena, die so schön war, daß Theuderich sie heirathen wollte. Da die alte Brunehild aber fürchtete, das schöne Kind werde ihn gegen sie einnehmen,

widerrief sie jetzt ihre frühere Behauptung und erklärte, Theudebert sey kein Bastard, sondern Theuderichs rechtmäßiger Bruder gewesen, seine Tochter könne daher nach den Kirchengesetzen den letzteren nicht heirathen. Da ergriff den Theuderich tiefe Reue wegen des Brudermords und er zuckte das Schwert gegen die unmenschliche Brunehild. Sie aber ließ ihn vergiften.

Er hinterließ vier Söhne und Brunehild setzte den ältesten derselben, Sigebert, sogleich als König ein, um in seinem Namen zu regieren. Da wurde es nun, daß diese alte Urgroßmutter immer noch nicht aufhören wollte zu regieren und Unheil zu stiften, den Austrasiern doch zu viel und zu toll und wie früher Uncelin von Schwaben, so erhob sich jetzt der Niederländer Pipin von Landen an der Spitze der Vasallen, um eine Versammlung aller fränkischen Großen von Austrien und Neustrien zu verlangen, vor welcher der Könige Zwist endlich beigelegt werden sollte. Chlotar II. stimmte zu. Da nun Brunehild für sich das Schlimmste befürchtete, floh sie über den Rhein und suchte sich hier eine deutsche Partie zu werben. Ihre wahnsinnigen Augen sahen überall nur noch Verrath und als sie auch gegen ihren schuldlosen Hausmeier Varnachar Verdacht schöpfte und ihn umbringen lassen wollte, entschloß sich dieser, mit ihr ein Ende zu machen. Ein deutsches Heer folgte ihr zwar über den Rhein, als sich dasselbe aber bei Chalons an der Marne dem Heere Chlotars gegenüber befand, wurde sie plötzlich von allen ihren Leuten verlassen. Man ließ sie zwar in die Alpen entfliehen, auf Befehl Chlotars aber wurde sie zu Orbe im Jura gefangen und ins Lager des neustrischen Königs ausgeliefert. Dieser ließ sie drei Tage lang martern, dann auf einem Kameele durchs ganze Lager führen und endlich mit den Haaren, einem Arm und einem Fuß an den Schweif eines Pferdes binden und zu Tode schleifen, 613.

3.

Die Hausmeier.

Die unglücklichen Kinder Theuderichs wurden, obgleich völlig unschuldig, ihrer schrecklichen Urgroßmutter in den Tod nachgeschickt, denn von ihrem Geschlecht sollte niemand mehr das Frankenreich verwirren, das schien des Adels und der Bischöfe fester Entschluß zu seyn. Dem jungen König Sigebert II. war Friedeburge, Tochter des alemannischen Herzogs Gunzo, zur Braut bestimmt gewesen. Als sie nun erfuhr, daß man den zarten Jüngling gemordet hatte, wurde sie wahnsinnig und erst dem h. Gallus gelang es, sie zu heilen, wofür ihm zum Danke gestattet wurde, daß er sich niederlassen konnte, um die Heiden zu bekehren an dem Orte, der nach ihm St. Gallen genannt ist. Kurz vor ihm war der h. Columbanus noch von den Heiden vertrieben worden, als er sie am Bodensee bekehren wollte und drei Götzenbilder, die man bei Bregenz in einer noch von den Römern her stehen gebliebenen, aber verlassenen christlichen Kapelle aufgestellt hatte, in den See stürzte. Von Sigeberts drei Brüdern wurde nur noch einer ermordet, der dritte wurde Mönch, der vierte verschwand, ohne daß man je erfuhr, wo er hingekommen sey. Mit ihnen ist das echte Geschlecht der Merowinger ausgestorben und wenn es auch nicht allbekannt gewesen wäre, daß der nunmehrige Alleinherr Frankreichs, Chlotar II., gar kein Merowinger, sondern ein Bastard, der Sohn Landerichs sey, so würden es seine und seiner Nachkommen Physiognomie und Gemüthsart bezeugt haben. Denn von der Schnellkraft, unbändigen Wildheit, Leidenschaft, Gier und Unstätigkeit, von dem odinischen Dämon der früheren Merowinger war bei den Königen, die fortan noch diesen Namen mit Unrecht trugen, nichts mehr wahrzunehmen. Alle waren weichlich, träge und mattherzig.

Der fränkische Adel hatte Blut genug für die Könige in deren Bruderfehden vergossen und machte sich jetzt dafür bezahlt, indem er

einstimmig auf einer großen Reichsversammlung zu Paris dem König Chlotar neue Gesetze vorschrieb. Vor allem ließ er sich den lebenslänglichen Besitz der Lehen sichern. Noch war es nicht Zeit, die Erblichkeit derselben fordern zu können, doch war, was man dem König vorschrieb, der erste Schritt dazu. Auch die Hausmeier, durch deren Zusammenwirken den Thronkriegen ein Ende gemacht worden war, ließen sich die Fortdauer ihres Amtes verbürgen. Da sie nun auch nachher zusammenhielten, so blieb Frieden im Reiche. Die Austrasier behaupteten ein natürliches Uebergewicht über die Neustrier. Da nun Chlotar unter den letztern in Paris saß, bat sich der austrasische Hausmeier, derselbe Pipin von Landen, der durch sein Auftreten Brunehilds Geschlecht oder den alten Merowingern den eigentlichen Todesstoß gegeben hatte, noch bei des Königs Lebzeiten dessen Thronfolger aus und der Kronprinz Dagobert mußte sich zu ihm nach Metz begeben, 622. Die immerwährenden Reibereien mit den heidnischen Sachsen gaben ihm Gelegenheit ein Held zu werden. Er hatte jedoch nicht das Zeug dazu. Der Sachsenherzog Berthoald versetzte ihm einen Hieb in den Kopf. Dagobert schickte seinem Vater einen Büschel seines blutigen Haares und dieser eilte mit einem großen Heere herbei und ruhte nicht, bis Berthoald gefallen war und die Sachsen sich zu einem Tribut von 300 Hengsten bequemt hatten. Die Sachsen wurden damals auch von den Normannen geplagt. Einer ihrer Herzöge, Sifrit, feierte eben seine Hochzeit mit der schönen Dänin Geritta, als ihn Haldan, ein räuberischer Seekönig aus Schweden überfiel und erschlug und die Braut davon führte.

Dagobert folgte seinem Vater i. J. 628 in der Regierung nach und war ein sehr friedliebender Fürst. Nur einmal sah er sich zu einem Kriege gezwungen. Die slavischen Wenden, die hinter den Thüringern und Sachsen saßen, wurden von den tatarischen Avaren von Ungarn her bedrängt. Damals lebte unter ihnen ein gewisser Samo, der für einen fränkischen Kaufmann ausgegeben wurde, vielleicht aber ein angesehener wendischer Kaufmann war, der mit Franken in Verbindung stand und sich fränkischer Privilegien

erfreute, denn die Slaven trieben vielen Handel und hatten schon bedeutende Handelsstädte an der Ostsee, als die stolzen Deutschen sich noch nicht zur Krämerei hergaben. Dieser Samo brachte eine große Einigung der Slaven zu Stande und schlug zum erstenmal die Avaren zurück. Er wurde nun von den Wenden zum Könige gewählt, weil aber fränkische Handelsreisende in seinem Gebiete erschlagen wurden, forderten die Franken Genugthuung und es kam zum Kriege. Bei der erstaunlichen Dürftigkeit der Quellen läßt sich der ganze Vorgang nicht mehr recht erklären. Samo schlug die Franken in einer großen Schlacht bei Wogastisburg, 630, worauf sich auch die slavischen Sorben, welche südlich von den Wenden wohnten, dem Samo unterwarfen. Pipin hatte an diesen Kämpfen nicht Theil genommen. Jetzt erst verband er sich mit den Sachsen, denen er den Tribut erließ, und schmeichelte den Thüringern, indem er ihnen erlaubte, sich aus ihrer Mitte einen heidnischen Herzog zu wählen, den Radulph. Nur durch diese Verbindung der christlichen mit den heidnischen Deutschen erlangte Pipin von Landen das Uebergewicht über die Slaven, die damals einig und Deutschland sehr gefährlich waren. Er überwand den Samo, dessen Reich so schnell zerfiel, wie es entstanden war, und die besiegten Slaven mußten fortan froh seyn, wenn ihnen die Deutschen gegen die Avaren beistanden.

Damals schlossen sich auch die Bayern an die Franken an, um sich der Avaren und Slaven an ihren Grenzen erwehren zu können. Die Bayern flossen aus den Skirren, Turcilingern, Herulern, Rugiern zusammen, welche bisher zwischen der Donau und Tirol durch Odoachar vereint worden waren, und denen sich nach Zertrümmerung des ostgothischen Reichs auch viele Gothen angeschlossen hatten. Den Namen Bayern, Bajoarier, Bajuwarier erhielten sie nur von dem alten Namen des Landes, das einst den Bojern gehört hatte, wie aus gleichem Grunde Böhmen (Bojenheim), welches damals schon von Slaven (Czechen) bewohnt war. Im altbayerischen Gesetz, das gerade damals zu Dagoberts Zeit scheint abgefaßt worden

zu seyn, werden nur fünf adeliche Geschlechter genannt, die Huosi, Throzza, Vagana, Hasilinga, Aennion, deren Mitgliedern doppeltes Wergeld gezahlt wird, und ein erstes oder Fürstengeschlecht, das der Agilolfinger. Aus diesem stammen die Herzoge, welche wir bald darauf als Lehensträger des Frankenreichs in demselben Verhältniß auftreten sehen, wie die thüringischen und alemannischen Herzoge. Sie alle waren noch Heiden.

Die beiden wichtigsten Ereignisse der Zeit, der Sturz der alten Merowinger und der erste große Sieg über den Panslavismus durch eine Versöhnung der heidnischen und christlichen Deutschen, beide waren das Werk des Pipin von Landen, welcher mithin als der größte Staatsmann der Franken würdevoll an der Spitze eines Geschlechtes steht, welches den Deutschen ihren ersten Kaiser geben sollte.

Dagobert theilte zwar noch mit seinen Vorgängern die Vielweiberei, denn er hatte an seinem Hofe zu Paris drei Königinnen zugleich und dabei viele Kebsweiber, allein er war dabei ein Frömmler, berief sich auf das Beispiel des Königs Salomo, der auch viele Weiber gehabt hatte, und suchte die Kirche durch reiche Stiftungen zu versöhnen. Unter diesen steht die Kirche des h. Dyonisius oben an. Dieser Heilige soll schon im ersten Jahrhundert der Christenheit als Missionär nach Paris gekommen und dort von den Heiden enthauptet worden seyn, aber das abgeschlagene Haupt noch selber in den Händen fortgetragen haben. Ihn nun wählte Dagobert zum Schutzpatron von Frankreich, um seine Kirche zu St. Denis, wo hinfort alle Könige von Frankreich beerdigt und wohin sehr viele Wallfahrten gemacht wurden, bildete sich aber ein großer Markt, wohin die Waaren aus allen Ländern flossen, indem dem Pilger hier wie überall der Kaufmann nachfolgte.

Nach Dagoberts Tode 638 begann schon wieder die leidige Theilung des Reichs unter die Söhne. Sigebert II. bekam Austrasien, Chlodwig II. Neustrien. Da Pipin im folgenden Jahre starb, erhob sich eine starke neustrische Partei gegen seinen Sohn Grimoald und Otto wurde Hausmeier. Die Austrasier ließen sich das aber nicht gefallen. Die Herzoge Fara von Bayern und Ra=

dulph von Thüringen erhoben sich zuerst. Otto zog gegen sie aus und besiegte den Fara, unterlag aber dem Radulph und der zehnjährige Knabe Sigebert, den Otto mit ins Feld genommen hatte, sah weinend der Flucht seines Heeres zu. Otto wurde abgesetzt und Grimoald übernahm wieder die Leitung Austrasiens gleich seinem Vater Pipin. Nun war einige Zeit Ruhe, bis Sigebert II. starb, 654. Da ließ Grimoald dessen Sohn Dagobert II. nach Irland bringen und wagte es, seinen eigenen Sohn Childebert zum Könige zu machen. Allein es war noch zu frühe. Das legitime Königthum hatte noch zu viel Anhang. Pipins Geschlecht stand noch nicht hoch genug über den andern Adelsgeschlechtern. Alles vereinigte sich gegen den Usurpator und Grimoald und sein armer Sohn fielen durch Meuchelmord, 656. Nunmehr herrschte die neustrische Partei allein. Chlodwig II. war ein elender Schwächling und weil er einmal eine Reliquie des h. Denis zerbrochen hatte, aus religiöser Angst wahnsinnig geworden. Für ihn aber regierte seine Mutter Nanthilde und der Hausmeier Floachad. Nach Chlodwigs Tode wurde abermals getheilt. Von seinen Söhnen bekam Chlotar III. Neustrien, starb aber frühe. Childerich bekam Austrasien, trieb aber Unfug und wurde, als er einmal den Badillo, einen freien Mann, hatte peitschen lassen, von demselben auf einer Jagd im Walde überfallen und sammt seiner schwangeren Gemahlin umgebracht. Nun sollte der dritte Bruder Theuderich III. im J. 673 das ganze Reich erben und der Neustrier Ebruin sein Hausmeier seyn. Die Austrasier aber wollten keinen Herrn aus Neustrien und holten sich Dagobert III. aus Irland zurück, wo er als Mönch gelebt hatte. Also stritten sich zwei Mönche um das fränkische Reich. Nach einem wechselnden Kampfe gelang es dem Ebruin sich des Dagobert zu bemächtigen und er ließ ihn umbringen. Dann aber siegten wieder die Austrasier unter Pipin von Heristal, Enkel einer Tochter des Pipin von Landen. Ebruin wurde besiegt und getödtet, sein Nachfolger Berchar hielt aber noch das Feld und führte den königlichen Mönch Theuderich in seinem Lager mit sich. Er verfocht die legitime Sache, aber die Austrasier waren der ewigen neustrischen

Händel und Ränke satt und ihr deutscher Stolz nahm von den bereits romanisch gewordenen Neustriern keine Befehle mehr an. Deßhalb entschied sich der Sieg zuletzt für Pipin. Die große Entscheidungsschlacht wurde bei Testri, nahe bei St. Quentin geschlagen im J. 687. Pipin zündete sein eigenes Lager an, damit die Neustrier glauben sollten, er ziehe sich in Eile zurück. Als sie ihm nun nachfolgten, fielen sie in seinen Hinterhalt und erlitten eine furchtbare Niederlage.

Der gefangene Mönchkönig wurde nun zwar vom Sieger als Alleinherr Frankreichs anerkannt, mußte aber auch seinerseits den Pipin als alleinigen Hausmeier von ganz Frankreich anerkennen. In seiner Pfalz (wie der Deutsche den Königspalast nannte), so gut wie eingesperrt, hatte der König nichts anderes mehr zu thun, als sein Haar, welches ihm als Mönch abgeschoren worden war, nach merowingischer Sitte wieder lang wachsen zu lassen und sich mit Weibern und kindischem Spiele zu ergötzen. Auch gebrach ihm und seinen Kindern und Kindeskindern jede Fähigkeit, sich emporzuraffen. Unter so vielen, die nach ihm noch Könige genannt wurden, gab es nicht einen Einzigen, der Talent und Ehrgeiz genug besessen hätte, sich aus seiner schmählichen Gefangenschaft zu befreien und sich wieder einmal heldenmäßig an die Spitze des Volks zu stellen. Man sah sie nur bei feierlichen Gelegenheiten im königlichen Wagen wie Automaten sitzen, um zur Kirche oder zum Reichstage zu fahren. Pipin von Heristal, in dessen Händen die wirkliche Regierung lag, wollte sich nur als den Gewählten und Vertreter des Volkes angesehen wissen und umgab sich mit einem Parlamente, welches regelmäßig in jedem Frühjahr auf dem s. g. Märzfelde zusammentrat. Es war eine bewaffnete Volksversammlung aller Freien, aber diese bildeten nur die Schale, die Herzoge und Grafen, Erzbischöfe und Bischöfe in der Mitte den Kern des Parlaments, der aristokratische Ausschuß des Heerbanns und der Klerus die beiden Hände des weltlichen und geistlichen Armes. Pipin aber führte den Vorsitz und war nicht mehr blos dem legitimen Königthum gegenüber der

major domus, sondern auch dem Volk gegenüber der Herzog und Fürst aller Franken (dux et principes Francorum).

4.

Heidenbekehrungen in Deutschland.

Die Eroberungslust der Franken war den Bekehrungen in Deutschland sehr hinderlich, denn die Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen sahen in den fränkischen Missionären nur Helfershelfer der fränkischen Tyrannei. Wohin die Franken kamen, wurde der alte heidnische Adel wo möglich ausgerottet und fielen seine Güter den fränkischen Grafen zu, die mit ihrem bewaffneten Gefolge im Lande sitzen blieben, um die Frankenherrschaft aufrecht zu erhalten und die alte Volksfreiheit zu unterdrücken. Auf alle Weise arbeitete die fränkische Politik dahin, unter den zwar besiegten, doch nur tributbar gewordenen Stämmen einen Theil des Adels und der angesehensten Freien zu gewinnen, daß sie ihr Allod dem König dahin gaben und es als Feod (feudum oblatum) von ihm zurücknahmen, wodurch sie allen Vortheil des fränkischen Lehensadels erlangten. Solche wurden aber von ihren Stammgenossen als Abtrünnige und Verräther angesehen. Die Entschuldigung, man habe sich nur um der Religion willen von den heidnischen Stammgenossen abgesondert, konnte nicht helfen. Denn wenn man durch Annahme des Kreuzes zugleich des feindlichen Königs Gunst gewann, wurden die edlen Motive der Bekehrung in Zweifel gezogen. Daraus allein erklärt sich die auffallende Thatsache, daß die Bekehrung derjenigen Deutschen, denen man das Christenthum mit Gewalt und Arglist unter Versprechungen weltlicher Vortheile aufdringen wollte, mehrerer Jahrhunderte bedurfte, da doch die freiwillige Bekehrung aller andern Stämme sehr rasch vor sich gegangen war.

Unter den Franken selbst war die Bekehrung lange nur oberflächlich geblieben, denn sie war vom König ausgegangen und ge-

währte zunächst nur seinen Vasallen irdische Vortheile. In den Niederlanden hielt sich das Heidenthum noch lange, da wo die Deutschen noch dicht beisammen saßen. Nur in Neustrien, wo die Mehrheit des Volks romanisch war, wurde die Bekehrung erleichtert. Doch schlachteten die Franken, die im Jahre 539 unter Theudebert in Italien einfielen, am Po noch Menschenopfer nach heidnischer Sitte, und ungefähr um dieselbe Zeit gab es bei Köln noch einen heiligen Hain, in welchem die Heiden Opferschmäuse hielten und einem heiligen Baum Abbilder von den Gliedmaßen, an denen sie krank waren, anhingen, um dadurch geheilt zu werden.

Bei den Alemannen hielt das Heidenthum noch lange zäh und fest, obgleich sie als die am weitesten vorgeschobenen Heiden schon seit dem dritten und vierten Jahrhundert im Süden und Westen von Christen umgeben waren. Da wenigstens die oberen Alemannen, die nicht mehr dem Chlodwig unterworfen waren und erst später nach Zertrümmerung des Gothenreichs zu Frankreich kamen, ihre alten Volksrechte, ihre Allode und ihren einheimischen Adel bewahrten und das Lehenwesen verschmähten, wollten sie auch von den fränkischen Bischöfen so wenig etwas wissen, als von den fränkischen Grafen. Daher konnten auch nur Mönche, und nur solche, die keine Franken waren, beim alemannischen Volk allmählig Anklang finden und als Missionäre Erfolg haben. Ein solcher war der heilige Columban, ein irischer Mönch, den wir schon in der Geschichte Brunehildens als ihren strengen Sittenrichter kennen gelernt haben. Derselbe erwarb sich besonderes Verdienst um die letzte Bekehrung der Burgunder, konnte aber noch nicht die der Alemannen beginnen, denn obgleich er in die weiten Waldgebiete des Oberrheins und der Schweiz vordrang, am Zürchersee einen Opferschmaus der Alemannen störte und ihre große Bierkufe umstieß und am Bodensee bei Bregenz die alemannischen Götzenbilder, die in einer verlassenen christlichen Capelle aufgestellt waren, in den See werfen ließ, wurde er doch wieder vertrieben und erst seinem Schüler, dem heiligen Gallus, gelang es, durch Bekehrung der alemannischen Herzogstochter, wie schon berichtet ist, dem Christenthum Eingang zu verschaffen

und das nach ihm benannte große Mutterkloster der alemannischen Welt zu gründen. Ein anderer Schüler Columbans, der heilige Magnus oder Magnoald, wirkte als Bekehrer zu Füßen in Tirol.

In Bayern hatte schon zu Odoachars Zeit der heilige Severin gewirkt und die politische Nothwendigkeit für die Agilolfinger, sich an die Merowinger anzuschließen, um sich der Longobarden zu erwehren, hatte wenigstens die herzogliche Familie dem Christenthum geneigt gemacht, während Adel und Volk noch zähe am Heidenthum hingen. Im Jahre 652 befand sich ein fränkischer Bischof, Emmeran, am Hofe des bayerischen Herzogs Theoda und wurde angeblich wegen Verführung einer jungen Tochter des Herzogs in Stücke geschnitten. Die Legende sagt, er habe sich nur für den wahren Verführer geopfert, indem er freiwillig eine Schuld, die er nicht begangen, auf sich genommen habe. Deshalb wurde er heilig gesprochen und sein Grab ein großes Heiligthum in Regensburg. Daß ein Priester sich freiwillig zu einer Schändlichkeit, gleich der bezeichneten, bekennen sollte, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die Bayern waren auch so empört gegen Emmeran, daß die Bekehrung unmittelbar nach seinem Auftreten arg ins Stocken gerieth. Erst unter Pipin konnte der heilige Rupert das Missionswerk wieder aufnehmen und das Bisthum Salzburg gründen. Natürlicherweise mußte die Ehre der früheren Missionärs um jeden Preis hergestellt werden, und zwar mußte des Heiligen Ruhm um so mehr durch fränkischen Einfluß gesteigert werden, je mehr die Bayern, nachdem einmal die Longobarden bekehrt waren, geneigt wurden, sich an diese, anstatt an die Franken zu halten. Vorerst trat eine engere Verbindung der bayerischen Herzogsfamilie mit der Familie Pipins ein. Die Bayern waren durch die Niederlage, die ihnen der Neustrier Otto beigebracht, gedemüthigt und der Schutz des Austrasiers kam ihnen sehr gelegen. Pipin aber suchte seine Stütze bei den echten deutschen Stämmen. Daher seine Vermählung mit der bayerischen Plectrudis.

Pipin bediente sich zur Bekehrung der deutschen Heiden gerne

irischer und britischer Mönche, weil diese viel besser geeignet waren, die Herzen zu gewinnen, als geborene Franken.

Auch im benachbarten Thüringen wurde die Bekehrung getrieben. Schon Radulphs Sohn Hathan hatte eine fromme Christin, die heilige Bilihilde geheirathet. Sein Sohn und Nachfolger Gotzbert war zwar, aus einer früheren Ehe stammend, noch ein Heide, ließ sich aber durch den heiligen Kilian aus Irland bekehren. Weil er aber vorher seines Bruders Wittwe Geilana geheirathet hatte und sich nun nach den Kirchengesetzen von dieser allzunahen Verwandten sollte scheiden lassen, ließ dieses erzürnte Weib den Heiligen martervoll hinrichten. Das kostete aber dem Gotzbert Amt und Leben, denn die Thüringer selbst erhoben sich gegen ihn auf Pipins Antrieb.

Auch die Friesen bemühte sich Pipin bekehren zu lassen. Dieses Volk war immer noch heidnisch, hatte aber, unabhängig von den Sachsen, einen eigenen König Ratbod, ohne daß man weiß, wie die freien Friesen, die nie einen König hatten, dazu kamen, sich jetzt erst einen gefallen zu lassen. Nachdem ihm Pipin Utrecht abgenommen und daselbst ein Bisthum unter dem englischen Missionär Willibrord errichtet hatte, zog er sich nach der Insel Helgoland zurück, welche damals noch sehr ausgedehnt war und erst später von den Meereswellen bis auf einen geringen Hügel zerstört worden ist. Auf seinen Inseln und auf dem Meere war Ratbod unüberwindlich, bequemte sich aber endlich, Frieden zu machen und gab seine Tochter Pipins Sohn Grimoald zur Ehe, bekehrte sich aber noch nicht.

Trotz seines Eifers für die Kirche kam Pipin am Ende doch noch mit ihr in Conflict, denn als ihm die alt gewordene Plectrudis nicht mehr gefiel und er sich an die jüngere Alpais (Alpiz, Schwan) hing, machte ihm Bischof Lambert von Tongern schwere Vorwürfe, Alpais aber ließ den Bischof umbringen. Das mußte dem sonst so hoch verdienten Pipin in der öffentlichen Meinung außerordentlich schaden. Er suchte sie zwar zu versöhnen, indem Lambert zum Heiligen erhoben wurde, als er aber im Jahre 714

starb, und auch sein Sohn Grimoald auf Antrieb des bösen Ratbod, der sich nun wieder aller Verpflichtungen entledigen wollte, in der Kirche zu Lüttich (wohin das Bisthum von Tongern verlegt worden war), ermordet wurde, schien das ganze politische Gebäude, welches die Pipine auf den Trümmern der merowingischen Monarchie errichtet hatten, wieder zusammen zu stürzen. Zwar behauptete sich die fromme Plectrudis in Austrasien, aber die Neustrier wählten sich einen eigenen Hausmeier in Raganfried und verbanden sich mit dem heidnischen Ratbod gegen die Plectrudis in der Hoffnung, daß Raganfried im Namen des merowingischen Schattenkönigs, der damals Chilperich II. hieß, nachdem ihm seit Theuderich III. schon drei andere vorangegangen waren, ganz Frankreich in seine Hand bekommen würde. Plectrudis suchte Grimoalds jungem Sohne Theudoald das Hausmeieramt in Austrasien zu erhalten, der aber zu jung war, um Vertrauen zu erwecken. Er wurde geschlagen und starb bald nachher.

Nun hatte Plectrudis noch einen unehelichen Sohn Pipins von der Alpais, Karl, den sie von seiner Geburt an haßte, nach des Vaters Tode einkerkern lassen, damit er ihrem Enkel Theudoald nicht im Wege stehe. Jetzt aber brachen die unwilligen Austrasier sein Gefängniß auf und riefen ihn zu ihrem Hausmeier aus, 716. Er hatte des Vaters Geist und Kraft, wenn auch etwas wilderes Blut. Indem er zuerst und zu rasch über die Friesen herfiel, erlitt er eine Niederlage. Weil es aber Winter wurde, in dem gewöhnlich die Waffen ruhten, gewann er Zeit, ein großes Heer zu rüsten und griff im nächsten Frühjahr die Neustrier bei Cambrai an. Ein Austrasier war so keck, allein mitten durchs Lager der Feinde zu rennen mit lautem Geschrei: zu den Waffen! Die Neustrier erschracken, gafften ihn verwundert an und liefen ihm nach. In diesem Augenblick aber benutzte Karl ihre Verwirrung, griff sie an und schlug sie gänzlich. Zwar floh der Schattenkönig nach dem Süden und Herzog Eudo von Aquitanien nahm sich seiner an, aber Karl schlug auch diesen und setzte selbst einen andern Schattenkönig ein. Plectrudis, welcher Karl den in Köln aufbewahrten Schatz des Va-

ters abgenommen hatte, floh nach Bayern. Hier gab es großen Aufruhr. Herzog Grimoald hatte die Wittwe seines Bruders geheirathet und der heilige Corbinian, der als Missionär im Lande lebte, hatte das nicht zugeben wollen und die Longobarden aufgereizt, die sich gern Bayerns bemächtigt hätten, um es den Franken zu entreißen, und Grimoald kam im Kampfe mit ihnen um. Karl aber eilte herbei, behauptete Bayern für die Franken, setzte Grimoalds Bruder Hugibert dort als Herzog ein und führte dessen Schwester, die schöne Sunichild, als Gattin heim.

5.

Karl Martell.

Während dieser Wirren im mittleren Europa erscholl die Schreckensnachricht, die Muhamedaner seyen in unermeßlichen Schaaren durch Spanien über die Pyrenäen eingebrochen. Noch waren kaum hundert Jahre vergangen, seit Muhamed in Arabien als Prophet aufgestanden war und eine neue Religion eingeführt hatte, die er mit Feuer und Schwert zu verbreiten befahl, und schon hatten seine Nachfolger, die Chalifen, Persien, den größten Theil des oströmischen Reichs, Syrien, Palästina, Aegypten, die ganze Nordküste Afrikas und Spanien erobert und sich auch schon in Unteritalien festgesetzt und ihre Schiffe beherrschten das ganze Mittelmeer. Kein Reich der damaligen Zeit war größer, als das ihrige, und kein Volk tapferer, stürmischer und unwiderstehlicher. Die Christen aber waren getheilt, der Kaiser in Constantinopel, der Papst in Rom, die Longobarden und Franken einander feind, Zwietracht und Empörung an der Tagesordnung. Eudo, der aquitanische Herzog, der das Frankenreich gegen die Araber zuerst hätte schützen sollen, gab einem ihrer Emire, Munnuza, seine Tochter, um sich mit arabischer Hülfe gegen seinen Lehensherrn Karl aufzulehnen. Als aber Abderrhaman, Statthalter der Chalifen in Syrien, die schöne Aquitanerin

erblickte, frug er den Munnuza, wie er sich habe unterstehen können, einen solchen Schatz für sich zu behalten, ließ ihm die Hand abhauen, die es gewagt, diesen Schatz zu berühren, und schickte die Dame selbst in den Harem des Chalifen. Eudo wollte sich für diese Willkür an ihm rächen, wurde aber an den Ufern der Garonne geschlagen und mußte zu Karl flüchten und demüthig dessen Gnade und Hülfe anflehen. Abderrhaman aber wollte ganz Frankreich jetzt, wie vorher Spanien, erobern.

Karl erkannte die ungeheure Gefahr, welche damals die ganze Christenheit bedrohte. Drangen die Araber mit ihrer gewaltigen Uebermacht, nach bestimmten Angaben 400,000 Mann, noch durch Frankreich über den Rhein, so war Europa an sie verloren und die deutsche wie die romanische und griechische Welt wurde von ihnen verschlungen, die Christen als solche ausgerottet oder zu Sklaven erniedrigt. Von den Romanen und Griechen ließ sich kein nachhaltiger Widerstand gegen den Islam mehr hoffen. Nur die Deutschen allein konnten noch das Kreuz Christi auf Erden schirmen. Wenn aber auch nicht, am wenigsten bei Karl selbst, reiner Glaubenseifer den Deutschen die Waffen stählte, so doch der Racenstolz. Man kann sich denken, wie die gewaltigen, schwertgewohnten Männer von den Mündungen des Rheins bis in die alemannischen Alpen und tief bis an den Thüringer- und Böhmerwald hin, wo die deutschen Grenzen aufhörten, über das schwarze Mohrengesindel ergrimmten, welches von Afrika herkommend seine Rosse in deutschen Flüssen trinken zu lassen sich erfrechte. Alles stand auf, auch die bisher unbotmäßigen Bayern, Alemannen, Thüringer schwellten den austrasischen Heerbann an, und hinter den Burgundern zogen dießmal auch die Longobarden mit ihrem König Liutprand herbei, die gesammte Christenheit zu schirmen, 732. Zwischen Tours und Poitiers stieß Karl an der Spitze seines eisernen Heeres auf Abderrhamans unübersehliche Schaaren, die gegen dasselbe wie Wellen des Meeres anwogten, aber immer zurückgeworfen wurden. Wie eine Mauer von Eisen, sagt der spanische Bischof Isidorus, hätten die Deutschen unbeweglich gestanden; durch die Größe des Leibes und des

Wuchses den Mohren weit überlegen, sagt Roderich von Toledo, hätten die Austrasier (gens Austriae, gens Germana) die Araber niedergehauen. Nachdem die fast zahllose Reiterei letzterer sich in vergeblichem Anstürmen erschöpft hatte, machten die Franken eine Schwenkung. Da glaubten die Araber ihr beutevolles Lager in Gefahr und wendeten sich dorthin, geriethen aber dabei in Unordnung, während die Franken in voller Ordnung vordrangen. Die Araber, immer noch auf ihre Ueberzahl vertrauend, wollten aus Fanatismus und um nicht die Schande einer Niederlage zu leiden, nicht weichen, weßhalb ihr Verlust um so größer war. Abderrhaman selbst fiel im Kampfe und mit ihm sollen mehr als dreimalhunderttausend schwarze Leichen das Schlachtfeld bedeckt haben, was man nicht nothwendig für eine Uebertreibung zu halten verpflichtet ist, da die Muhamedaner unzweifelhaft mit einer ungeheuren Heeresmasse die Pyrenäen überschritten und in dieser Schlacht mit verzweiflungsvoller Wuth für ihre Ehre fochten. Von diesem entsetzlichen Schlage, den Karl den Arabern versetzt hatte, empfing er den Ehrennamen des Hammers (Martellus). Die Araber wagten zwar sechs Jahre später noch einmal zurückzukommen, da Mauroutius, ein alter Septimanier, aus Haß gegen die Franken ein Verständniß mit den bereits dem Islam unterworfenen westgothischen Spaniern eingeleitet hatte und den Arabern Narbonne öffnete, Karl aber schlug sie zum zweitenmal darnieder und tödtete eigenhändig ihren Feldherrn Amoroz. Seitdem wagte kein Muhamedaner mehr über die Pyrenäen zu kommen.

Während Karl im Süden zu thun hatte, war ihm der alte böse Ratbod wieder ins Reich eingefallen, und hatte den heiligen Wigbert, der seine Friesen zum Christenthum bekehrte, umbringen lassen. Karl überwältigte ihn und er sollte sich nun endlich bequemen, selber ein Christ zu werden. Als ihn aber der heilige Wolfram taufen wollte und er schon mit einem Fuße im Wasser stand, war er boshaft genug, den Missionär zu fragen, ob seine, des Königs, Vorfahren im Himmel wären? und als der Heilige erwiederte, nein, denn als Heiden müßten sie in der Hölle seyn,

zog der König den Fuß wieder zurück und sagte, da wolle er doch lieber bei seinen Vätern bleiben. So blieb er denn ein Heide und auch sein Nachfolger Poppo fiel noch im Kampfe gegen die Christen.

Karl Martell, der die Christenheit gerettet hatte, war doch selbst kein besonders guter Christ. Der Haß gegen die fromme Plectrudis ging ihm nach. Er plagte die Geistlichen gerade nicht, aber er mißbrauchte und entwürdigte sie. Als er gegen die Araber zu Felde zog, mußten alle Geistlichen persönlich mit die Waffen ergreifen, oder er nahm ihnen die Kirchengüter weg. Um aber gute Soldaten an ihnen zu haben, machte er die lustigen Gesellen seines Kriegsgefolges zu Bischöfen und Aebten. Diese zogen nun mit ihm im Kriege und auf der Jagd umher. Sie durften damals noch heirathen und trachteten zuweilen dahin, ihre reichen Bisthümer erblich zu machen. Milo, Sohn des Bischof Liutwin von Trier, behauptete sich gewaltsam in diesem Bisthum, zog mit Karl in den Krieg und zeichnete sich durch seine Tapferkeit so aus, daß ihm Karl auch noch das Bisthum Rheims schenkte. Schon während der Verwirrung nach Pipin's Tode hatte Bischof Savarich von Auxerre Söldner geworben und die umliegenden Grafschaften erobert, um sich ein erbliches Fürstenthum zu gründen. Die Verwilderung unter der Geistlichkeit war nie ärger gewesen. Das bischöfliche Kleid war nur noch eine Maske, hinter der in Griechenland feile Höflinge, Sophisten und Rabulisten, in Frankreich aber wilde Ritter und Jäger steckten. Karl Martell brachte aber in den weltlichen Adel nicht weniger Verwirrung wie in die Geistlichkeit, denn weil man ihn in seiner Jugend allzubitter hatte fühlen lassen, daß er nur ein Bastard sey, rächte er sich jetzt am Vollblut, und gab die ersten Stellen im Reiche und Heere vorzugsweise gern Bastarden und Emporkömmlingen, die er durch große Lehen bereicherte.

Karl hatte noch einen Krieg mit den Sachsen zu bestehen, die er zu einem Tribute zwang. Nach seinem Tode 741 sollten seine drei Söhne das Reich theilen, aber Karlmann und Pipin, die Söhne erster Ehe, gönnten ihrem jüngsten Bruder Grippo sein Erbe nicht, sperrten ihn ein und schickten seine edle Mutter Sunichild in ein

Kloster. Diese bayrische Dame hatte immer so liebreich an ihren Stiefkindern gehandelt, daß sie diesen Undank nicht verdiente, daher auch Chiltrud, Karlmanns und Pipins Schwester, aus edlem Unwillen diesen ihren Brüdern entfloh und zu den Verwandten Sunichilds nach Bayern ging, dessen Herzog Odilo sie zur Gattin nahm. Dieser Fürst verband sich sodann mit dem Alemannenherzog Theudewald, mit Hunoald, Eudos Sohn in Aquitanien, um ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen. Da nun Frankreich überhaupt wieder unter Karls Söhne willkürlich getheilt werden sollte, so schien eine Theilung nach den Volksstämmen viel natürlicher. Auch die Sachsen durften hoffen, ihre Unabhängigkeit besser zu behaupten, wenn das mächtige Frankenreich getheilt würde. Sie schlossen sich also dem Bunde an. Karlmann und Pipin aber, unterstützt von dem angelsächsischen Missionär Winfried oder Bonifacius hielten fest zusammen und behaupteten die Einheit des Frankenreichs. Ihre Gegner hielten nicht so fest zusammen und ließen sich einzeln durch die Gesammtkraft der fränkischen Brüder schlagen, Hunoald 742, Odilo am Lech durch einen nächtlichen Flußübergang der Franken 743, die Sachsen unter Theodorich 745 und die Alemannen 746. Ueber die gefangenen Führer der letzteren hielt Karlmann bei Cannstadt am Neckar Gericht und ließ den Herzog Theudewald und die vornehmsten Alemannen enthaupten. Aber er soll sich diesen blutigen politischen Mord zu Gemüthe gezogen haben, da seine eigene Berechtigung zu herrschen, so lange noch Könige des merowingischen Geschlechts vorhanden waren, dem einmal erwachten Gewissen zweifelhaft erscheinen mußte. Plötzlich und ganz freiwillig faßte er noch in demselben Jahre den Entschluß, der Welt zu entsagen und wurde Mönch auf dem Berge Soracte in der Nähe von Rom.

Pipin der Kleine blieb nunmehr allein Herr des Frankenreichs. Er war kurz von Gestalt, aber breitschulterig und so stark, daß er einmal einem Löwen mit einem Hiebe den Kopf abschlug. Er ließ den Grippo frei, der aber zu den Sachsen und Friesen floh und alles gegen seinen Bruder in Bewegung setzte. Auch Thassilo, Odilos Sohn, und der neue Alemannenherzog Lanfried ließen sich

von ihm gegen Pipin aufreizen, dieser aber schlug sie alle aus dem Felde und verzieh noch einmal seinem allzu heißblütigen Bruder. Grippo ließ sich aber weder versöhnen, noch zur Vernunft bringen, sondern floh nach Aquitanien und da ihn Waifar, Hunoalds Sohn, abwies, wollte er die Longobarden zum Kriege gegen die Franken aufreizen. Unterwegs aber in den Alpen hielt ihn ein fränkischer Graf auf, er ergab sich nicht und fiel mit den Waffen in der Hand in verzweifeltem Kampfe, 750. Damals stellte sich Borut, ein Slavenfürst in Kärnthen, unter fränkischen Schutz gegen die Avaren. So weit nach Osten über Bayern hinaus hatte sich das Reich der Franken noch niemals ausgedehnt. –

6.

Der h. Bonifacius.

Winfried, mit seinem Mönchsnamen Bonifacius genannt, ein sächsischer Heidenbote, der aus England gekommen war, faßte zuerst den großen Gedanken, den deutschen Stämmen, denen von jeher die politische Einheit gefehlt hatte, eine kirchliche zu geben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ihn die große Araberschlacht bei Poitiers auf diesen Gedanken gebracht hat. Damals wenigstens machte sich das Bedürfniß der Einheit unter den deutschen Stämmen am meisten fühlbar. Als Mittel zum Zweck erkannte er mit Recht die Bekehrung der noch heidnisch gebliebenen Deutschen, die Sittenverbesserung im fränkischen Klerus, die innige Verbindung desselben mit Rom und die Auflösung der Partei, welche in dem unbekehrten Deutschland eine Sonderstellung gegenüber dem Frankenreich nehmen wollte.

Vor allem beglaubigte er seinen hohen Beruf durch unermüdlichen und opferfreudigen Missionseifer, wovon ihm der Ehrenname Apostel der Deutschen geblieben ist. Im Jahr 716 kam er zum erstenmal aus England, um in Friesland zu bekehren, wurde aber von dort vertrieben und pilgerte zum erstenmal nach Rom, wo

Papst Gregor II. ihm den Segen gab. Dann begann er den deutschen Heiden in Hessen zu predigen und gründete das Kloster Amöneburg, 723. Im folgenden Jahr schlug er die große Donnereiche bei Geismar mit der Axt nieder, das größte Heiligthum der Heiden im Hessenlande, und baute vom Holz derselben eine christliche Kapelle. Dann bekehrte er in Thüringen und gründete die Kirche zu Ohrdruf, und wieder in Hessen, wo er die Kirche von Fritzlar baute. Mit welchen ungeheuern Schwierigkeiten Bonifacius zu kämpfen hatte, erhellt aus seinen Briefen. „Ich muß nicht nur mit Heiden kämpfen, schreibt er, und mit dem großen Haufen; meine schlimmsten Feinde sind die christlichen Priester selbst, die von der Wahrheit abfallen und mit den Heiden wetteifern, mich zu lästern. Ohne den Schutz Karl Martells könnte ich gar nichts ausrichten. Komme ich aber an seinen Hof, so drängen sich mir die schlechtesten Menschen auf. Das belastet mein Gewissen schwer, denn vor meiner Seele steht der Eid, den ich am Grabe des h. Apostel Petrus geschworen habe, mich nie mit den Schlechten einzulassen." Das gefährlichste für ihn war, daß unter den angelsächsischen Missionären, welche schon vor ihm und gleichzeitig mit ihm in Deutschland predigten und bekehrten, sich viele dem römischen System abgeneigt zeigten. Torchtwine, Berchthere, Eanbrecht und Hunred werden uns als Ketzer benannt. Zwar wissen wir nicht, worin eigentlich ihre Ketzerei bestand, doch läßt sich errathen, daß sie die lateinische Kirchensprache durch die deutsche verdrängen wollten, und daß sie die Ehen der Geistlichen für erlaubt und für ein gutes Recht hielten. In der letzteren Beziehung wurden sie vom fränkischen Klerus unterstützt. Man kann sich also denken, welche Mühe und Sorgen Bonifacius hatte, so lange Karl Martell noch lebte. In seiner Noth wandte er sich an Odilo von Bayern und an den Papst. Von seiner dritten Reise nach Rom zur Zeit Gregors III. brachte er im J. 739 die päpstliche Bewilligung mit, in den bekehrten deutschen Landen Bisthümer zu errichten, zunächst in Bayern: Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, in Thüringen: Würzburg, Eichstädt und Erfurt. Weiter nordwärts reichte sein Einfluß nicht, da der Bischof von Köln sein

Feind war und nichts für die Mission thun wollte. Durch päpstlichen Einfluß aber erhielt Bonifacius Hülfe aus England, indem von dort fromme und ausgezeichnete Mönche herüberkamen, um ihn in der Mission zu unterstützen, Burchard, Lullus, Willibald, Wunibald, Wita. Auch Nonnen kamen, welche Klöster bauten, Thekla in Kizingen, Lioba in Bischofsheim, Walpurgis in Heidenheim.

Mit dem Herzog Odilo hatte Bonifacius einen schweren Stand. Der Bayer hoffte, sich mit seiner Hülfe, wenn nur erst der schreckliche Karl Martell gestorben wäre, vom Frankenreiche loszureißen und ein selbständiges deutsches Reich zu gründen, dessen Metropolit Bonifacius werden sollte. Dieser hatte nun große Mühe, es auszuschlagen, ohne es mit dem Bayern zu verderben.

Erst Karl Martells Tod im J. 741 machte ihm Luft. Jetzt erst konnte Bonifacius an das Werk gehen, welches ihm vor allen das wichtigste seyn mußte, die Reform des tief entsittlichten Episcopats in Frankreich. Gerade in jene Zeit fällt die Empörung Odilos. Bonifacius konnte nicht wünschen, daß der letztere siege, weil alsdann die deutsche Kirche von der fränkischen würde getrennt geblieben seyn. Der Sieg der Franken konnte nur die Einheit der Kirche fördern. Deshalb hielt sich Bonifacius an Pipin und Karlmann, die Söhne Karl Martells. Karlmann, dem der östliche Theil des Reichs zufiel, erkannte am besten, welchen Machtzuwachs ihm die Bekehrungen im Osten gewährten, und unter seinem Schutz konnte Bonifacius im Jahr 742 eine erste deutsche Synode und 743 noch eine wichtigere zu Lestines im Hennegau abhalten. Hier wurden zunächst Gesetze gegeben, durch welche vollends alles deutsche Heidenthum unterdrückt werden sollte, unter andern die berühmte Abschwörungsformel vorgeschrieben, kraft welcher jeder Bekehrte dem Wodan, Thunaer und Saxnote (Schwertgenoß? der Kriegsgott Tyr oder Freyr, Fro) entsagen mußte. Unterdeß war mit Pipin unterhandelt worden, dem der westliche Theil des Reichs zugefallen war, und man traf eine geniale Uebereinkunft. Die beiden Majordome, Karlmann und Pipin, nahmen mit Zustimmung des Bonifacius und

mithin auch des Papstes den unwürdigen Bischöfen, die unter der vorigen Regierung freies Spiel gehabt hatten, einen großen Theil, beinahe die Hälfte ihrer Kirchengüter weg, behielten sie als Krongut und machten weltliche Lehen daraus zur Verstärkung ihrer eignen Macht. Um diesen Preis aber ließen sie sich auch gefallen, daß die Bischöfe gemaßregelt wurden. Dem Papst selbst konnte eine Reinigung und sittliche Reform des verdorbenen Klerus nur erwünscht seyn, als das einzige Mittel, die fränkische Kirche wieder eng an Rom zu binden. Die Seele dieser ganzen Verhandlung scheint Bonifacius gewesen zu seyn. Was schon durch Karlmann für Austrasien durchgesetzt war, setzte nun auch Pipin in einer Synode zu Soissons i. J. 744 für Neustrien durch.

Hier trat Bonifacius auch siegreich gegen die beiden Ketzer Adelbert und Clemens auf. Der erstere war ein Volksverführer, der sich auf ein vom Himmel gefallenes Schreiben berief, den geweihten Priestern ihr Vorrecht absprach und viel Zulauf hatte. Es war ein Franke und der Unsinn, den er vortrug, war vielleicht erkünstelt. Der andere, ein geborener Schotte, meinte es ernster, indem er Deutschland die Normen der altbritischen Kirche aufdringen wollte, welche der griechischen näher stand als der römischen. Beide wurden zwar verdammt, aber weder bestraft, noch an der Fortsetzung ihrer Wühlereien gehindert. Auch die Decrete gegen einige straffällige Bischöfe wurden nicht vollzogen. Pipin scheint hier ein Auge zugedrückt zu haben, um es mit den Bischöfen, die er ohnehin schon beraubt hatte, nicht ganz zu verderben. Bonifacius sah sich also in Neustrien ziemlich betrogen, doch glückte es ihm kraft des päpstlichen Ansehens, den Adelbert in das Kloster Fulda zu sperren, aus dem er entsprang, aber in einem Walde von Räubern erschlagen wurde. Von Clemens erfuhr man nichts mehr. Fulda wurde ein hauptsächlich durch seine gute Schule berühmtes Kloster und der erste Abt desselben, Sturm, von Bonifacius eingesetzt. Dieser letztere weilte selbst am liebsten in Fulda und bestimmte es zu seiner Grabstätte, wurde aber im Jahr 745 vom Papst Zacharias zum ersten Erzbischof von Mainz und Metropoliten für Deutschland er-

nannt, da Mainz vorher nur ein einfaches Bisthum gewesen war. Zwei Jahre später gelang es dem neuen Erzbischof, einen Theil der fränkischen Bischöfe auf seine Seite zu bringen, die es sich angelegen seyn ließen, die Reform durchzuführen.

Als Apostel der Deutschen und um das Wohl des Frankenreichs und seiner Majordome hoch verdient, vermittelte der große Bonifacius noch in seinem Alter ein weltgeschichtliches Ereigniß von der größten Wichtigkeit für alle Folgezeit. Seine Betheiligung dabei ist zwar nicht beurkundet, da er aber seinen Schüler Lullus „mit gewissen Geheimnissen, die er nur dem Papste unmittelbar mittheilen sollte", an Zacharias schickte und längst im engsten Vertrauen des römischen Stuhles wie der Majordome stand, kann nicht im geringsten bezweifelt werden, daß er zu Rathe gezogen wurde, und um alles wußte, ja vielleicht selbst den Plan dazu entworfen hat. Karlmann war ins Kloster gegangen, das fränkische Reich trat unter einen Herrn. Jetzt oder nie war es Zeit, die Idee, welche den heiligen Bonifacius von Anfang an beherrscht hatte und der er unter allen Mühen und Arbeiten treu geblieben war, zu verwirklichen, das innigste Bündniß des fränkischen Königthums mit Rom. Zu diesem Zweck aber war die endliche Beseitigung der merowingischen Schattenkönige unumgänglich. Pipin mußte, um seiner weltlichen Gewalt die letzte Weihe zu geben, nothwendig König werden und sich mit der Majestät umkleiden, deren sein Geschlecht schon seit vielen Menschenaltern würdiger war, als das Geschlecht der Merowinger.

Aistulf, König der Longobarden, strebte damals nach der Alleinherrschaft in Italien, wodurch Papst Zacharias die Unabhängigkeit des römischen Stuhles gefährdet sah. Ebenso feindlich stand das Kaiserthum in Constantinopel dem Papst entgegen. Dieser mußte also Pipin um Hülfe bitten und erkaufte sie mit der Bewilligung dessen, was ihm Bonifacius schon unterbreitet hatte. Pipin stellte ihm die Frage: Wer der wahrhafte König sey, ob der, welcher sorgenlos daheim sitze, oder der, welcher die ganze Last der Regierung trage? Der Papst gab die gewünschte Antwort, worauf

Pipin eine große Reichsversammlung nach Soissons berief und auf derselben von den geistlichen und weltlichen Großen des Reichs und vom gesammten Volke der Franken zum Könige ausgerufen und vom heiligen Bonifacius gekrönt wurde, am 3. Mai 752. Den letzten Merowinger Childerich machte man einfach zum Mönch und ließ ihn in einem Kloster sein Leben beschließen. Weder er selbst besaß die geringste Fähigkeit, die Krone zu behaupten, noch hob jemand die Hand für ihn auf. Um die letzte Erinnerung an das geschiedene Königsgeschlecht zu verwischen und eine neue Aera zu beginnen, verlegte Pipin die jährliche große Reichsversammlung vom März auf den Mai und sie hieß hinfort das Maifeld.

Nachdem Bonifacius das große politische Werk eingesegnet hatte, widmete er seine letzten Jahre noch mit rastlosem Eifer der Bekehrung deutscher Heiden und weil ihm jetzt erst der Norden geöffnet war, ging er noch einmal dahin, wo er seine Mission begonnen hatte, nach Friesland. Aber auf dem Wege nach Dockum, als er mit seinen wenigen Gefährten friedlich unter einem Zelte lagerte, überfielen ihn heidnische Friesen aus altem Haß gegen die von Frankreich ausgehenden Missionen, und erschlugen ihn am 5. Juni 755. Seine Gebeine wurden nach dem Kloster Fulda gebracht, wo sie noch ruhen. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen und das Gedächtnißfest seines Todes wird noch nach elf Jahrhunderten gefeiert.

Schon drei Jahre vor ihm war Zacharias gestorben, dessen Nachfolger Papst Stephan II. aufs neue von Aistulf bedrängt wurde. Dieser König eroberte Ravenna, die Stadt, deren Gebiet bis dahin noch das einzig übrige Besitzthum des oströmischen Kaisers in Constantinopel geblieben war, und drohte, auch Rom einzunehmen. Der Kaiser war zu schwach, um helfen zu können. Pipin schickte Gesandte nach Pavia, der Hauptstadt Aistulfs, wohin auch der Papst kam. Der Longobarde wollte nicht nachgeben, wagte aber auch nicht, die Abreise des Papstes nach Paris zu verhindern. Hier salbte Stephan II. den König, seine Gemahlin und Söhne und gebot dem fränkischen Volk, nie mehr einem andern Könige zu huldigen, als aus Pipins Geschlecht. Der Papst und König verpflichteten sich

gegenseitig, jener des Frankenreiches, dieser der römischen Kirche Heil zu fördern. Ohne sich länger um die Rechte zu bekümmern, welche bisher immer noch der römische Kaiser in Bezug auf Rom in Anspruch genommen hatte, ernannte der Papst den Frankenkönig eigenmächtig zum römischen Patricius, was so viel bedeutete, als suche die Kirche ihren weltlichen Schutzherrn jetzt nicht mehr in Constantinopel, sondern in Paris. Der Papst beseitigte den ohnmächtigen Kaiser, wie Pipin die ohnmächtigen Merowinger. Die abendländische Kirche und das abendländische Reich einigten sich zum erstenmal als zusammenhängende Mächte und schlossen den Kaiser im Osten aus. Aistulf war so thöricht, auch jetzt noch immer an die Alleinherrschaft in Italien zu denken und nachdem Stephan dahin zurückgekehrt war, Rom aufs neue zu bedrängen und dem Papst die Landschaften vorzuenthalten, deren Besitz ihm Pipin versprochen hatte. Pipin kam nun selbst nach Italien und schreckte den Longobarden so, daß er nachgab und das Gebiet von Rom und Ravenna dem Papst zu überlassen versprach, 754. Kaum aber war Pipin wieder fort, so bereute Aistulf seine Schwäche, behielt Ravenna und belagerte Rom. Die Stadt schlug aber seine Stürme ab. Eine Gesandtschaft aus Constantinopel wollte vermitteln, wurde aber nur bespöttelt, da sie kein Heer mitbrachte. Pipin dagegen eilte mit einem Heere herbei und Aistulf, zitternd vor seiner Uebermacht, bat wieder um Frieden und gab in allem nach, 755. Damals ertheilte der Frankenkönig dem Papste die berühmte pipin'sche Schenkung, deren Urkunde nicht mehr vorhanden ist, über deren Inhalt man daher viel gestritten hat. Doch kann kein Zweifel seyn, daß Pipin damals dem Papst schon den größten Theil des heute noch sogenannten Kirchenstaats*) einräumte, weil es in seinem Interesse lag, die Stellung des Papstes gegenüber den Longobarden zu verstärken. Insbesondere gab er das feste Ravenna lieber dem Papst, als daß er es dem Longobarden gelassen, oder dem Kaiser zurückgegeben hätte.

*) Nach Anastasius: Ravenna, Rimini, Pesaro, Fano, Cesena, Sinigaglia, Forli, San Marino, Boblio, Narni rc.

Aistulf stürzte auf der Jagd mit dem Pferde und starb ohne Erben. Einer seiner Hofbeamten, Desiderius, wurde König und suchte sich den Frankenkönig geneigt zu machen. Pipin aber fand es zuträglich, die neue lombardische Dynastie an sein Haus zu binden und dadurch von einem Bündniß mit dem Kaiser abzuhalten. Deshalb nun sollte Pipins jüngerer Sohn Karl des Desiderius Tochter Desiderata heirathen, wie auch geschah, trotz der sehr lebhaften und ärgerlichen Gegenvorstellungen Stephans.

Die Ruhe des Frankenreichs blieb unter Pipin ungefährdet. Im Jahr 758 mußte er zwar gegen die Sachsen, die den Tribut verweigerten, zu Felde ziehen, siegte aber und zwang ihnen den Tribut wieder auf. Auch Waifar, Herzog von Aquitanien, lehnte sich auf, wurde aber ebenfalls besiegt und in den Pyrenäen so lange herum gejagt, bis ihn seine Basken selbst erschlugen. Dann starb Pipin im Frieden, 768.

Viertes Buch.

Longobarden und Byzantiner.

1.

Die Longobarden.

Ein altes deutsches Volk, welches schon Tacitus an der Elbe kannte und dessen Name vielleicht noch in der langen Börde bei Magdeburg erhalten ist, war langsam den gothischen Stämmen gegen Süden hin nachgerückt. Der mythischen Ableitung ihres Namens von langen Bärten ist oben schon gedacht. Noch mehr mythische Züge aus ihrer Vorzeit berichtet Paul Warnefried, der im 8. Jahrhundert ihre Geschichte niederschrieb. Von geschichtlicher Bedeutung sind erst ihre Kämpfe mit den Gepiden, aus denen der ritterliche Charakter beider Völker noch im 6. Jahrhundert auf eine merkwürdige Weise hervorleuchtet. Der Longobardenkönig Tato war erschlagen worden. Sein Sohn Ildechis floh zu den Gepiden. Diese sollten ihn ausliefern. Ihr König Turisend trug die Sache in der Volksversammlung der Gepiden vor. Diese aber erklärten, sie wollten lieber untergehen, als die h. Gastfreundschaft verletzen. Von Wacho, Tato's Mörder, der sich zum König der Longobarden aufwarf und auch den geretteten Ildechis meuchelmorden ließ, erfahren wir durch Warnefried, er habe drei Frauen zugleich gehabt und seine Töchter

an die Enkel der fränkischen Brunehild vermählt. Also war auch in seinem Geschlecht, wie in dem der Merowinger, der böse Dämon zu Hause und er verhielt sich zu dem viel ehrlicheren Königsgeschlecht der Gepiden ziemlich so, wie Odin zum Thor, dessen Verehrung auch die Namen der Gepidenkönige bezeugen. Dem Wacho folgte Audoin. Dessen Sohn Alboin erschlug den Thurismund, Thurisends Sohn, ohne ihm seine Waffenrüstung abzunehmen. Als er nun heim kam, ließ ihn sein Vater nicht an seinen Tisch sitzen, weil er noch nicht die Rüstung eines überwundenen Feindes aufzuweisen habe. Da ritt Alboin allein zum König Thurisend hin und bat ihn um die Rüstung seines erschlagenen Sohnes. Thurisend erwies ihm Gastfreundschaft, ließ ihn zu sich an die Tafel sitzen und schützte ihn sogar, als er sich frechen Spott gegen die Gepiden erlaubte, gegen den Zorn derselben. Endlich übergab er ihm auch noch die Rüstung seines Sohnes, die er ihm nach den Gesetzen der Ehre nicht verweigern konnte, weil Alboin den Thurismund im ehrlichen Kampf erschlagen hatte. König Audoin ließ nun den heimgekehrten Sohn neben sich sitzen. Nachdem Alboin seinem Vater als König nachgefolgt war, fiel er wieder über die Gepiden her und verband sich sogar gegen sie mit den Avaren. Die Gepiden wehrten sich in einer großen Schlacht verzweifelt, unterlagen aber, 567. Alboin selbst tödtete den Kunimund und ließ sich aus seinem Hirnschädel eine Trinkschale machen. Dessen schöne Tochter Rosamunde aber nahm er zur Frau.

Damals hatte Narses die Ostgothen überwunden und verwaltete Italien im Namen des Kaisers. Als aber dem Justinian Justinus in der Regierung nachfolgte, wußten die Italiener dessen Gemahlin Sophia gegen den Narses einzunehmen und diese befahl ihm, heimzukommen und mit ihren Mägden in der Weiberstube Wolle zu spinnen. Der Eunuch aber ließ ihr antworten, er wolle ihr etwas anspinnen, was sie ihr Leben lang nicht mehr würde entwirren können. Vermöge seiner alten Verbindung mit den deutschen Völkern, die ihm Soldtruppen gegen die Ostgothen geliefert hatten, war es ihm nun leicht, sich mit Alboin zu verständigen und denselben zur Er-

oberung Italiens anzulocken. Alboin ging gern auf diesen Gedanken ein, da ihm die Nachbarschaft der Avaren gefährlich erscheinen mußte und es jedenfalls sicherer für ihn und sein Volk war, wenn er durch die Alpen von ihnen getrennt wurde. Jenseits der Alpen aber hatte er, wie Narses ihn belehrte, leichtes Spiel. Es waren keine Gothen mehr da, ihm zu wehren, und auch der Kaiser hatte keine Truppen für Italien übrig. Narses selbst war der Gothen nur vermittelst anderer Barbaren Meister geworden. Wenn nun diese Barbaren, anstatt dem Kaiser ferner um Lohn zu dienen, das Beispiel Odoachars oder des großen Theodorichs wiederholten und für eigene Rechnung nach Italien kamen, so vermochten die verweichlichten Romanen nichts mehr gegen sie. Nun brachen die Longobarden allesammt mit Weibern und Kindern aus dem heutigen Ungarn auf, um nach Italien überzusiedeln, wieder ein ganzes wanderndes Volk und zwar diesmal das letzte, wie die Kimbern und Teutonen, welche aus denselben Gegenden kamen, die ersten gewesen waren. An die Longobarden schlossen sich die Reste der Gepiden, Rugier, Heruler an. Die Letztgenannten bildeten niemals eine große Masse, sondern erscheinen immer in zerstreuten Haufen als Soldtruppen bald des Kaisers gegen die Perser, bald der Frankenkönige im Westen. Sie werden als ganz besonders roh und unbändig geschildert. Ein Theil von ihnen ging in die Bayern über. Am merkwürdigsten ist wohl, daß sich auch 20,000 Sachsen an Alboin anschlossen. Doch erklärt es sich, wenn man erwägt, daß die Longobarden in ihren früheren Sitzen an der Elbe Nachbarn der Sachsen und ihnen wahrscheinlich auch stammverwandt waren. Der Abzug der Longobarden gereichte Deutschland zum Nachtheil, denn sie wurden mit der Zeit romanisirt und gingen der deutschen Gesammtnation verloren, während diese an ihren östlichen Grenzen durch die Entfernung eines so tapfern Volkes zunächst der Wuth der Avaren, sodann dem langsamen aber nachhaltigen Druck der Slaven blosgestellt wurden.

Das wandernde Volk zog langsam durch die Alpen. Von einem hohen Berge herab erblickte Alboin zum erstenmal die unübersehbare Ebene, die von seinem Volke den Namen der Lombardei erhalten

hat. Er fand nirgends Widerstand, außer daß er einige feste Städte erst belagern mußte, ehe sie sich ergaben. Doch waren es nur wenige. Er eroberte ganz Oberitalien, ohne auch nur eine einzige Schlacht liefern zu müssen. Am längsten hielten ihn die Mauern der Stadt Pavia auf, weßhalb er alle Einwohner wollte umbringen lassen. Als er aber in die Stadt einzog, strauchelte sein Pferd und durch dieses Wahrzeichen geschreckt, ließ er den Einwohnern Gnade widerfahren. Er wählte Pavia zu seiner Hauptstadt, weil er von hier aus am schnellsten zur Hand seyn konnte, wenn ihn etwa die Franken angreifen wollten. Er war ohne Zweifel gewarnt durch das Beispiel der Ostgothen, deren Hauptstadt Ravenna zu sehr dem Angriff römischer Flotten ausgesetzt gewesen war. Auch um Rom bekümmerte er sich nicht, weil dort die Gothen ihre beste Kraft erschöpft hatten. Er hielt vielmehr seine Truppen in Oberitalien zusammen. Endlich vermied er auch in Bezug auf die unterworfenen Römer den von den Gothen begangenen Fehler allzu großer Milde. Denn er ließ den Römern nicht, gleich jenen, zwei Drittel des Grund und Bodens übrig, sondern nahm ihnen alles weg. So mußten die, welche die Brüder der Gothen zu seyn verschmäht hatten, der Longobarden Knechte werden. Alboin und sein Volk hatten früher die römische und griechische Welt, wenige Söldner ausgenommen, noch nicht berührt, befanden sich noch in der Vollkraft ihres Stamms-Charakters und ihres Heidenthums, gingen daher gar unbarmherzig mit den Römern um. Der damalige Papst, Gregor der Große, klagte bitter, wie arg sie es gemacht hätten und wie sie die Römer, die sie nicht selber zu Knechten behalten wollten, massenhaft und wie Hunde zusammengekuppelt, an die Franken verkauft hätten. Mumulus, Guntrams Feldherr, schützte die fränkische Grenze und hätte am liebsten die Longobarden gar nicht nach Italien hinein gelassen. Frankreich hatte aber damals keine auswärtige Politik, weil es von innern Parteien zerrissen war.

Alboin richtete sich durch seine Rohheit selbst zu Grunde, denn als er einst bei einem wilden Gelage seine Gemahlin Rosamunde zwang, aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken, schwur sie ihm

den Tod. Peredeo, ein starker Mann, hatte ein Verhältniß mit einer ihrer Mägde. Ihn sah sie zum Werkzeug ihrer Rache aus, empfing ihn bei Nacht statt ihrer Magd und ließ ihm nur die Wahl, als sie sich ihm entdeckt hatte, selber zu sterben, oder den König zu tödten. In der nächsten Nacht band sie das Schwert, welches Alboin immer über sein Bett hing, so fest an die Wand, daß er es nicht brauchen konnte und ließ ihn durch Peredeo umbringen. Helmigis, Schildträger des Königs, welchen Rosamunde gleichfalls vorher in ihr Vertrauen gezogen hatte, wollte sich mit ihr vermählen und selbst den Thron besteigen. Die Longobarden aber mochten ihn nicht und grollten der Mörderin. Da flüchteten beide nach Ravenna unter den Schutz des Kaisers. Denn Ravenna war zu fest, als daß es Alboin nur hätte angreifen mögen, während Longinus, der römische Statthalter daselbst, viel zu wenig Truppen hatte, um seinerseits die Longobarden im offenen Felde anzugreifen. Kaum hatte Longinus die schöne Rosamunde erblickt, so trug er ihr selbst seine Hand an. Schon gewohnt, die Männer zu wechseln und jeden nur als Werkzeug zu gebrauchen, mischte sie dem Helmigis, um ihn los zu werden, Gift. Er trank, spürte aber das Gift, zog den Dolch und zwang Rosamunden, den Rest des Giftes selbst zu trinken. So konnte Longinus die unglückliche Königstochter der Gepiden nur als der einzig Trauernde begraben, 573.

Die Sachsen, die mit nach Italien gezogen waren, fanden sich betrogen, da ihnen die Longobarden nicht bewilligten, was ihnen zugesagt worden war. Zu schwach, sich mit Gewalt Recht zu schaffen, zogen sie unmuthig wieder heim. Unterwegs aber brachte ihnen Mumulus Verluste bei und ihre Heimath an der Bode fanden sie von Alemannen besetzt, welche durch die Franken dahin übersiedelt waren (der s. g. Schwabengau). Vergebens suchten sie diese zu vertreiben, sie kamen fast alle im Kampfe um.

Die Longobarden erhoben nach Alboins Tode den Kleph zum König, den sie aber schon nach zwei Jahren wieder todtschlugen. Dann blieben sie getheilt unter 35 Herzogen. Die an den Alpengrenzen schlugen sich fast beständig mit den Franken herum, raubten

auf deren Gebiete, wurden geschlagen und schlugen selbst wieder fränkische Raubzüge zurück. Erst 577 wagte, von Constantinopel geschickt, ein kaiserliches Heer unter Baduarius die damals ungeeinigten Longobarden anzugreifen, wurde aber zurückgeschlagen. Indessen sahen die Longobarden ein, daß sie besser zusammenhalten müßten als bisher, und wählten im J. 584 wieder einen König, den Sohn Klephs, Authari, welcher mit Constantinopel Frieden schloß, die Franken zurückschlug und den ersten Versuch machte, Bayern von den Franken abzuziehen. Damals war Garibald Herzog von Bayern ein Christ und mit einer Merowingerin vermählt und hatte eine ebenso schöne als geistvolle Tochter, Theodelinde. Obgleich ein Heide und Feind der Franken, wagte Authari, um die Hand dieser Dame zu werben, und er selbst befand sich verkleidet bei der Gesandtschaft, die deshalb nach Bayern ging. Nachdem der Herzog eine günstige Antwort gegeben hatte, erbat sich die longobardische Gesandtschaft die Ehre, daß Theodelinde ihr den Becher credenze. Die Jungfrau trank ihn zuerst einem älteren Herrn zu, den sie für den vornehmsten der Gesandten hielt. Nach diesem trank Authari und erlaubte sich dabei, des Mädchens Wange zu streicheln. Ganz schamroth erzählte sie das ihrer Amme und diese erkannte sogleich, daß niemand als der König selbst so dreist hätte seyn können, rieth ihr aber, sich nichts merken zu lassen. Als hierauf die Gesandtschaft wieder heimzog, bis an die Grenze ehrenvoll begleitet, sagte Authari beim Abschied zu den Bayern: „So haut der König der Longobarden!“ und schlug seine Streitaxt so gewaltig in den nächsten Baum, daß sie tief darin stecken blieb. In Frankreich war man über die Heirath, weil eine engere Verbindung mit den Longobarden den Bayern möglich machte, sich der fränkischen Herrschaft früher oder später zu entziehen, höchst ungehalten und Garibald sollte die Heirath rückgängig machen. Theodelinde aber, die den Fremdling „von edler Gestalt, hellgelocktem Haar und schönem Antlitz“ sehr lieb gewonnen hatte, entfloh heimlich, wohl mit Zustimmung ihres Vaters durch Tirol und wurde bei Verona von ihrem entzückten Bräutigam empfangen.

Der Frankenkönig Childebert nahm dieses fait accompli keineswegs geduldig hin, sondern schloß ein Bündniß mit dem Kaiser in Constantinopel und schickte drei große Heere nach Italien, während ein römisches Heer in Ravenna landen sollte, um den Longobarden in den Rücken zu fallen. Authari aber zog alle seine Streiter in die festen Städte zurück, weil er sich nicht stark genug wußte, um der fränkischen Uebermacht im offenen Felde Stand halten zu können. Doch blieb das römische Heer aus und das fränkische erlag der Völlerei und Seuchen, so daß es umkehren mußte. Jetzt erst zog Authari an der Spitze seiner Longobarden zum erstenmale Rom vorüber nach Unteritalien und setzte sich bei Reggio eine Denksäule.

Nun starb aber der schöne Authari in der Blüthe seiner Jahre 591. Warnefried vermuthet, durch Gift, und in den Volkssagen lebt noch der Vorwurf fort, der auf Theodelinden fällt. Man vermuthet, sie habe ihre Liebe dem Interesse der Kirche geopfert. Als eifrige Christin war sie in enge Verbindung mit dem Papst getreten, dem an der Bekehrung der Longobarden alles gelegen seyn mußte. Diese war auch schon vorbereitet. Der trotzige Authari, so scheint es, war das hauptsächlichste Hinderniß. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß nach dem Tode des Königs Theodelinde der gefeierte Liebling des Volkes blieb. Es müssen insgeheim mit dem Papst, mit Frankreich und Constantinopel die wichtigsten Verhandlungen gepflogen worden seyn. Die longobardischen Herzöge müssen mit Theodelinde einverstanden gewesen seyn, sonst würde, was nun geschah, zu allgemeinem Aufruhr haben führen müssen, während alles ruhig ablief. Die Wahl eines neuen Königs wurde Theodelinden überlassen. Sie ließ den schönen Agilulf, Herzog von Turin, zu sich rufen, ging ihm entgegen und credenzte ihm den Becher, er küßte ihr die Hand, sie aber sagte zu ihm: „Küsse mich auf den Mund, denn du bist mein König und Gemahl." Sie schmückte ihn mit der eisernen Krone, welche damals zum erstenmal zum Vorschein kam. Unter dem Eisen dieser Krone lag ein goldener Reif. Sie ist hinfort das Kennzeichen aller lombardischen Könige geblieben. Theodelinde hatte sie verfertigen lassen für einen christlichen König.

Indem Agilulf sie auf sein Haupt setzte, nahm er, nahmen die Herzöge, nahm das ganze longobardische Volk den römisch-katholischen Glauben an, der zugleich der fränkische war.

So lange Agilulf lebte, hatte Italien Frieden. Das lombardische Reich erstreckte sich jetzt bis nach Unteritalien, wo es durch das Grenzherzogthum Benevent gegen das noch zum oströmischen Reich gehörige Calabrien und Sicilien gedeckt wurde. Der oströmische Statthalter (Exarch) saß noch immer zu Ravenna, und in den Lagunen von Venedig bildete sich ein kleiner römischer Freistaat aus. Der Kaiser konnte aber an der Herrschaft der Longobarden in Italien, obgleich sie jetzt bekehrt waren, so wenig Freude haben, wie früher an der gothischen, suchte sie also zu untergraben. Nach des Agilulfs Tode im J. 613 soll sein junger Sohn Adelwald durch griechisches Gift wahnsinnig gemacht worden seyn, so daß man ihn absetzen mußte. Theodelinde starb aus Gram. Doch wurde ihrer Tochter Gundeberg Gemahl, Ariowald, König, 625.

2.

Gregor der Große.

Indem die Longobarden sich zwischen Ravenna und Rom warfen, wurde das Land, das bisher noch Constantinopel und Rom zusammengehalten hatte, zerrissen, Italien überhaupt dem oströmischen Kaiserthume immer mehr entfremdet, das letztere verlor immer mehr den ihm seit dem großen Constantin aufgeprägten römischen Charakter und wurde wieder vorzugsweise griechisch. Auch hinter dem römischen Namen der östlichen Hauptstadt trat wieder der alte Name Byzanz hervor und man redete weniger mehr von einem oströmischen, als von einem griechischen oder byzantinischen Kaiserthum.

Die griechischen Kaiser hatten vollauf zu thun mit den Avaren und noch mehr mit den Persern, konnten deßhalb keine Mittel aufbringen, den Longobarden zu wehren, und mußten sich mit der Be-

hauptung Ravennas und des südlichsten Theils von Italien begnügen. Stadt und Gebiet von Rom war zwar auch noch kaiserlich und der Exarch von Ravenna sollte daselbst die weltliche Gewalt ausüben, aber die Verbindung war durch die Longobarden abgebrochen und der Papst allein blieb als natürlicher Vorsteher auch der weltlichen, wie der geistlichen Gemeinde übrig. Er besaß eine große Menge liegender Güter und die Kirche wurde fortwährend durch fromme Seelen bezahlt. Die Stadt füllte sich mit Menschen, die vor den Longobarden flohen und mit solchen, die zum Grabe des h. Petrus wallfahrteten. Wo so viele Menschen sind, ist auch ein großer Markt. Rom hielt die Verbindung mit den Romanen offen und die Bischöfe des ganzen katholischen Abendlandes oder ihre Boten und Mönche, besonders Missionäre, die vom Papst Rath oder Autorisation holten, gingen in Rom ab und zu.

Die neue Stellung des Papstes als des Hauptes der allgemeinen Kirche nicht nur, sondern auch als des weltlichen Herrn der Stadt Rom, erhielt ihre Festigkeit erst unter dem Pontificat Gregors I., den die Nachwelt mit Recht den Großen genannt hat. Einer vornehmen altrömischen Familie entsprossen, war er schon unter dem Papst Pelagius II. (seit 578) ungemein thätig für die Kirche und wurde deßhalb nach dessen Hintritt im J. 590 selbst zum Papst gewählt. Ehe er noch Papst war, kam er einmal an dem großen Sklavenmarkt vorüber und erblickte auf demselben drei Knaben, die ihm durch ihre außerordentliche Schönheit auffielen. Wer seyd ihr? frug er sie. Wir sind Angeln, sagten sie. Da rief Gregor aus: Angli quasi angeli (Angeln wie Engel). Er kaufte sie aus der Sklaverei los, ließ sie im Christenthum unterrichten und nahm sich vor, selbst mit ihnen nach England zu gehen, um das so schöne Volk zu bekehren. Andere wichtige Geschäfte hielten ihn ab, als Papst aber sandte er i. J. 596 den Augustinus mit einer Schaar von Mönchen zu den Angeln und Sachsen, welche damals Britannien inne hatten und von denen es den Namen England empfing. Die Mission hatte, wie wir später sehen werden, einen glänzenden Er-

folg. Sie hing aber mit anderen Maßnahmen dieses Papstes zusammen.

Der leitende Gedanke seines großartigen und weitumfassenden Wirkens für die Kirche ist leicht zu erkennen, wenn man erwägt, daß er es war, der die Katholisirung Spaniens unter König Reccared, die Katholisirung der Lombardei unter Theodelinde und Agilulf wesentlich einleiten half, und Bayern mit dem Lombardenreich in eine gegen Frankreich unabhängige Stellung zu bringen bemüht war, endlich daß er mit größter Thatkraft die Bekehrung Englands betrieb. Er suchte sich demnach nicht blos durch die mächtige Erweiterung der zu Rom allein gehörigen abendländischen Kirche von der byzantinischen Kaiserpolitik, sondern auch durch eine große Coalition gothischer, lombardischer, bayerischer und sächsischer Fürsten und Völker von der fränkischen Politik unabhängig zu machen. Frankreich war durch innere Parteiung, wie das byzantinische Kaiserthum durch äußere Feinde, damals so sehr in Anspruch genommen, daß es auf Rom wenig achten konnte. Nur die Longobarden, obgleich eben erst mit Rom aufs innigste befreundet, wurden dem Papst gefährlich, weil der Hof von Pavia, seit er katholisch geworden war, die weltliche Herrschaft über ganz Italien ansprach und der Meinung war, der Bischof von Rom müsse sofort lombardischer Unterthan werden, wie der Patriarch von Byzanz Unterthan des Kaisers war. Daraus erklärt sich, warum Agilulf im J. 593 vor Rom zog und die Stadt, die er durchaus in Besitz nehmen wollte, hart bedrängte. Doch fand er es für gut, wieder abzuziehen und sich mit dem Papste zu verständigen, den zum Freunde zu behalten ihm vortheilhafter seyn mußte, als wenn er ihn aufs äußerste gebracht und am Ende genöthigt hätte, die Hülfe des Kaisers und der Franken anzurufen.

Seitdem Gregor allein an der Spitze des ihm ergebenen Volkes die Stadt Rom vertheidigt hatte, nannte man ihn consul dei und dux plebis und betonte, daß er sein Amt im Namen Gottes und für das Volk, gleichsam als vom Volk auf den Schild erhobener Herzog verwalte, nicht mehr abhängig vom Kaiser. Er selbst

aber nannte sich servus servorum dei, Knecht der Knechte Gottes, nicht aus erheuchelter Bescheidenheit, sondern mit feiner Bezeichnung seiner Stellung gegenüber den Völkern. Der Sinn war: ich übe keine Rechte, sondern nur Pflichten aus und die schwerste von allen. Dem weltlichen Herrscherrecht stellte er schlechthin des Seelenhirten Pflicht entgegen. Er selbst erklärte den Ausdruck in einem Briefe dahin, daß er der Diener aller Frommen sey, sich aber vor dem Schwerte auch des Mächtigsten nicht beuge. Mit dem strengsten Ernst verwies er wiederholt dem Patriarchen in Byzanz, sich „allgemeiner Bischof" zu nennen, weil nur der Stuhl Petri zu diesem Vorzug berechtige.

Gregor hielt es für eine seiner heiligsten Pflichten, gerade in Rom, im Mittelpunkt der antiken Welt, die schroffste Scheidewand zu setzen zwischen dem classischen Heidenthum und dem Christenthum. Der frühere Papst Vigilius, die Kreatur Justinians, hatte mit Wohlgefallen ein Gedicht entgegen genommen, welches ihm der Diakon Arator überreichte und worin die Apostelgeschichte in lateinischen Hexametern so sehr im classischen Styl Virgils behandelt war, daß der christliche Himmel Olymp, Gott Vater Jupiter Tonans hieß. Auch noch unter Gregor lehrte ein gallischer Bischof Desiderius die Grammatik und schöpfte dabei aus den heidnischen Classikern. Diesem schrieb Gregor einen zornigen Brief, worin er ihm vorwarf, man könne nicht Christum und Jupiter in einem Athem preisen. Auch ließ er in Rom viele noch übrige Statuen der alten Heidengötter zerschlagen oder in den Tiber werfen und weihte das Pantheon, welches früher von Agrippa allen Heidengöttern errichtet worden war, den christlichen Heiligen. Das hat man ihm nun in der Neuzeit als eine arge Barbarei vorgeworfen, allein er handelte nur folgerecht und seiner Pflicht gemäß, indem er jene ästhetischen Reizmittel vernichtete, welche Griechen und Römer in langen Jahrhunderten zur gröbsten Sinnlichkeit verführt und in die Laster gestürzt hatten, in denen sie schmählich verkommen sind. Wir werden uns an diese Handlungsweise des großen Gregor wieder zu erinnern

haben, wenn unsere Betrachtung der Weltgeschichte uns zu einem Zeitraume führen wird, in welchem, nachdem Gregors Gesetz 800 Jahre lang gegolten hatte, ein moderner Papst die Statuen der alten Heidengötter wieder aus dem Schutt ausgraben und aus dem Tiber fischen ließ.

Sinnig sagt die Legende von ihm, der h. Geist sey als weiße Taube auf seiner Schulter sitzend gesehen worden, wie sie ihm ins Ohr geflüstert habe. Wie für den reinen Glauben und für das Ansehen der Kirche sorgte er für die Sitten durch Beispiel, Lehre und strenge Aufsicht über die Priester. Gleich dem h. Ambrosius aber ließ er sein religiöses Gefühl in heiligen Tönen überströmen und wurde nicht nur der berühmteste Verbesserer des Kirchengesangs, durch Einführung des cantus firmus oder Chorals, sondern dichtete auch selbst herrliche Hymnen, welche noch gesungen werden.

3.

Die Avaren.

Die Avaren, die man zuweilen auch Hunnen genannt hat, wie später die Ungarn, sind wahrscheinlich zur Zeit des Attila den Hunnen unterworfen worden. Doch waren es keine Mongolen, sondern ein edleres tatarisches Volk arischer Race, wie die Türken, die hinter ihnen kamen und von denen sie vorwärts geschoben wurden. Als die deutschen Gepiden und Rugier von den Longobarden aufgerieben und diese nach Italien abgezogen waren, konnten die Avaren unbehindert Ungarn überziehen. Zwischen Ungarn und Bayern hatten sich damals schon Slaven eingeschoben, die aber jetzt den Avaren unterworfen wurden. Die Franken, Thüringer und Bayern hatten Mühe, sich der wildanstürmenden Reiterbanden der Avaren zu erwehren. Ihr Kakan (Großchan, Fürst) Namens Bajan machte den ersten Einfall in Thüringen, als Sigebert, Brunehilds Gemahl, über Austrasien regierte. Gregor von Tours erzählt, die Franken

seyen von den Avaren durch magische Erscheinungen bezaubert worden und hätten deßhalb lieber einen Tribut bezahlt. Im Jahr 584 wälzte sich ein großes Heer Avaren unter demselben Bajan in das oströmische Reich und verheerte es greulich, bis er drei Jahre später bei Adrianopel eine Niederlage erlitt. Sein Ende war traurig, zehn Söhne sah er an der Pest hinsterben, neun andere versanken auf der Flucht in einen Sumpf an der Donau, als die Oströmer unter Priscus nochmals siegten. Die Südslaven wurden damals von den Avaren frei und bildeten die bulgarischen, serbischen und croatischen Staaten als Schutzwehr für das oströmische Kaiserthum. Die Bulgaren waren ein tatarischer Stamm aus dem Innern Asiens, wie die Avaren, unterwarfen sich die ihnen zunächst vorliegenden Slaven zwischen der Donau und dem Hämus und bildeten zuletzt nur noch den Adel eines slavischen Volkes. Die kaiserliche Politik aber brauchte jetzt die Slaven ganz so, wie sie früher die Deutschen gebraucht hatte, als Söldner und Bundesgenossen zum Schutze der Nordgrenzen. Das untere Donauland auf beiden Seiten, das alte Dakien, Mösien, Thrakien, Makedonien, Illyrien und Pannonien wurden in der Völkerwanderung gänzlich überschwemmt, zuerst von Deutschen und Hunnen, dann von Slaven und Avaren. Eine römische Bevölkerung mit römischer Sprache erhielt sich nur auf dem rechten Ufer der Donau nahe bei ihren Mündungen in der heutigen Wallachei, Moldau, Bessarabien und einem Theil von Siebenbürgen, wo die lateinische Mundart heute noch herrscht und das Volk sich noch Rumänen nennt. Auch im eigentlichen Griechenland wurde alles slavisirt, mit Ausnahme von Epirus, wo die Albanesen oder Arnauten von entweder altillyrischer oder tatarischer Abstammung mit eigener Sprache und Tracht isolirt blieben.

Unter einem neuen Kakan drangen die Avaren im J. 610 zum erstenmal durch die Alpen in Italien ein, wo der Herzog Gisulph von Friaul die Grenzen des Longobardenreichs hütete. Gisulph fiel in der Schlacht, seine Wittwe Romilda vertheidigte die Stadt Friaul, als sie aber einmal den Kakan vor den Mauern sah, verliebte sie sich in ihn und lieferte ihm die Stadt aus unter der Bedingung,

daß er sie heirathe. Er that es, ließ sie aber am andern Tage auf einen Pfahl spießen, das sey der Mann, der einem so treulosen Weibe gebühre. Ihre Töchter hatten sich mit faulem Hühnerfleisch verunreinigt, um dadurch ihre Keuschheit zu retten. Ihr kleiner Sohn Grimoald, von einem Avaren gefangen und auf seinem Pferde mit fortgeschleppt, stach diesen mit einem Dolche nieder, entkam und wurde später Herzog von Benevent. Es gelang den Longobarden, die Avaren aus Italien zu vertreiben.

Bald darauf wurden die Avaren durch die große Erhebung der mißhandelten Slaven unter König Samo auch von Nordwesten her bedrängt, die Franken selbst aber waren es, die ihnen wieder Luft machten, indem sie, wie oben schon erzählt ist, Samos Reich zerstörten. Der Kampf der Avaren erneuerte sich nachher immer wieder nach allen Seiten hin, ohne daß er zu neuen Veränderungen der Grenzen führte. In Italien konnten sie nicht festen Fuß fassen, auch von Constantinopel wurden sie immer wieder zurückgeschlagen. Dagegen unterwarfen sie sich die slavischen Bevölkerungen an der Donau bis an die bayerische Grenze.

In der Lombardei folgte dem König Ariowald der von seiner Wittwe Gundeberg zum Gatten gewählte Rotharis, welcher trefflich regierte und ein berühmtes Gesetzbuch niederschreiben ließ. Ihm folgte sein Sohn Rodoald, der aber als Ehebrecher ermordet wurde. Wie stark der bayerisch-päpstliche Einfluß, den Theodelinde begründet hatte, noch fortwirkte, erhellt daraus, daß nach des Rotharis Tode noch ein Neffe Theodelindens, der Bayer Aribert, König der Longobarden werden konnte, 654. Als aber nach seinem Tode 661 seine beiden Söhne, Bertarit und Godebert, sich um die Krone stritten, entriß sie ihnen G r i m o a l d von Benevent. Godebert fiel durch Verrath, Bertarit mußte flüchten. Diese Unruhen in Italien veranlaßten den damaligen Kaiser Constans, einen Angriff auf Benevent zu machen. Grimoalds Sohn Romoald vertheidigte die Stadt. Dessen Bruder Sesoald sollte ihn entsetzen, wurde aber gefangen und mit dem Tode bedroht, wenn er dem Bruder nicht die falsche Nachricht bringe, ihr Vater sey geschlagen. Sesoald aber rief ihm

auf die Mauer hinauf: „Halte dich, der Vater ist ganz nahe!“ Da ließ ihm der Kaiser den Kopf abschlagen und denselben in die Stadt schleudern. Der Bruder küßte ihn weinend, Constans zog davon aus Furcht vor Grimoald, wurde jedoch von ihm erreicht und ein Longobarde, Amalong, von riesiger Größe durchstach einen Römer, hob ihn aus dem Sattel und hielt ihn auf der Lanze hoch empor. Da wollte kein Römer mehr kämpfen und alle flohen nach Sicilien. Bertarit verließ sich nur allein noch auf die Hülfe der Franken. Daß er nun den Reichsfeind ins Land rief, ergrimmte den Grimoald und er schickte Meuchelmörder, um ihn im Bette zu tödten. Ein treuer Diener half aber dem Bertarit zur Flucht und legte sich statt seiner ins Bett. Als Grimoald den Irrthum erkannte, wünschte er den treuen Diener bei sich zu behalten, entließ ihn aber großmüthig, als derselbe seinem Herrn nachfolgen wollte. Ein fränkisches Heer kam bis Asti, fiel aber hier über das Lager der Longobarden, welches Grimoald voller Speisen und Getränke absichtlich hatte stehen lassen, so gierig her, daß er es in voller Unordnung überrumpeln und in die Flucht schlagen konnte, 665. Durch eine andere List schlug er im folgenden Jahr einen neuen Einfall der Avaren zurück, indem er nämlich sein wenig zahlreiches Heer mehrmals die Kleider wechseln und wiederholt aufmarschiren ließ, so daß die Avaren es für viel größer hielten, als es war.

Bertarit war unterdeß nach England gegangen, die alte bayerisch-päpstliche Partei aber arbeitete für ihn; i. J. 671 starb Grimoald angeblich, weil ihm eine Ader gesprungen war, doch wahrscheinlicher an Gift. Sein Sohn Romoald wurde von der Krone ausgeschlossen und durfte nur Benevent behalten. Bertarit aber kehrte als König zurück. Ihm folgte sein Sohn Kunibert nach, der mit der longobardischen Gegenpartei unter Alachis schwere Kämpfe zu bestehen hatte. Sein Sohn Liutbrand wurde umgebracht und ein Nachkomme Godeberts, Reginhard, bestieg den Thron. Dessen Sohn Aribert II. soll ein grausamer Tyrann gewesen seyn und wurde wieder durch die bayerische Partei unter Ansprand gestürzt. Auf der Flucht belud er sich so schwer mit Gold, daß er beim Durchreiten durch die

Etsch ertrank, 711. Ansprand wurde König, dann sein Sohn Liutbrand, welcher neue Gesetze gab und die bisher den longobardischen Herren gehörigen Römer wieder frei zu erklären eifrig bemüht war. Sein Plan ging dahin, durch Verschmelzung der Longobarden mit den Römern aus allen Italienern eine einzige Nation zu machen, wie nicht lange vorher Reccared durch Verschmelzung der Gothen und Römer ein spanisches Volk gemacht hatte. Sogar der Exarch von Ravenna ging in diesen Plan ein, denn auch die von den Longobarden bisher unabhängigen Römer in Italien sehnten sich nach einem dauernden Frieden. Aber der Papst in Rom widersprach, weil er fürchten mußte, Liutbrands Unterthan werden zu müssen, wenn diesem sein Plan gelänge. Die Unabhängigkeit der Kirche war aufs äußerste gefährdet, wenn ganz Italien unter einer weltlichen Herrschaft vereinigt war. Der damalige Papst Gregor II. widerstand ihm also, gewann den Herzog Thrasamund von Spoleto, sich gegen Liutbrand zu erklären, und nachher den Gottschalk von Benevent. Diese Empörer wurden zwar geschlagen, aber die Einheit Italiens kam nicht zu Stande. In den Lagunen von Venedig hatte sich nach und nach ein rühriges Seevolk herangebildet, welches von Constantinopel her angeregt, mit einer Flotte den Longobarden widerstand, Ravenna wieder nahm und den Exarchen Eutysius dahin zurückführte. Liutbrand ließ sich nun zu einem Frieden mit dem Papst bewegen. Sein Sohn und Nachfolger Rachis wurde König. Dessen Bruder Aistulf begann von neuem i. J. 749 Rom zu bedrängen. Der damalige Papst Zacharias suchte aber Schutz bei den Franken, von denen die letzte Entscheidung kommen sollte.

4.

Heraclius.

Kaiser Justinian hatte das oströmische Reich wieder zu großem Ansehen gebracht, als er aber im Jahre 565 starb, erlitt es unter

seinem Neffen und Nachfolger Justinus schon wieder große Verluste, weil ihm die Longobarden Italien nahmen und die Avaren Tribut abzwangen, auch die Perser in Syrien einfielen. Johann von Ephesus erzählt, der Perserkönig habe damals 2000 der schönsten christlichen Jungfrauen wie Bräute reich geschmückt den Türken zum Geschenk machen wollen, sie hätten sich aber alle in einem Flusse, in dem sie baden zu wollen vorgaben, ertränkt. Diese Nachricht ist doppelt interessant, weil sie zeigt, wie wichtig damals schon die türkischen Hülfstruppen waren. Justinus nahm sich das Unglück so zu Herzen, daß er schwermüthig wurde und seine Gemahlin Sophia ernannte einen gewissen Tiberius zum Cäsar, der nach Justins Tode Kaiser wurde, 578. Ihm gelang es, die Perser zurückzutreiben. Sophia wollte ihn noch hofmeistern, aber er setzte sie zur Ruhe. Auch sorgte er für einen tüchtigen Nachfolger, als er 582 starb. Das war Mauritius, welcher abwechselnd schwere Kriege in Europa mit den Avaren, in Asien mit den Persern führte und sich ihrer mit Geschick und Ausdauer zu erwehren wußte. Anfangs fertigte er die Avaren mit Gold ab. Da kamen zahllose Horden von Slaven bis vor Constantinopel, von wo er sie zurückschlug. Dann kamen wieder die Avaren und wiederholten ihre Raubzüge mehrmals, während er gegen die Perser zu Felde lag. Zum Glück für ihn wurde Persien von Parteien zerrissen, der tyrannische König Hormus durch seinen eigenen Sohn Chosru II. entthront und umgebracht, dieser Prinz aber wieder durch Bahram, einen Anhänger seines Vaters, vertrieben. Chosru floh nach Byzanz und Mauritius gab ihm den tapfern Feldherrn Narses mit, um ihn in Persien wieder einzusetzen, während er selbst die Avaren zurückschlug. Narses siegte in einer großen Schlacht, in welcher Bahram ihm vergebens wieder einmal Kriegselephanten entgegen führte. Chosru bestieg den Thron wieder und rächte sich durch furchtbare Hinrichtungen. Im Avarenkriege blieb Mauritius zwar Sieger, sparte aber zuviel am Solde, weil er Geld brauchte. Nun empörten sich seine Soldaten und einer ihrer Hauptleute, Phokas, wiegelte in der Hauptstadt auch die grüne Partei der Rennbahn und den Pöbel

auf, während Mauritius an der Gicht darniederlag. Man flüchtete den unglücklichen Kaiser bis nach Chalcedon, aber Phokas, der unterdeß selbst den Purpur angenommen hatte, ließ ihn verfolgen und mit allen seinen Kindern hinrichten, 602.

Phokas wurde einer der abscheulichsten Tyrannen. Den Avaren kaufte er den Frieden ab. Ein Heer, das er gegen die Perser schickte, wurde geschlagen. Er selbst aber blieb in Byzanz und wälzte sich in Wollüsten, ohne sich um den Krieg zu bekümmern. Narses war aus gerechtem Argwohn zu den Persern geflohen, weil der elende Centurio, der jetzt die Krone trug, den großen Feldherrn beneiden und hassen mußte. Und doch ließ er sich bereden, als ihm Phokas Versprechungen machte, wieder umzukehren, um sein Vaterland gegen die Perser zu vertheidigen. Kaum aber war er in des Phokas Gewalt, als dieser ihn lebendig verbrennen ließ. Alles was noch vornehm und edel in Byzanz war, haßte seine gemeine Seele und er ermüdete den Henker mit Hinrichtungen. Dem allem sah das Volk ruhig zu. Als er aber einmal einen Wagenlenker des Hypodrom greifen ließ, beleidigte er dadurch die grüne Partei, die ihm zuschrie: ob er schon wieder zuviel getrunken habe? Wüthend ließ er eine Menge Menschen niederhauen und ihre Glieder in der Rennbahn aufhängen. Da sammelte der junge Heraclius im nahen Abydus alle Flüchtigen und Mißvergnügten, und selbst die Anhänger und nächsten Verwandten des Tyrannen unterhandelten heimlich mit ihm und überlieferten ihm die Stadt und endlich die Person des Phokas selbst. In Fesseln vor den Heraclius geschleppt, wurde er von diesem mit Worten der Verachtung wieder weggewiesen und der Rache des Volks übergeben, welches ihm alle Glieder einzeln vom Leibe schnitt, 610.

Während dieser traurigen Bürgerkriege hatte Chosru wieder den ganzen Süden des byzantinischen Reichs mit seinen Persern überschwemmt und erobert, so daß es schien, als wollten sich die Zeiten des Cyrus und Kambyses wiederholen und als sollte ganz Vorderasien und Aegypten wieder persisch werden. Es waren noch dieselben Feueranbeter und Jünger des Zoroaster, gleich denen, die

einst der große Alexander überwunden hatte und die jetzt das Verlorene zurückforderten. Chosrus Feldherr hieß Rumisan, genannt Schahabar, der königliche Eber. Dieser zog mit seinem fanatischen Heere im Jahre 615, nachdem er Damascus erobert hatte und auf dem Wege nach Aegypten war, vor die Mauern von Jerusalem. Dahinein waren eine Menge Christen aus Syrien geflüchtet, denn die Perser trugen einen großen Haß gegen die Christen, nannten sie „Anbeter des Holzes“, weil sie das Kreuz verehrten, und zerstörten alle christlichen Kirchen und Bilder. Wegen dieses Hasses duldeten sie, daß sich eine Menge asiatischer Juden ihrem Heereszuge anschlossen. Diese hatten schon lange vorher unter sich reiche Beiträge gesammelt und führten Beutel voll Gold mit sich, womit sie sich das Recht erkaufen wollten, Rache an den Christen zu nehmen. Sie wußten wohl, daß wenn Jerusalem erst erobert wäre, die Perser ihnen keine Beute übrig lassen würden, aber sie wollten ihnen die christlichen Gefangenen abkaufen, wie Shylok das Fleisch des Antonio. Die Christen in Jerusalem wehrten sich nach Kräften, allein die Stadt wurde erstürmt und gänzlich ausgeplündert, die Heilige-Grabkirche verbrannt, alle Kirchen ausgeraubt und entweiht, die Einwohner erschlagen oder zu Sklaven gemacht. Es waren ihrer eine große Menge, weil so viele Christen von außen sich in die Stadt geflüchtet hatten. Die Juden aber eröffneten sogleich einen Sklavenmarkt, kauften den persischen Soldaten die gefangenen Christen ab und marterten sie mit aller nur erdenklichen Grausamkeit zu Tode. Auf diese Weise sollen nicht weniger als 90,000 Christen unter den Schlachtmessern der Juden umgekommen seyn. Das Kreuz, an welchem Christus starb, war durch die Kaiserin Helene als heilige Reliquie sorgfältig aufbewahrt worden. Es befand sich in einer silbernen Kapsel verschlossen und versiegelt. Der persische Feldherr hielt es für eine zu werthvolle Beute, als daß er es nicht seinem Könige hätte zusenden sollen, und es blieb seitdem im Innern Persiens verwahrt.

Die Nachricht von diesem Verluste versetzte die ganze Christenheit in Bestürzung und brachte selbst unter die elenden Griechen

einen vorübergehenden Aufschwung kriegerischer Begeisterung. Heraclius hat später bewiesen, wie sehr er sich den Raub des heiligen Kreuzes zu Gemüthe zog. Aber seine Mittel reichten damals noch nicht aus, um die Perser anzugreifen. Die Avaren hielten ihn auf. Ihr Kakan überschwemmte wieder den Westen des Reichs. Als Heraclius ihm entgegen zog und eine Recognoscirung vornahm, wurde er von Avaren überrascht und konnte sich nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes retten mit Zurücklassung seines Purpurmantels, allein er behauptete die Stadt, welche regelmäßig zu belagern den avarischen Reitern unmöglich war. Der Kakan zog nun wieder ab und machte Frieden. Erst nach diesem Zwischenfall konnte Heraclius an den Rachezug gegen die Perser denken.

Derselbe sollte im Frühjahr 622 beginnen. Der Kaiser lebte den ganzen Winter über wie ein Mönch, betete und fastete, um des göttlichen Schutzes würdig zu werden. Auch nahm er zu Ostern, bevor er zu Felde zog, mit seinem ganzen Heere das heilige Abendmahl. Er setzte nach Kleinasien über und nahm seinen Weg nordwärts durch Armenien, wo die den Persern bisher unterworfenen Christen ihn als Befreier begrüßten. Auch die christlichen Völkerschaften im südlichen Kaukasus, heute noch berühmt durch die Schönheit ihres tatarischen Blutes, ließen ihre tapfern Krieger zu den seinigen stoßen, wie das ohne Zweifel vorher schon verabredet war. Heraclius forderte von Chosru die Zurückgabe des heiligen Kreuzes und der von ihm eroberten christlichen Provinzen, Chosru aber ließ seinen Gesandten umbringen. Da fiel Heraclius ins Gebiet der Perser ein und ließ alle Feuertempel und Heiligthümer derselben zerstören. Chosru rückte ihm entgegen, wurde aber von ihm in drei großen Schlachten besiegt, 623. In den folgenden Jahren wurde weniger gefochten, als unterhandelt. Chosru machte den Avaren große Versprechungen, wenn sie Byzanz abermals angreifen würden. Heraclius warb am Kaukasus eine große Horde noch heidnischer und tatarischer Chazaren durch reiche Geschenke, ja er sagte ihrem Chan Zihebil sogar seine schöne Tochter Eudoxia zur

Gemahlin zu, brauchte jedoch die Zusage nicht zu halten, weil der Chan bald darauf starb.

Die Avaren kamen wirklich und setzte sich der königliche Eber gleichfalls gegen Byzanz in Bewegung, um den Heraclius, welcher fest am Euphrat stand, durch diese Diversion im Rücken zur Umkehr zu zwingen. Der Kaiser aber verließ sich auf die Festigkeit seiner Hauptstadt und kehrte nicht um. Ein ungeheurer Schwarm von Avaren und von Slaven, welche diesen tributpflichtig waren, rückte wieder vor Constantinopel und war diesmal sogar mit Belagerungsmaschinen und Schiffen versehen, weil sie von den Persern unterstützt wurden. Allein sie vermochten die festen Mauern nicht einzunehmen. Die Griechen warfen Feuer auf ihre Maschinen und zerstörten auch ihre Schiffe, so daß sie wieder abziehen mußten, und auch der Eber seinen Zuzug aufgab. Heraclius aber, sobald er die erfreuliche Nachricht davon erhalten hatte, griff die Perser wieder an. Es war, als ob alte Zeiten sich verjüngten und die längst begrabenen Helden des alten Rom wieder auferstanden wären. Heraclius überschritt den Euphrat und Tigris und drang in Gegenden vor, welche noch niemals den römischen Adler gesehen hatten. Jenseits des Tigris, nahe bei den Ruinen von Ninive, schlug Heraclius den Sarbar, Chosrus Feldherrn, eroberte darauf in Assyrien viele Städte, vor allem Chosrus Residenz Dastadscherd und fand dort 300 römische Fahnen wieder, welche die Perser früher erobert hatten, 626. Chosru entfloh, suchte aber endlich Schutz in der großen und festen Stadt Ktesiphon, der alten parthischen Hauptstadt, die er aus Aberglauben, weil sie ihm verderblich werden sollte, nie zu betreten gelobt hatte. Hier ereilte ihn das Unglück wirklich, denn sein Sohn Siroes empörte sich gegen ihn, ließ achtzehn andere Söhne desselben vor seinen Augen hinmorden und den Vater selbst im Kerker erhängen, 628. Dieser Siroes aber erkaufte von Heraclius den Frieden durch Zurückgabe aller früher eroberten Provinzen, Aegypten und Syrien und des heiligen Kreuzes von Jerusalem.

Der siegreiche Kaiser hielt seinen Triumpheinzug in Constan-

tinopel an der Spitze seines Heeres auf einem großen, von vier Elephanten gezogenen Wagen und das Volk kam ihm entgegen mit unendlichem Jubel und alle trugen Oelzweige und brennende Lampen. Beglückt umarmte er seine Gattin und seinen Sohn, die er seit vier Jahren nicht mehr gesehen hatte. Sein Gebet war erhört worden und durch einen Feldzug voll Ruhm sein Gelübde erfüllt. Weil aber Jerusalem ihm erst wieder übergeben und die heiligen Orte daselbst erst wieder gereinigt, hergestellt und neu geweiht werden mußten, konnte er erst im folgenden Jahre 627 das heilige Kreuz wieder dahin zurückbringen. Er selbst führte den feierlichen Zug an und legte, bevor er die heilige Stadt betrat, Krone und Purpur ab. Eine ungeheuere Menge Christen war herbeigeströmt. Der Kaiser selbst aber nahm das Kreuz auf seine Schulter und trug es auf demselben Wege, wie einst der Heiland, zum Calvarienberge. Man fand Schloß und Siegel daran noch unversehrt. Der Patriarch von Jerusalem, bei dem der Schlüssel verwahrt war, öffnete die silberne Umfassung und überzeugte sich, den Kaiser und alles Volk, daß die unschätzbare Reliquie vollkommen unverletzt geblieben war. Sie wurde in der Kirche der Auferstehung zu Jerusalem niedergelegt.

Aber nur auf kurze Zeit. Denn in demselben Jahre 622, in welchem Heraclius so inbrünstig für die Wiedererlangung des Kreuzes gebetet und seinen glänzenden Feldzug gegen die Perser unternommen hatte, begann in Mekka die neue Aera des Islam und der fromme Kaiser mußte noch erleben, daß Muhameds fanatische Heere sich über Syrien und das heilige Land ergossen.

5.

Die Sassaniden.

Die Geschichte des neupersischen Reichs ist uns fast so wenig bekannt, wie die des parthischen. Griechen und Römer berichten

uns nur aus Anlaß der Kriege, welche die Kaiser mit den Persern führten, von tyrannischen Königen, Schlachten und Belagerungen. Die innere Geschichte kennen wir nur aus spätern muhamedanischen Berichten, welche märchenhaft gefärbt sind. Indeß blickt aus diesen Erzählungen immer etwas Naives heraus, eine Art Treuherzigkeit, die dem neupersischen Volksstamm zur Ehre gereicht.

Der erste Sassanide war Ardischir (Artaxerxes) im 3. Jahrhundert. Seine Erhebung war mit einer religiösen Reform der alten Religion Zoroasters verbunden. Diese hatte sich unter den Parthern in Secten gespalten und mit fremden Vorstellungen vermischt. Nach der Sage versammelte Ardischir alle Magier (Priester) des Landes und gab ihnen einen Traumtrank, welcher bewirkte, daß sie allesammt das träumten, was künftig als die wahre Lehre Zoroasters im ganzen Reiche gelten sollte. Von Ardischir meldet die Sage ferner, er ließ einmal den Mahrek, einen kleinen Fürsten, hinrichten und dessen Familie verfolgen, weil die Sterndeuter ausgesagt hatten, Mahreks Kinder würden auf dem persischen Throne sitzen. Eine Tochter Mahreks floh und lebte verborgen als Hirtin. Ardischirs Sohn Schahpur fand sie einmal auf der Jagd und heirathete sie heimlich. Sie gebar den Hormus (Ormuzd), einen schönen Knaben, den zufällig einmal der Großvater Ardischir fand und der ihm so wohl gefiel, daß er Gott pries, ihm einen solchen Enkel bescheert zu haben. Als nachher Schahpur zur Regierung kam, wurde ihm Hormus verdächtigt, der Sohn aber hieb sich die Hand ab und schickte sie dem Vater zum Unterpfand der Treue. Erst des Hormus Sohn Bahram I. schlug aus der Art, denn als er im J. 276 zur Regierung kam, begann er mit einer Menge Hinrichtungen und Absetzungen. Da verabredete sein Hof, ihn zu bessern, und als er eines Morgens aufwachte, kümmerte sich kein Mensch um ihn, war kein Diener auf seinem Posten, gab niemand ihm Antwort, bis der Oberste der Magier ihm die Sache erklärte, ihn warnte und, sobald der König ernste Reue zeigte, ein Zeichen gab, worauf alle Diener wieder an ihrem Platze waren und des Königs Befehle einholten, der seitdem sich wohl hütete, in seinen Uebermuth zurückzufallen.

Unter den folgenden Königen sind einige durch sonderbare Begebenheiten ausgezeichnet. Als Hormus II. starb hinterließ er keine Nachkommen, aber seine Gemahlin in guter Hoffnung. Da versammelten sich die edlen Perser und krönten das Kind im Mutterleibe und gaben ihm den Namen Schahpur, unter welchem Kaiser Julian seinen unglücklichen Feldzug unternahm. Sein Sohn Ardischir II. wurde im Schlaf durch die Stangen seines Zeltes, das ein Wirbelwind umriß, erschlagen. — Von Bahram V. im 5. Jahrhundert werden die seltsamsten Märchen, auch Abenteuer in Indien, erzählt. Von Ferose (Peroses) werden große Kriege mit den Türken berichtet. Unter König Kabad kam am Ende des 5. Jahrhunderts die Secte des Masdok auf, der Weiber- und Gütergemeinschaft einführte und eine Zeitlang den König selbst für sich einnahm. Erst sein Sohn und Nachfolger Nuschirwan, der große Eroberer in Arabien, konnte der Secte Meister werden durch massenhafte Hinrichtungen. Dieser Fürst galt als höchst gerecht. Die Aussicht von seinem Heldenpalast von Ktesiphon aus war durch die häßliche Hütte einer alten Frau gestört, welche eigensinnig ihr Eigenthum behauptete und allen Bitten des Königs zum Trotz ihre Hütte nicht wollte niederreißen lassen. Da ließ er die Hütte stehen und ehrte das Recht. Von Hormus III. im 6. Jahrhundert wird gerühmt, er habe das Schachspiel erfunden. Dasselbe aber ist schon eine ältere, indische Erfindung. Unter diesem König war Bahram Tschubin, von den Griechen Varanes genannt, der beste Feldherr, äußerst tapfer und fast immer siegreich, wurde aber einmal von den Griechen geschlagen. Da schickte ihm sein längst auf seinen Ruhm neidischer König einen Weiberanzug mit Rocken und Spindel. Bahram verkleidete sich damit wirklich und trat in diesem lächerlichen Aufzuge vor sein Heer. „Das, sprach er, ist der Lohn, mit dem der König lohnt.“ Da ergrimmten alle und schwuren ihn zu rächen, entsetzten den König, tödteten ihn und erhuben Bahram selbst auf den Thron, im J. 591. Des Hormus Sohn Chosru II. floh zu den Römern und wurde durch den Kaiser Mauritius wieder eingesetzt, Bahram vergiftet.

Dieser Chosru-Parvis, den die Griechen Chosroes nannten, ist

außerordentlich berühmt in der persischen Sagengeschichte, indem man auf ihn alles häuft, was jemals groß und kräftig war im neupersischen Reiche. Man legt ihm einen Harem von 12,000 schönen Frauen, einen Stall von 50,000 Rossen und einen andern von 1200 Elephanten bei. Am berühmtesten aber ist die Geschichte seiner Liebe zu Schirin der schönen Prinzessin von Armenien. Er hörte von der außerordentlichen Schönheit dieser Dame und suchte sie auf. Zufällig traf er mit ihr zusammen, als sie sich eben in der Nähe eines Landhauses badete und gewann ihre Liebe, allein er mußte auf Befehl seines Vaters die Tochter des Kaiser Mauritius heirathen. Unterdeß lebte Schirin verborgen auf dem Lande und bei ihr der junge Künstler Ferhad, der auf Befehl Chosrus ihr Landhaus schmücken sollte. Von Zeit zu Zeit besuchte sie der König. Sie aber stellte Vergleichungen zwischen ihm und Ferhad an, und liebte diesen mehr, obgleich sie dem Könige nie die Treue verletzte. In dem persischen Gedichte Schirin ist der Gegensatz zwischen dem stolzen König und dem armen Künstler durchgeführt, und Schirin, die sich für den letztern entscheidet, thut es nicht, als ob Chosru nicht liebenswürdig wäre, sondern erst nachdem sie Chosru glühend geliebt hat, und jetzt erst durch Ferhad eine noch höhere Liebenswürdigkeit, nämlich die des Geistes kennen lernt. Der junge Künstler wurde indeß bald von der schönen Königin getrennt und sollte, auf Befehl des Königs, den Berg Bisuntum mit Sculpturen bedecken. Er ging nun emsig ans Werk und schuf Wunder von Bildwerken. Da vernahm er die falsche Kunde von Schirins Tod und spaltete sich sogleich die Brust mit seinem Beile. Aus dem Stiel des Beils aber, von seinem Blute getränkt, wuchs ein Granatenbaum, dessen Früchte noch immer die gespaltene Brust und das Blut Ferhads zeigen. Nach einer andern persischen Sage arbeitete er siebzig Jahre lang unermüdet, bis er vernahm, seine Geliebte sey schon lange todt. Diese seltsame Künstlersage knüpft sich an die merkwürdigen Felshallen von Tak in Bostan, die heute noch mit Sculpturen, aber von griechischer Hand, bedeckt sind, in denen ohne Zweifel das Hoflager Chosrus und Scenen aus seinen Jagden dargestellt sind.

So viel aus der märchenhaften Geschichte der Sassaniden, wie sie von den spätern persischen Dichtern in der muhamedanischen Zeit aufgefaßt wurde. In der Geschichte des Chosru-Parvis ist über die letzte Zeit der berühmten neupersischen Dynastie ein goldener Schimmer von Poesie ausgebreitet.

6.

Der Talmud.

Die Sassaniden gönnten den Juden mehr Freiheit, als dieselben im christlichen Morgen- und Abendlande genoßen, weshalb sie sich auch in großer Menge in den persischen Grenzprovinzen ansiedelten, wo sie gewissermaßen schon zu Hause waren, im alten Babylon. Hier hatten sie ihre Vorsteher, welche sie „Fürsten der Gefangenschaft" nannten, und blühende Schulen. Von hier aus hetzten sie aber auch gegen die Christen, so viel sie konnten. Indessen machten sie sich am Ende auch hier unbequem und erlitten unter König Sapor die erste Verfolgung, der noch mehrere folgten, ohne daß ihre Zahl und ihre Anmaßungen sich vermindert hätten, denn wir finden sie immer wieder thätig, den Persern bei ihren Angriffen gegen die Christen beizustehen.

Zur Zeit Constantins des Großen hatten die Juden das Unglück, von den persischen und christlichen Priestern gleich übel angesehen und bedrängt zu werden. Diese Bedrängniß dauerte noch lange fort. Oft riß man den Juden ihre Synagogen ein und machte sie zu Kirchen. Zu Chalcis im J. 411 wurde ein christliches Kind durch die beim Purimsfest betrunkenen Juden gehenkt, das erste Beispiel dieser Art von Kindermorden, die sich im Mittelalter so oft wiederholt haben. Daß die Juden sich unter den Christen damals nicht ganz wohl befanden, geht aus dem sonderbaren Wahnsinn ihres neuen Moses, eines Propheten auf der Insel Cypern hervor, der alle dort wohnenden Juden überredete, er werde sie wie der erste

Moses sicher durchs Meer und ins gelobte Land führen. Tausende folgten ihm und alle ertranken, 432.

In der Schule zu Tiberias war durch den Rabbiner Judas, zubenannt der Heilige, im J. 180 die Mischnah (Wiederholung) zusammengetragen worden, eine Sammlung aller jüdischen Gesetze aus dem alten Gesetz Mosis hergeleitet und weiter ausgeführt. Dazu hatte zehn Jahre später Rabbi Jochanan die Gemara (Vollendung) niedergeschrieben, eine Sammlung von noch weiteren Commentaren zur Mischnah, in welchen eine große Menge Rabbinergeschichten, lächerliche Märchen und wahre Ungeheuerlichkeiten, aber auch sehr poetische Züge und weise Reden eingeflochten sind. Dieselbe Mischnah wurde auch von den Juden in Babylon angenommen, dort aber eine andere Gemara durch den Rabbi Asce hinzugefügt, der im J. 425 starb. Die ganze Sammlung wurde jedoch erst im 6. Jahrhundert vollendet und gilt heute noch, mit dem alten Testament verbunden, unter dem Namen Talmud (Lehre) als die Bibel der Juden. Ihm folgten dann noch viele Commentare und Bücher der Rabbinen nach, alle in demselben eigenthümlichen Geiste verfaßt, die Tosafta (Zusätze), die Midraschim (Commentare), die Targumim 2c.

Der Grundgedanke dieser rabbinischen Literatur war, die frühere Ausschließlichkeit des Judenthums festzuhalten und dasselbe gegen außen mit festeren Mauern der Gesinnung und Denkweise zu sichern, als einst die Mauern von Jerusalem es vermocht hatten. Das Achtungswürdige und Rührende darin war die Treue, die am Alten hing trotz Noth und Tod, inmitten unsäglicher Verfolgung. Indeß war der Talmud doch eine Karrikirung der Bücher Mosis. Das levitische Element schweifte bis zu einem Pfaffenstolze aus, wie er nur in den indischen Puranas wiederkehrt. Die Rabbinen überhoben sich über die Engel. Im Himmel selbst weiß man sich zuweilen nicht Rath, da muß ein Rabbi gerufen werden. Jehovah läßt sich zuweilen durch den Engel Mi von seinem Eid entbinden. Er selbst muß gleichsam einen Hof- und Leibpfaffen um sich haben. Da man das alte Testament nicht schöner machen konnte, als es ist, und

doch daran putzen und bessern wollte, fiel man auf Vergrößerungen und maß z. B. die Größe Gottes nach Meilen aus. Besonders gefiel sich die jüdische Pietät im Ausmalen der Größe Abrahams. Mit kindischer Liebe und Eitelkeit zugleich maß man seine Fußtapfen, seine Haare, seine Nase, und wog sogar jeden Tropfen, der von seinem Leibe abfiel, auf der Goldwage. Unter diesem Vergrößerungsglase betrachteten die Rabbinen auch den Himmel, die Engelwelt, das Paradies und die Hölle, wobei wieder die Pietät und Eitelkeit der Race die Hauptrolle spielte, die Einbildungskraft sich aber sehr ins Grobsinnige verlor. Daß sich die Juden, indem sie im irdischen Leben so viel leiden mußten, ihren künftigen Himmel recht verführerisch ausmalten, wer mag es ihnen verdenken? Wenn einst, so fabeln sie, der jüdische Messias kommt, werden alle Menschen auf Erden ausgerottet werden und die Juden allein übrig bleiben. Diesen werden sich alle Schätze, die im Meere versunken, und die in der Erde begraben waren, öffnen, denn ohne Geld könnten Juden auch im Himmel nicht leben. Die Juden werden fliegen können, sie werden alle schön und riesenhaft seyn, wie Adam vor dem Falle. Die Erde wird wieder zum Paradiese werden, nicht nur die köstlichsten Früchte, sondern auch Kuchen und Kleider hervorbringen. Das Getreide soll wieder zu riesenhafter Größe wachsen, eben so die Weintrauben, so daß eine einzige Beere so groß werden soll, wie ein Faß. Die Juden werden an Gottes Tafeln herrliche Gerichte speisen und aus Davids großem Becher trinken ꝛc. Diese Wollüste, besonders die ehelichen Freuden, die ihrer warteten, und die Lust der Jüdinnen, die alle Tage Kinder gebären sollten, dienten nur dem Propheten Muhamed zum Vorbilde, seinen Anhängern ähnliche Herrlichkeiten zu versprechen. Indeß ist Muhameds Koran sehr keusch und reinlich im Vergleich mit den schmutzigen Hirngeburten der Rabbinen.

Dieser Schmutz liegt in dicken Schichten auf allem, was die Rabbinen von Christus fabeln. Sie wollen eigentlich fein und boshaft seyn, aber die ohnmächtige Wuth kommt unwillkürlich zum Durchbruch und das Gift erstickt im Kothe. Mamser (Hurensohn) nennen sie den Heiland der Christen und in der Weihnacht freuen

sie sich, weil er dann von den Teufeln durch alle Kloaken durchgezogen werde. In dem verruchten Buch Toledoth Jessu belügen sie einander: Maria war Braut des Joseph und brach ihm die Treue, indem sie sich mit einem gemeinen römischen Soldaten einließ, der ein Heide, und noch dazu in einer Zeit, in der sie selbst unrein war. Unter dem Fluch dreifacher Sünde nun gebar sie den Mamser, der eben deshalb ein Liebling und Werkzeug der Teufel und mit ihrer Hülfe ein großer Zauberer wurde und nichts als Böses that, bis Jehovah in Judas Ischarioth einen Heiligen, Helden und Sieger erweckte, der ihn in einem märchenhaften Luftkampfe überwältigte. — In dieses sehr ausgiebige Rabbinencapitel gehört auch die Auslegung von Jesaias 5, 18: „wehe denen, welche sich mit Seilen zusammen koppeln, um Unrecht zu thun.“ Unter dem Seile nämlich verstehen sie das, womit die Glocke geläutet wird, welche die Christen zur Kirche ruft. Und so oft das geschieht, soll der fromme Jude sagen, „der das Seil zieht, soll in den Koth fallen.“

Nicht gleichen Haß trugen die Juden wider die Heiden, theils weil das Heidenthum im Abendlande zu der Zeit des Talmud schon untergegangen war, theils weil der Talmud unter persischer Hoheit niedergeschrieben wurde und die Rabbinen sich wohl in Acht nahmen, die Feueranbeter zu ärgern. Eine allegorische Auffassung des antiken griechisch-römischen Heidenthums und der altclassischen Schönheit gereicht der jüdischen Phantasie zur Ehre. Am Ende der Zeiten, heißt es, wird zu Rom eine weibliche Statue von weißem Marmor stehen von so unübertrefflicher Schönheit, daß alle Bösen sich in sie verlieben und Buhlerei an ihr versuchen werden. Daraus wird sie den Armillus gebären, ein entsetzliches Ungeheuer, das alle Welt verführen und verlocken und eine abscheuliche Herrschaft des Bösen auf Erden begründen und den von den Juden erwarteten Messias aufs äußerste bekämpfen wird, bis Jehovah Schwefel vom Himmel regnen lassen und alle vertilgen wird. Man kann nicht umhin, sich unter der weißen Marmorstatue die Aphrodite zu denken, die griechische, die ästhetisch vollendete Form desselben Urbösen, welches in der älteren

Zeit Asiens von den jüdischen Propheten die babylonische Hure genannt worden ist.

Im Uebrigen blieb das Judenthum selber nicht frei von heidnischen Anschauungen und man erkennt namentlich eine starke Einwirkung des Parsenthums in Lehren, die eben deshalb auch denen der Manichäer verwandt waren. Die Rabbinen fabeln von einer Wanderung der Seelen. Jeden Sabbath kommt eine englische Seele in den Juden, deshalb muß er an diesem Tage etwas besonders Gutes essen und trinken, um den himmlischen Gast in sich selbst standesgemäß zu bewirthen. Oft stecken männliche Seelen in weiblichen Leibern und umgekehrt, das gibt dann schlechte Ehen. Ibbur heißt der Zustand der Seele, während sie durch fremde Leiber wandert und der schon darin wohnenden Seele Gesellschaft leistet. Das geschieht zu ihrer Strafe und Buße, zuweilen aber auch, um einer bedrängten Seele zu helfen. Im Buch Emek Hammelech wird die seltsame Legende von einer Frau erzählt, deren Seele in eine trächtige Hündin fuhr und vor Hunden und Jägern fliehen mußte in dreifacher Seelenangst, weil drei Seelen in demselben Leibe beisammen waren. Genug, um zu beweisen, was für Träumereien in den rabbinischen Sagen vorkommen und wie nahe verwandt sie den persischen Vorstellungen sind. In dem, was der Talmud von unsern ersten Eltern, Adam und Eva, berichtet, wie sie all die himmlische Schönheit an sich trugen, von den neidischen Teufeln eben so geliebt als gehaßt und daher zur Unzucht verführt wurden, wiederholt sich genau die manichäische Lehre von der wahnsinnigen Liebe der Teufel zum göttlichen Ebenbild in der Sonne. Ferner gestaltet sich die jüdische Ausschließlichkeit völlig persisch als Gegensatz des göttlichen Volkes gegen das teuflische, sofern die Rabbinen lehrten, wenn auch alle menschlichen Leiber von Adam und Eva abstammen, so doch nicht die Seelen, denn alle Judenseelen kommen von Gott, alle Gojimseelen aber von den Teufeln. Daher entstehen auch wieder durch die Menschen Teufel mittelst Zeugungen, die wiederzuerzählen einem Christenmenschen doch zu eckelhaft ist.

Was bei den Christen die Gnosis, das war bei den Juden die

Kabbalah, die schon vor dem Talmud existirte und sich am natürlichsten auf die Philosophie des Philo zurückführen läßt, der selbst aus altägyptischen Ideen von der Harmonie der astralischen Urkräfte schöpfte. Das kabbalistische Buch Jezirah wird dem Rabbi Akibah zugeschrieben, das Buch Sohar dem Ben Jochai (121 nach Christo). Sie berufen sich zwar auf die h. Schrift, d. h. Moses und die Propheten, legen derselben aber einen geheimen Sinn unter, der eben die Lehre von harmonischen Urkräften ist. Man hat hinter den Dunkelheiten dieser Bücher tiefe Geheimnisse gesucht, wo doch nichts zu finden ist, als eine altägyptische Schablone.

Viel eigenthümlicher ist die Masora, ein mit unendlicher Mühe von den Rabbinen zusammengearbeitetes Buch, worin alle Buchstaben des alten Testaments abgezählt sind, so daß darnach jede Abschrift der h. Schrift abgemessen und die Echtheit der Lesart unzweifelhaft bestimmt werden kann.

Wie der Talmud durch seinen Inhalt vielfach persischen Einfluß verräth, so übten hingegen die in großer Zahl nach Arabien geflüchteten Juden dort einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und Ausbildung des Islam.

Fünftes Buch.

Der Islam.

1.

Muhamed.

Die arabischen Stämme hatten seit länger als einem Jahrtausend ihre alte Freiheit und Sitte bewahrt. Sie hatten sich der Perser, der Makedonier, der Römer immer glücklich erwehrt, wenn gleich einzelne ihrer Emire an den syrischen und babylonischen Grenzen bald von den Makedoniern und Römern, bald Neupersern begünstigt und hochgestellt, deren Vasallen geworden waren. Im Innern Arabiens wurde dadurch nichts gestört. Auch der Einfall der christlichen Abyssinier und ihre Besiegung durch die Neuperser unter Nuschirwan hatte keine dauernden Folgen und erscheint nur wichtig, sofern er wesentlich dazu beitrug, das Christenthum den Arabern fern zu halten. Die Kaaba in Mekka, das gemeinsame große Heiligthum aller noch heidnischen arabischen Stämme, genoß bis ins 7. Jahrhundert nach Christo ihr altherkömmliches Ansehen, wurde vom Stamme der Koreischiten gehütet und sah alle Jahre zahlreiche Pilgerschaaren um sich versammelt. Allein das alte Heidenthum war auch hier schon ein wenig gelockert, sofern wenigstens die Unkenntniß jedes andern Glaubens bei den Arabern aufgehört hatte. Der

Handel, den sie trieben, und die Nachbarschaft brachten sie viel mit Christen und Juden zusammen. Nach der Zerstörung Jerusalems flohen viele Juden, später auch viele Monophysiten zu den Arabern und brachten Ideen unter ihnen in Umlauf, die am Ende in der Tiefe der arabischen Nationalität selber Wurzel schlugen.

Die Juden und Monophysiten legten sich wie ein breiter Wall zwischen die rechtgläubige christliche Kirche und die Araber. Hinter diesem Wall arbeiteten nun jüdische und monophysitische Vorstellungen und Vorurtheile unter den arabischen Heiden, um sie mit fanatischem Haß gegen die rechtgläubige Kirche der Christen anzustecken, und dazu bedurfte es keines Sporns, denn die Araber waren uralte Feinde des oströmischen Staats, also auch der oströmischen Staatskirche.

Im Jahre 571 wurde zu Mekka Muhamed, der Haschimite (aus einem geringeren und vernachläßigten Zweige der Koreischiten) geboren und nach seines Vaters frühzeitigem Tode bei seinem Oheim Abu Talib erzogen, der ihn auf Handelsreisen mitnahm. Dies gab ihm Gelegenheit, Juden und Christen kennen zu lernen und sich von ihren verschiedenen Religionen Kenntniß zu verschaffen. Insbesondere soll er mit einem nestorianischen Mönche vertraut worden seyn. Wenn die Legende sagt, daß dieser zuerst in ihm den Prophetenberuf erkannt habe, so beweist das nur, daß Muhamed aus den Unterhaltungen mit diesem Mönche die erste Idee einer Religionsverbesserung schöpfte. Wieder nach Mekka zurückgekehrt, mußte er eine Zeit lang Heerden hüten und hatte in der Einsamkeit dieses Hirtenlebens gute Muße, seinem religiösen Vorhaben weiter nachzudenken. Nachher trat er in die Dienste der Chadidscha, einer reichen Wittwe, für die er wieder Handelsreisen machte und die ihn heirathete, obgleich sie schon vierzig und er erst fünfundzwanzig Jahre alt war. Sie hatte einen Vetter, Werka, der ein Christ und sogar ein Priester geworden war und von dem Muhamed ohne Zweifel viel gelernt hat. Nach einiger Zeit ging dieser in die Einsamkeit, um sich ganz seinen frommen Gedanken hinzugeben und zu seinem großen Werke vorzubereiten. Die Legende macht aus einem

Muttermal, das er auf dem Rücken hatte, ein von Gott ihm aufgedrücktes Siegel des Prophetenthums und sagt zugleich, ein Engel habe ihm einmal in der Nacht, während er schlief, die Brust aufgeschnitten, das schwarze Korn der Begierde herausgenommen und dann die Brust wieder verschlossen. Endlich, als er vierzig Jahre alt war, soll ihm der Engel Gabriel die erste Offenbarung vom Himmel gebracht haben und jetzt kündigte er sich zunächst seinen Hausgenossen als den von Gott gesendeten Propheten an, und stiftete eine neue Religion, die sich über die ganze Erde ausbreiten sollte. Der altheidnische Sternendienst der Araber erscheint darin völlig verschwunden und wenn er auch die heilige Kaaba als den Ausgangspunkt auch seines neuen Evangeliums erklärte, so wurde doch damit die alte heidnische Bedeutung derselben verlöscht. In seine neue Lehre nahm Muhamed ausschließlich jüdische und monophysitische Sätze auf und bildete dieselbe im bewußten Gegensatz gegen die rechtgläubige christliche Kirche aus. Ihr Hauptsatz war, es gibt nur eine Person der Gottheit, die christliche Dreieinigkeit ist Vielgötterei. Christus war nicht Gottes Sohn, aber ein achtbarer Prophet, wie vor ihm Moses. Den Gebrauch und die Verehrung der Bilder in den Kirchen stellte Muhamed völlig dem heidnischen Götzendienste gleich und verwarf beides. Dagegen behielt er sehr vieles vom Judenthume bei. Die Araber galten ihm als Ismaeliten für Blutsverwandte der Juden. Deshalb behielt er nicht nur die große Verehrung der altjüdischen Patriarchen, sondern auch die Beschneidung, das Verbot des Schweinefleisches ꝛc. bei. Neu war sein Verbot des Weines und Glückspiels. Seine Lehre, welche gewiß auf seine Nation und auf die damaligen Zeitumstände vortrefflich berechnet und deshalb eines großen Erfolges gewiß war, stach doch zu sehr gegen die alltäglichen Gewohnheiten und Meinungen seiner Verwandten und Nachbarn ab, als daß sie sogleich hätte Eingang finden können. Auch gilt bekanntlich ein Prophet nichts in seiner Vaterstadt. Die vornehmen Koreischiten wunderten sich, daß er sich über sie erheben wolle, und verachteten ihn als einen Narren. Außer seinen Hausgenossen fand er anfangs nur drei An-

hänger seiner Lehre, den Ali, den er mit seiner Tochter Fatime vermählte, den Abu Bekr und Othman. Sein Oheim Abu Talib schützte ihn anfangs durch sein Ansehen, starb aber und nun sah sich Muhamed mit den Seinen schwerer Verfolgung ausgesetzt, weil er den Heiden predigte und sie von ihrem Götzendienst abzubringen suchte. Man warf ihn und die Seinigen mit Steinen und trachtete ihm nach dem Leben. Aber sein Geist erhob sich in nur um so größerem Stolze, denn es träumte ihm, er schlafe in der Kaaba und der Engel Gabriel wecke ihn und heiße ihn den Borrak besteigen, das Wunderpferd mit dem Gesicht eines Menschen, den Ohren eines Elephanten, dem Hals eines Kameeles und den Hufen eines Stieres. Er bestieg das Thier und mit Blitzesschnelle trug es ihn nach Jerusalem. Hier im Tempel, erzählt er selbst, begrüßten mich die Engel und Propheten der Juden als den letzten der Propheten und riefen mir zu: Heil dir, o erster und letzter! Dann führte mich Gabriel zu dem Felsen, auf dem Abraham opferte, und von hier nahm mich Gabriel auf seine Flügel und flog mit mir zum Thor des Paradieses. Da im ersten Himmel begrüßte mich Adam: Sey willkommen, Muhamed! im zweiten Himmel begrüßte mich Jesus: Sey willkommen, Muhamed! und im dritten Himmel begrüßte mich Jussuf (Joseph), das Ideal der Schönheit, und rief: Sey willkommen, Muhamed! Dann führte mich Gabriel zur himmlischen Kaaba, welche senkrecht auf der irdischen steht, wo 70,000 Engel täglich aus- und eingehen, um Gott zu dienen. Ich sprach zu Gabriel: Gehe voraus! Er aber sagte: Geh du voraus, denn du giltst bei Gott mehr als ich. Da ertönte die Stimme Gottes selbst und rief: Ich bin Gott und keiner als ich! Die Engel aber antworteten im Chor: Und Muhamed ist sein Prophet! Da hoben mich Engel empor und immer höher durch 70,000 Schleier des Lichts und der Finsterniß, jeder Schleier ein Jahrtausend dicht, von einem Schleier zum andern tausend Jahre. Endlich war ich am Throne Gottes, ging nahe zu ihm hin und betete ihn an. Da sahe ich ihn in der schönsten Gestalt. Gott aber sprach: „Ich und du, und das Uebrige habe ich nur deinethalben erschaffen und wäre es nicht dei-

netwegen, so wären die Himmel nicht erschaffen!“ Und ich antwortete: „Herr, du und ich, und allen andern entsage ich!“ Ein Tropfen fiel vom Thron Gottes in meinen Mund und theilte mir alle Wissenschaft der Vor- und Nachwelt mit. Die Engel aber sangen wieder im Chor: „Es ist kein Gott, als Gott, und Muhamed ist sein Prophet!“

Als aber der Prophet aus dem Himmel auf die arabische Erde zurückkam, wurde er von seinen Feinden so bedroht, daß er heimlich aus Mekka entfloh, um sein Leben zu retten. Das geschah im Jahre 622 und von dieser Flucht (Hedschra) an zählen die Muhamedaner die Jahre ihrer Zeitrechnung. Von den Feinden verfolgt, mußten sich der Prophet und Abu Bekr in einer Höhle verbergen, wo sie entdeckt worden wären, wenn nicht eine Spinne den engen Eingang derselben mit ihrem Netz überwebt und eine Taube vor derselben genistet hätte. Muhamed entkam glücklich nach Medina, wo er schon viele Anhänger hatte und so viele Begeisterung weckte, daß er sich bald als Herrn der Stadt betrachten konnte und eine bewaffnete Macht um sich bildete. Dennoch hoffte er damals noch nicht, den Trotz der zahlreichen arabischen Stämme überwinden zu können, suchte sich daher einen größern Anhang unter den Juden zu verschaffen und verlangte bereits von seinen Anhängern, sie sollten nicht die Kaaba in Mekka, von wo er hatte flüchten müssen, sondern Jerusalem, als das Centrum der Welt ansehen und sich beim Gebete dorthin wenden. Doch reute ihn dieser Mißgriff seiner Politik bald wieder und er beeilte sich, seinen Gläubigen zu befehlen, daß sie beim Gebet ihre Angesichter wieder nach der h. Kaaba wenden sollten. Denn er wurde inne, daß mit den sich kleinlich gegen die ganze Welt abschließenden Juden doch nicht viel anzufangen sey und daß er seine Weltreligion entweder gar nicht, oder nur mit der Kraft und dem Feuer der arabischen Nationalität durchsetzen könne. Es glückte ihm nun von Medina aus, indem er kleine Streifzüge gegen seine Feinde unternahm, kleine Siege über sie zu erfechten und den Koreischiten Karawanen wegzufangen. Auch errichtete er zu Medina die erste Kirche (Moschee) seiner neuen Religion. Dabei

vermied er die jüdische Posaune und Harfe und die christliche Glocke und ließ seine Gläubigen nur von einem hohen und schmalen Thurm (Minaret) herab mit lauter Stimme zusammenrufen. Nachdem er die Koreischiten bei Bedr besiegt und zu einem Frieden gezwungen hatte, breitete er seine Herrschaft immer weiter unter den arabischen Stämmen aus, griff auch Judenstämme an und eroberte deren Hauptfeste Chaibar. Im Jahre 629 wagte er schon an alle großen und kleinen Herrscher Schreiben zu richten, worin er sie aufforderte, sich zu bekehren. Der Perserkönig Chosru Parwis zerriß das Schreiben voll Verachtung. Bevor Muhamed aber seine Waffen über die Grenze trug, wollte er erst Herr über ganz Arabien seyn und eroberte im folgenden Jahre Mekka. Sein Anhang war so sehr gewachsen, daß er es wagen durfte, die h. Kaaba daselbst vom bisherigen Götzendienst zu reinigen und eine Moschee daraus zu machen. Er ritt auf einem Kameel siebenmal um die Kaaba, berührte den schwarzen Stein mit seinem Stabe, um ihn im Sinne seiner neuen Religion zu weihen, und ließ dann die 360 Götzenbilder, die nach der Zahl der Tage das alte heidnische Heiligthum im Kreise umgaben, zerstören. Der schwarze Stein, den heute noch die nach Mekka pilgernden zu küssen pflegen, soll vom Engel Gabriel aus dem Himmel gebracht worden seyn zum Bau der Kaaba und die Legende sagt, er sey anfangs schneeweiß gewesen und habe hell geleuchtet, erst die Sünden der Menschen hätten ihn verfinstert. Muhamed gab das Gesetz, die Kaaba (Cubus, ein viereckiges Gebäude) sollte für alle seine Anhänger der heiligste Ort bleiben und jeder sollte in seinem Leben wenigstens einmal dahin pilgern, auch bei seinen täglichen Gebeten immer das Gesicht nach der Gegend hinrichten, wo die Kaaba lag.

Seit er Mekka inne hatte, fielen ihm immer mehr arabische Stämme zu und nur wenige sträubten sich noch. Er übte eine Art Bezauberung über die Menschen aus und bewirkte das hauptsächlich durch die richtige Würdigung des arabischen Nationalcharakters. Die Araber waren raublustig und Muhamed zeigte ihnen den Weg, die reichsten Völker in der Runde in Masse zu berauben. Sie liebten

märchenhafte Abenteuer und er öffnete ihnen eine Wunderwelt voll von ritterlichen Thaten und Siegen. Sie liebten die Weiber, und er sicherte ihnen als Lohn für ihren Heldenmuth nicht nur in diesem, sondern auch in jenem Leben die überschwenglichsten Wonnen im Umgang mit den reizendsten Weibern zu. Sie waren stolz und längst gewohnt, andere Völker zu verachten. Diesen Stolz steigerte er aufs höchste, indem er ihnen das Bewußtseyn beibrachte, daß sie nicht nur viel natürlicher und verständiger dächten, sondern auch viel tugendhafter, reiner und heiliger seyen, als andere Völker und als die Bekenner aller andern Religionen. Durch diese Erwägung gelangt man wohl am besten zu einer richtigen Beantwortung der Frage: ob Muhamed ein edler Schwärmer oder nur ein Betrüger war? Ohne Zweifel beseelte ihn ein edler Stolz und hoher Wille, das Beste der Menschheit zu fördern, aber er war zu sehr Semite, als daß er nicht auch hätte verschmitzt und in der Wahl der Mittel für einen guten Zweck unbedenklich seyn sollen.

Er wollte einen Kriegszug ins byzantinische Reich unternehmen, als ihn ein Siechthum überfiel, welches er selbst dem Gifte zuschrieb, womit sich ein Judenweib in Chaibar an ihm gerächt habe. Er starb zu Medina im Jahre 632 und hinterließ von der Chadidscha die Fatime, die dem Ali vermählt war und noch einige Töchter von andern Frauen und keinen Sohn. Er hatte nämlich nach dem Tode der Chadidscha mehrere Weiber genommen, die treue Maimuna, die sich nach ihrem Tode unter dem Baum begraben ließ, unter dem er sie zum erstenmal umarmt hatte, die große und junonische Hafza, die kluge und geistvolle Barea und noch mehrere, man sagt, es seyen ihrer vierzehn gewesen, alle auserlesene Schönheiten. Die letzte und jüngste aber, des Abu Bekr Tochter Aischa, war ihm die liebste geworden, obgleich sie ihn oft kindisch neckte. Er stand nicht an, den großen schwarzen Vorhang ihres Bettes, dessen Farbe ihre Reize erhöhen sollte, zu seiner Hauptfahne zu machen, und seinem fanatischen Heere vorantragen zu lassen. Nach Muhameds Tode blieb Aischa noch immer höchst einflußreich, so daß ihr Vater Abu Bekr dessen erster Nachfolger, und Ali übergangen

wurden. Diesem ihrem Vater soll sie einen großen Theil des Koran nach Erinnerungen an Muhameds Gespräche dictirt haben.

2.

Der Koran.

Die neue Lehre Muhameds heißt der Islam (die Hingebung), ihre Bekenner Moslemin (die Ergebenen), woraus man Muselmänner gemacht hat. Die Nachfolger des Propheten heißen Imane (Vorangehende) oder Chalifen (Vicare) und üben unumschränkte Gewalt über alle Gläubigen, jedoch in den Schranken des Religionsgesetzes. Der Eroberungskrieg war ein religiöses Gebot, denn alle Menschen sollten bekehrt werden. Mit dem Koran und dem Schwert in der Hand sollte der Islam die Reise durch die Welt machen. Nur Juden und Christen sollten, als dem Islam wenigstens verwandt, geduldet werden, jedoch nur als Unterworfene und unter harten Beschränkungen als s. g. Giaur oder Kafir, d. h. Undankbare. Jedem Muselmann waren gesetzlich vier Weiber gestattet, doch konnte er daneben Kebsweiber halten, so viel er wollte. Wer im Kampf für den Glauben fiel, den erwarteten die höchsten Himmelsfreuden. Diese Aussicht war der vorzüglichste Sporn der Tapferkeit. Zudem lehrte Muhamed die Seinen, alle irdische Noth zu verachten und sich auch gegen ein herbes Schicksal nicht zu sträuben, weil alles, was geschieht, Gottes Wille sey. Sie litten daher stumm und stolz und sagten zu allem Uebel nur: „Gott ist groß“, indem sie überzeugt waren, daß ihr stoischer Muth den reichsten Lohn im Jenseits finden werde. Ihrem Stolze wurde noch mehr Nahrung gegeben dadurch, daß der Prophet ihnen treues Festhalten an den alten Nationaltugenden, Mäßigkeit, Gastfreundschaft, Großmuth, vorschrieb. Sie wurden durch den Islam nicht sich selbst entfremdet, sondern glaubten, jetzt erst sey ihre Nationalität zur vollen Blüthe gekommen.

Diese praktischen Grundlehren des Islam waren im Koran enthalten, einer Sammlung von einzelnen Offenbarungen, die der Prophet angeblich vom Engel Gabriel empfing und auf Palmblätter, Pergament, selbst Steinen niederschrieb. Sie wurden erst nach seinem Tode von Abu Bekr gesammelt. Ordnung und Gleichmaaß wird darin vermißt. Sie sind zuweilen von biblischer Erhabenheit, meist aber schwülstig, breit und voll Wiederholungen. Das eigentliche muhamedanische Dogma wird darin in den engsten Zusammenhang mit dem jüdischen und christlichen gebracht. Der alleinige Gott heißt Allah (dasselbe was bei den Juden Elohim). In der muhamedanischen Legende wiederholt sich der ganze Inhalt des alten Testamentes, nur wird die Geschichte der Schöpfung, des Paradieses und Sündenfalles, der Sündfluth, des Abraham, Moses u. s. w. im arabischen Märchenstyl wunderbar phantastisch ausgemalt, jedoch mit feinerem Geschmack als im jüdischen Talmud. Das Ergebniß ist, daß Moses und die Propheten beim besten Willen nichts genützt haben, weil die Juden gar zu verstockte Sünder blieben, deshalb mußte ein neuer Prophet kommen und das war Jesus. Wie hoch ihn Muhamed stellt, so gibt er doch nicht zu, daß derselbe Gottes Sohn gewesen sey, sondern erklärt ihn, gleich dem Moses und gleich sich selbst für einen Menschen. In der neunzehnten Sure des Koran, welche Maria überschrieben ist und von der Mutter Jesu handelt, versetzt sich Muhamed in heftigen Zorn gegen die Christen. „Ihr sagt, ruft er aus, Gott habe einen Sohn gezeugt. Euer Vorgeben ist ungeheuer. Kein Wunder wäre es, wenn die Himmel zerrissen und die Erde sich öffnete und die Berge einstürzten, wenn behauptet wird, daß Gott einen Sohn gezeugt haben soll. Es ist eine Unanständigkeit, von Gott zu lehren, daß er einen Sohn zeuge. Niemand ist weder im Himmel noch auf Erden, der anders zum Allerbarmer hintreten könnte, als in der Demuth eines Knechts. Gott steht über allen. Es war seiner nicht würdig, sich mit einem Erzeugten zu vereinigen.“ Diese merkwürdige Stelle des Koran erklärt zugleich den Despotismus als Grundform des muhamedanischen Staates. Wie gegenüber Gott in der Ewigkeit, so

sollen auch gegenüber dem Chalifen in der Zeit, alle Menschen nur Knechte seyn. Muhamed nimmt im übrigen an, daß nur die sophistische und zänkische Theologie der Griechen die wahre Lehre und Geschichte Jesu verfälscht habe, und läßt ihm selbst hohe Ehre wiederfahren. Allein das Ergebniß ist auch hier wieder, daß Jesus beim besten Willen nichts habe ausrichten können, weil die Christen wie die Juden allzutief in Sünde und Lüge verstrickt seyen. Darum habe Allah ihn als den dritten und letzten großen Propheten erwecken müssen, um den Koran zu verkünden, der da vom Himmel gesendet ist mit der Wahrheit. Wer an ihn glaubt und seine Gebote hält, wird selig, wer nicht, verdammt werden.

Die Beschreibung, welche Muhamed vom Himmel macht, kennen wir schon in Bezug auf Gottes Thron und die Hierarchien der Engel. Wir müssen nun auch das himmlische Paradies kennen lernen, welches alle Seligen des Islam aufnehmen soll. Ohne die Visionen desselben würden sich Millionen von Muhamedanern nicht so muthig in den Tod gestürzt haben, wie sie thaten. Die Vorstellung von den Freuden des Paradieses ist von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil sie ein großes Volk durch lange Jahrhunderte hin begeistert hat. Das muhamedanische Paradies ist eigentlich nur ein Zelt unter einem Baum neben einem Quell, wo der müde Araber nach langem Ritt durch die Sandwüste oder nach heißem Kampf endlich ausruht; also eine ganz einfache und volksthümliche Vorstellung. Aber die Einbildungskraft hat dieselbe wunderbar ausgeschmückt. So wird das Paradies zu einem ungeheuer großen Garten, voller Blumen und herrlicher Bäume. In der Mitte ragt der Baum Tuba hervor, um dessen Stamm herum der Palast des Propheten erbaut ist, ursprünglich nur ein Zelt, aber glänzender an Herrlichkeit, als alle Königsburgen auf Erden. Der Baum ragt hoch über ihn hinaus, schattet allen Gläubigen und langt mit seinen früchtenreichen Aesten bis in die himmlische Wohnung jedes Gläubigen. Es ist aber ein Wunschbaum, von dessen Zweigen sich jeder pflücken kann, was sein Herz begehrt, nicht nur die köstlichsten Früchte und Speisen aller Art, sondern auch die schönsten Kleider, Pferde, Kameele und

was immer einem Araber Freude macht. Zu dem großen Himmelsbaum gehört eine eben so große Himmelsquelle, die nicht weniger als 30 Tagereisen im Durchmesser hat und aus der man ein Wasser trinkt, welches an Reinheit, Frische, Wohlgeschmack und Duft jeden Trank auf Erden übertrifft. Bei dieser Vorstellung ist auf die Beduinen Rücksicht genommen, die Tage und Wochen lang durch wasserlose Wüsten streifen und unter allen Sterblichen am besten einen frischen Trunk zu schätzen wissen. Die Seligen ruhen unter den Blumen und Bäumen, erfreuen sich an ihrer Schönheit und horchen auf die liebliche Musik, die über ihnen tönt, wenn der Odem Gottes das Laub der Bäume bewegt. Jeder Gläubige besitzt einen besonderen Kiosk, d. h. ein goldenes Lusthaus, in welchem er sich mit den Houris erfreut. Das sind himmlische Mädchen vom höchsten Liebreiz. Sie heißen eigentlich Huriain. Huri bedeutet Viele, Ain aber ein Mädchen mit großen Augen. Sie bleiben ewig jung, sowie auch jeder Selige einem 30jährigen Manne gleich bleibt. Jedoch versinken die Seligen nicht einzig in dieser Sinnenlust, sondern sie wenden sich auch abwechselnd zu Gott, lobsingen ihm und staunen im Anblick seiner Schönheit, welches die höchste Seligkeit ist.

Die Hölle wird, das kann man sich leicht denken, ebenso reich an Qualen geschildert, wie der Himmel freudenvoll. Auch die Hölle überragt ein ungeheurer Baum, genannt Zakum, dessen unzählige Früchte lauter Teufelsköpfe sind. Charakteristisch ist, daß die Hölle zweimal siebenmal getheilt wird, nämlich einmal nach den sieben Gliedmaßen und Sinneswerkzeugen, womit der Mensch sündigt, und noch einmal nach den verschiedenen Religionen, welche der Islam für falsch erklärt, so daß Juden, Christen, Perser, Sabäer (die noch dem alten Heidenthum anhängenden Araber) 2c. alle besondere Höllen zum künftigen Aufenthalt bekommen.

Für die Entwicklung des muhamedanischen Staatslebens sind zwei Lieblingsgestalten in der Legende von wesentlicher Bedeutung. Einmal der König Salomo, von dem die wunderbarsten Dinge erzählt werden, der aber immer als das Ideal eines Chalifen aufgefaßt wird, als ein Inbegriff aller Weisheit und Gerechtigkeit und

überhaupt aller Herrschertugenden. Sodann der Prophet Chisr, den die arabische Legende in die Erzählungen des alten Testaments so unbefangen einmischt, als wenn er ursprünglich dazu gehörte, ohne daß man wüßte, welchem älteren Sagenkreise er eigentlich entnommen ist. Weil er vorzugsweise arzneikundig und ein Lehrer der Fürsten ist, sollte man glauben, man könne in ihm den weisen Chiron der altgriechischen Mythologie wiedererkennen. Die Muhamedaner aber fassen ihn als das Urbild eines Vezier oder Ministers auf.

Das Hauptsinnbild oder Wappen der Moslemin wurde der halbe Mond, in Folge einer vielleicht mißverstandenen Legende, nach der Muhamed einmal den Mond am Himmel gespalten haben soll. Sonst leidet der Islam keine Bilder. Die Moscheen durften nur mit s. g. Arabesken, künstlichen Lineamenten und Verschlingungen und mit Inschriften verziert werden, niemals mit Abbildungen Gottes, der Engel, der Propheten und Heiligen. Denn Heilige hat der Islam nach und nach bekommen, nämlich Märtyrer des Glaubens und große Lehrer, deren Gräber hoch geehrt geblieben sind. Aber Priester kennt der Islam nicht. Es gibt nur Ulemmas, welche das Gesetz auslegen. Scherifs heißen alle Nachkommen Muhameds von weiblicher wie von männlicher Seite. Man ehrt sie und sie allein dürfen einen grünen Turban tragen, sonst haben sie keine weltlichen Rechte noch auch Pflichten. Der Islam behielt die gemeine Woche bei, vermied aber jede Uebereinstimmung mit Christen und Juden und setzte seinen Festtag, den Freitag, dem Sonnabend der Juden und dem Sonntag der Christen voran. Aus dem alten Testament entlehnte er die 40tägige Fastenzeit, genannt Ramadan, weil sie in den Monat dieses Namens fällt, die mit dem großen Fest Aid Saghir (das große Bairam der Türken) genau so schließt, wie die christliche Fastenzeit mit dem großen Osterfeste. Das zweite Hauptfest des Islam heißt Aid Kabir (das große Fest) oder Aid al Karban (das Fest des Opfers) und ist dasselbe, welches die Türken als das kleine Bairam feiern, und zwar zum Andenken an das Opfer Abrahams. An diesem Fest werden ausnahmsweise von den Moslemin

Opfer dargebracht und besonders viele Schafe geschlachtet. Sodann feiern die Muhamedaner noch viele Leilet oder h. Nächte, Muhameds Geburt und Himmelfahrt, die Nacht der Herabsendung des Koran, der Märtyrer u. s. w. Der Gottesdienst, der jedem Gläubigen täglich vorgeschrieben ist und den er überall, sey er zu Hause oder auf Reisen, verrichten muß, besteht in häufigen Gebeten und Waschungen, wodurch sich das Volk immer reinlich erhalten hat. In den Moscheen wird nur gebetet, vorgelesen, das Gesetz ausgelegt und gepredigt, ohne eine sacramentale Handlung. Es gibt dort keinen Altar, nur einen heiligen Schrein, in welchem der Koran aufbewahrt wird. Eine seltsame Erscheinung in der Nähe der Moscheen und überhaupt in allen muhamedanischen Städten sind die zahlreichen Tauben, die man mit Liebe hegt und gleichsam für heilig hält, zur Erinnerung an die Taube, die einst den Propheten in der Höhle rettete. Es ist aber wahrscheinlicher, daß nur die Gewohnheit, in den syrischen Tempeln der Liebesgöttin Tauben zu hegen, unvermerkt auf die Moscheen übergegangen ist.

Ueberhaupt hat sich in die muhamedanische Sitte etwas von dem alten Cult der Aphrodite eingeschlichen. Muhamed war den Weibern sehr ergeben und erhob deshalb auch die Vielweiberei zum Gesetz. Dabei ist jedoch zu beachten, daß in den heißen Ländern des Südens die Frauen schnell altern und oft schon nach dem dreißigsten Jahre keine Kinder mehr bekommen, während die Männer bis ins Alter kräftig bleiben und deshalb, wenn ihre ersten Frauen welken, jüngere nehmen, um noch mehr Kinder zu bekommen, welche die Muhamedaner gleich den Juden als den größten Segen ansehen. Wie liebreich Muhamed von den Weibern dachte, erhellt aus seinem schönen Spruche: „Behandelt die Frauen mit Nachsicht, denn sie sind aus der krummen Rippe Adams geschaffen. Wollt ihr das krumme Bein mit Gewalt gerade machen, so werdet ihr es brechen. Behandelt die Frauen mit Nachsicht!“

3.

Die ersten Chalifen.

Abu Bekr wurde der erste Nachfolger Muhameds, weil er der erste gewesen war, der ihm Glauben geschenkt und ihn als den großen Propheten anerkannt hatte, weil er ferner durch Alter und Erfahrung über alle andern hervorragte und weil seine Tochter Aischa des Propheten Liebling war und in der letzten Zeit alles bei ihm galt. Ali, des Propheten Eidam, hatte wohl ein näheres Erbrecht, allein weniger Thatkraft und ein Erbrecht war überhaupt nicht festgestellt. Nur der Würdigste wurde durch Wahl der Gläubigen berufen. Der neue Chalif sorgte vor allem für die Sammlung der zerstreuten Blätter des Koran und die Geschichtschreiber bemerken, daß er noch als Kaufmann Privatgeschäfte getrieben und seine Heerden zuweilen selbst gewaidet habe, zum Beweise, wie einfach noch die Sitten waren. Abu Bekr selbst zog wegen hohen Alters nicht mehr zu Felde, aber Chalid, „das Schwert Gottes,“ führte die begeisterten Schaaren nach Persien und ins griechische Reich.

In Persien regierte noch Chosru Parwis, der gar nicht an die Möglichkeit einer Gefahr von Süden her dachte, als er schon von „den nackten Eidechsenfressern der Wüste“ überfallen und für seine frühere Verhöhnung des Propheten schrecklich bestraft wurde, denn Chalid schlug alle seine Heere und eroberte außer Hira, dem arabischen Grenzkönigreich, welches den Persern tributbar war, einen Theil von Persien selbst. Unterdeß wurde ein arabisches Heer, das in Syrien eingefallen war, von den Griechen unter Sergius geschlagen. Die arabischen Weiber wehrten sich aber in ihrem Lager mit den Zeltstangen tapfer, bis Hülfe herbeikam. Auch hier siegte Chalid und eroberte Damaskus, welches seitdem ein Lieblingssitz des Islam wurde.*) Der alte Kaiser Heraclius vermochte es nicht wiederzuerobern.

*) An die Eroberung von Damaskus knüpft sich eine tragische Liebesge-

Abu Bekr starb schon 633 und ihm folgte im Chalifat der stahlfeste Omar. Auch er lebte noch ganz einfach wie ein gemeiner Araber und trug hinter sich auf seinem Kameele einen Sack mit Korn und Datteln, die ihm zur Nahrung dienten. Aber er entfaltete ein gewaltiges Herrschertalent. Indem er zum Volke sprach, rief er aus: „keiner von euch ist stärker vor mir als der Schwache, bis ich ihm sein Recht verschafft, und keiner schwächer vor mir, als der Starke, bis ich mein Recht von ihm erhalten haben werde." Omar selbst zog nach Syrien und eroberte Jerusalem, i. J. 636, bewilligte der h. Stadt jedoch eine Capitulation, schonte die Christen und ließ sie im Besitz der Heiligengrabkirche und aller h. Orte. Er selbst betete am Grabe, damit es jeder Muselmann nach ihm auch thun könne, und die Grabkirche mußte den Moslemin zum Gebet offen bleiben wie den Christen. Als er den Stein, auf welchem Abraham den Isaak hatte opfern wollen, ganz vernachläßigt und beschmutzt fand, reinigte er ihn mit seinem eigenen Gewande. An die Stelle des Salomonischen Tempels ließ Omar eine prächtige Moschee bauen. Durch seinen Feldherrn Amru ließ der Chalif auch Aegypten erobern. Dieses alte Land war immer noch im Besitze der griechischen Kaiser geblieben und nur auf kurze Zeit unter Nuschirvan von den Persern übermannt worden. Im Verlauf der Zeit und hauptsächlich in Folge der kirchlichen Wirren hatten sich hier zwei Parteien gebildet, die Melkiten (Royalisten), an deren Spitze der griechische Statthalter und die Beamten, der griechische Patriarch und der rechtgläubige Klerus standen, und die Kopten, d. h. die

---

schichte. Jonas, ein junger Christ in dieser Stadt, war mit einem schönen und vornehmen Mädchen, Eudoxia, die ihn liebte, verlobt, als ihre Verwandten sie plötzlich einem andern gaben. Sie blieb ihm treu und wollte mit ihm fliehen, als er den Arabern in die Hände fiel, die ihm nur die Wahl zwischen Tod und Glaubensänderung ließen. Er wählte das letztere und wurde ein Renegat, und da die Araber Damaskus belagerten, half er eifrig mit, um sich seine Geliebte wieder zu erobern. Die Stadt fiel, er fand seine Geliebte wieder, als dieselbe aber erkannte, daß er ein Muselmann geworden war, verwandelte sich ihre Liebe sogleich in tiefe Verachtung und als er sich ihrer mit Gewalt bemächtigen wollte, stieß sie sich ein Messer ins Herz.

altägyptischen Einwohner, an die sich auch Berbern, Neger und Juden anschlossen, und die Monophysiten. Es war also eine zugleich nationale und kirchliche Parteiung zwischen rechtgläubigen Griechen und monophysitischen Aegyptern. Die letzteren hegten einen tödtlichen Haß gegen die ersteren, sahen daher die Muhamedaner nicht ungern kommen. Amru hatte nur 4000 Mann und konnte sich doch im Lande behaupten. Als ihm noch Zobeir mit 12,000 Mann nachkam, schlossen sich die Kopten schon an ihn an, erhielten Sicherheit für ihre Kirche und durften sich nur zu einer Kopfsteuer verpflichten. So vom Volke verlassen, konnten sich die griechischen Beamten und Truppen nur noch in Alexandria halten. Weil aber der Kaiser Heraclius 641 starb und große Verwirrung in Byzanz entstand, konnte von dort keine Hülfe nach Alexandria geschickt werden und diese Stadt mußte sich noch in demselben Jahr ergeben. Nach einer bekannten Sage soll Omar befohlen haben, die unermeßliche Bibliothek in Alexandria zu verbrennen, und man soll Monate lang mit den Papyrusrollen und Pergamenten die Bäder geheizt haben. „Wenn, bemerkte Omar, in diesen Büchern etwas anderes steht, als im Koran, so müssen sie vertilgt werden; wenn aber dasselbe, so brauchen wir sie nicht, denn wir haben den Koran schon." Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß noch sehr viele Bücher übrig gewesen sind, denn die Bibliothek war schon zu Cäsars Zeit und später noch einmal verbrannt. Daß es aber dem Chalifen Omar ganz Ernst gewesen ist, Bücher zu verbrennen, durch deren Lesung seine Gläubigen hätten im Glauben irre und im Herzen verderbt werden können, daran dürfen wir nicht im geringsten zweifeln, denn als bald darauf seine siegreichen Schaaren Antiochia, die durch ihre Ueppigkeit weltberühmte Hauptstadt Syriens, eingenommen hatten, befahl er, dieselbe plötzlich wieder zu verlassen, damit sein nüchternes Heldenvolk nicht in den griechischen Wollüsten erschlaffe.

Auch Persien sollte vollends dem Islam unterworfen werden. Omar schickte dahin seinen Feldherrn Saad. Chosru Parwis war unterdeß von seinem Sohn Siroes ermordet worden. Dieser hatte auch alle seine Brüder umgebracht, fiel aber in Schwermuth und

starb. Dann regierten seine Schwestern das Reich in großer Verwirrung, bis Yesdedscherd (bei den Griechen Isdegertos) König wurde. Unter diesem rückte ein großes persisches Heer, von Rustem angeführt, dem Saad entgegen und bei Kadesia wurde drei Tage lang ununterbrochen gefochten. Endlich siegten die Araber, gingen über den Tigris und eroberten die persische Residenz Medain. Hier machten sie eine unermeßliche Beute, so daß der Antheil davon für jeden einzelnen Araber den Werth von 12,000 Drachmen abwarf. Der fünfte Theil der Beute wurde wie immer nach Medina zum Schatze des Propheten gebracht und man brauchte dazu 300 schwertragende Kameele. Die persischen Könige hatten eine ungeheure Menge Gold und Juwelen aufgehäuft, in Rüstungen, Möbeln und Geräthen aller Art, dazu nicht minder kostbare Werke von Elfenbein und Ebenholz. Das reichste Beutestück war ein Teppich, 30 Ellen breit und 300 Ellen lang, auf welchem Flüsse und Seen, Gärten und Städte abgebildet waren. Alle Farben bestanden ausschließlich aus Edelsteinen und Perlen, das Grün der Blätter aus Smaragden, das Wasser aus Diamanten. Dieses Wunderwerk persischer Stickerei wurde in Stücke geschnitten und unter die Soldaten vertheilt. Das zweite Beutestück von höchstem Werthe war der goldene Thron Chosrus, über dem eine in goldenen Ketten aufgehangene, mit den kostbarsten Juwelen bedeckte Krone schwebte, 638. Der unglückliche König Yesdedscherd sammelte zwar noch einmal ein Heer von 150,000 Mann, allein es unterlag in der Schlacht bei Nehavend dem unbezwinglichen Saad, 641. Der König floh zu den Türken, die ihm zwar Hülfe leisteten, aber ebenfalls geschlagen wurden. Als Flüchtling umherirrend und von allem verlassen ruhte der letzte Perserkönig in einer Mühle aus, als der Müller ihn erkannte und im Schlaf ermordete, um für sein abgeschlagenes Haupt einen Lohn zu holen. Persien blieb in der Gewalt der Muhamedaner. Omar indeß erlaubte ihnen nicht, in den großen Städten der besiegten Völker zu wohnen und ließ sie vielmehr eine neue Stadt bauen, zuerst Bassora, nachher Kufa. Er selbst aber mußte mit seinem Leben das Unglück Persiens sühnen, denn ein persischer Gefangener, Firuz, der ein geschickter

Werkmeister war und ihm eine Windmühle bauen sollte, verschmähte, ihm zu dienen, und stieß ihn, um sein Volk zu rächen, mit Dolchstichen nieder, 643.

Bei der neuen Chalifenwahl wurde Ali wieder arglistig übergangen und Othman gewählt, ein sehr bejahrter Mann, der zwei Töchter des großen Propheten zu Weibern genommen hatte, aber das große Reich schlecht verwaltete, denn er war geizig und gab alle einträglichen Stellen an seine Verwandten und Creaturen mit Zurücksetzung der würdigeren Männer. Doch geschahen unter seiner Regierung noch ruhmvolle Thaten. Aegypten war wieder verloren gegangen. Sein Vorfahr Omar hatte den Amru von dort abberufen*) und seinen eigenen Milchbruder Abdallah hingeschickt, der Alexandria an eine griechische Flotte, die von Byzanz ankam, verlor. Nun sollte Amru den Schaden wieder gut machen und belagerte, abermals mit Zobeir verbunden, Alexandria. Der griechische Statthalter Gregorius vertheidigte die Stadt mit großem Ruhm. Er hatte eine Tochter von ausnehmender Schönheit und so kriegerisch, daß sie bewaffnet und zu Roß mitfocht. Da wurde im arabischen Lager dem, der sie gefangen nehmen würde, ihre Hand und 100,000 Goldstücke zum Preise gesetzt. Dies feuerte die moslemitische Jugend zur größten Tapferkeit an. Zobeir aber war es, der den Gregorius im Kampfe tödtete und seine Tochter gefangen nahm. Aber er erklärte großmüthig, er führe die Waffen nicht um irdischer Schönheit und um des Goldes willen, sondern um das Reich Gottes auszubreiten, und ließ die Gefangene frei. Alexandria wurde zum zweitenmal erobert und der Bund mit den Kopten befestigt. Aber dem Grundsatz getreu, nach welchem die arabischen Sieger nirgends in den großen und verderbten Städten ihrer Feinde wohnen sollten, baute Amru an der Stelle am Nil, wo sich eine glückverkündende Taube

---

*) Omar wollte einmal Amrus Schwert sehen und dieser schickte es ihm. Es war ein ganz gewöhnliches Schwert und der Chalif bemerkte das. Amru aber ließ ihm sagen: ich hätte dir meinen Arm dazu schicken sollen.

auf sein Zelt niedergelassen hatte, die neue Stadt Kaïro, welche nach und nach vergrößert wurde, während Alexandria verödete.

Othman machte sich unterdeß immer verhaßter und als er auch den Muhamed, Abu Bekrs Sohn und Aïschas Bruder, obgleich er niemals auf das Chalifat Anspruch gemacht hatte, beargwohnte und heimtückisch umbringen lassen wollte, gerieth dieser in Zorn, erhob Aufruhr und überfiel den Chalifen, welcher, als er gerade in der Moschee betete, erschlagen wurde, 655. Jetzt endlich konnte Ali zu dem Rechte gelangen, das ihm bisher war vorenthalten worden. Seine Entsagung, seine Sanftmuth, seine Tugenden hatten ihm einen großen Anhang erworben, so daß er zum Chalifen erwählt wurde. Niemand war ihm entgegen als Aïscha, die aus Eifersucht gegen ihre Stieftochter Fatime schon gleich nach des Propheten Tode deren Gatten Ali und ihre Nachkommen vom Chalifat auszuschließen geschworen hatte. Als „Mutter der Gläubigen" bestieg sie ein Kameel, sammelte aus ihrem bisherigen Anhang ein Heer und zog gegen Ali zu Felde. Obgleich aber Zobeir auf ihrer Seite stand, verlor sie dennoch die erste Schlacht unfern von Bassora, die s. g. Kameelschlacht, weil sie auf ihrem Kameele sitzend im wildesten Gedränge des Kampfes aushielt, bis ihre Sänfte ganz mit feindlichen Pfeilen bespickt war. Zobeir fiel, sie selbst wurde gefangen, aber von Ali auf das großmüthigste behandelt und frei gelassen. Zu seinem Unglücke. Denn das undankbare Weib verband sich jetzt mit Moawia, dem kühnsten und stolzesten Mann unter den Arabern, in dessen Familie alter Haß gegen die Familie Muhameds fortlebte und der, weil ihm Ali in seiner Schwäche und Gutmüthigkeit kein unüberwindlicher Nebenbuhler zu seyn schien, das Chalifat für sich selbst zu erobern hoffte. Eines andern Mitbewerbers, des Muhamed, hatte er sich bereits durch Mord entledigt. Aïscha war darüber anfangs untröstlich und überhäufte den Moawia mit Vorwürfen. Er wußte sie aber zu überreden, daß er an Muhameds Tode nicht Schuld sey und ihr schwesterlicher Schmerz wich der Begierde, sich an Ali zu rächen. Sie schloß sich also an Moawia an. Dieser setzte nun den Krieg gegen Ali mit größter Energie fort, aber der

Sieg blieb unentschieden. Lange kämpften sie miteinander am Euphrat und schon war Moawia geschlagen, als er sich durch eine List rettete. Er befahl nämlich seinen Soldaten, den Koran, den jeder bei sich trug, auf die Spitze ihrer Waffen zu stecken. Da wagten es Alis Truppen aus frommer Scheu nicht mehr, auf sie einzuhauen und konnten somit ihren Sieg auch nicht verfolgen. Mittlerweile hatte sich eine dritte Partei gebildet, die aus den fanatischesten Freunden des neuen Glaubens bestand und die nicht begreifen konnte, wie sich Gläubige unter einander selbst um der irdischen Herrschaft willen zerfleischen und das Reich Gottes auf Erden dadurch schwächen mochten, da es doch die Pflicht aller Gläubigen sey, einig zu bleiben, um fernerhin über die Ungläubigen zu siegen. Weil aber diese Partei nicht stark genug war, mit Heeresmacht im offenen Felde aufzutreten, sandte sie Mörder aus, um sowohl den Ali als den Moawia wegzuräumen. Moawia entging ihnen glücklich, der vom Schicksal zum Unglück auserkorene fromme Ali aber wurde, als er eben in der Moschee zu Kufa betete, überfallen und umgebracht, 661.

4.

Die Ommaijaden.

Mit Moawia, dessen Stammvater Omije hieß, kam das Geschlecht der Omijeden, oder, wie man gewöhnlich schreibt, der Ommaijaden ins Chalifat. Sein Vater hatte den Propheten tödtlich gehaßt und war lange sein erbittertster Feind gewesen, bis er sich der Uebermacht desselben nicht länger erwehren konnte und mit seinem ganzen Stamme zum Islam überging. Der Prophet hatte das Talent des jungen Moawia erkannt und ihn zu seinem Geheimschreiber gemacht. Obgleich nun dieser Ommaijade mit zu den Hauptstützen des Islam zählte, hatte sich doch bei ihm und seinem Geschlecht nicht nur der Haß und Neid gegen die Familie des Pro-

pheten, sondern sogar eine heimliche Geringschätzung des neuen Glaubens fortgepflanzt, die jedoch erst später, als sein Geschlecht in der Herrschaft fest saß, zu Tage trat. Jedenfalls nahm von nun an das Chalifat einen ganz andern Charakter an. Der reformatorische Feuereifer im Haupt der Gläubigen erlosch, die nüchterne Einfachheit des Beduinenlebens, die Verachtung der in Reichthum und Sinnenlust verdorbenen Griechen und Perser hörte auf und die Chalifen fingen an, auf ihren Lorbeern ruhen zu wollen, die erbeuteten Reichthümer selber zu genießen, sich selber Paläste zu bauen und alle die irdische Pracht und Lust, die sie bisher in den Hauptstädten ihrer Feinde zerstört hatten, bei sich selbst einzuführen. Es liegt zwar in der Natur der Dinge und hat sich durch die ganze Weltgeschichte hindurch bewährt, daß reichgewordene Söhne den Tugenden ihrer armen Väter nicht treu bleiben und daß heldenmüthige Barbaren, nachdem sie weichlichere Völker besiegt haben, von den Lastern derselben angesteckt werden. In der Geschichte der Ommaijaden aber verräth sich auch ein geheimer Zug von Rache, die nach uralt arabischer Sitte ein Stamm am andern nahm, und den Gegensatz der neuen Dynastie gegen die alten vorzugsweise charakterisirt.

Moawia legte zum erstenmal die alte einfache Tracht ab, kleidete sich mit großer Pracht und nahm seine Residenz in der lachenden und fruchtbaren Landschaft unter dem Libanon, in der üppigen und freudenreichen Stadt Damaskus, wo eine prachtvolle Moschee die Kaaba zu Mekka verdunkeln zu sollen schien. Er wollte noch mehr. Er trachtete darnach, seinen Thron in Byzanz aufzuschlagen. Schon früher war er mit einem arabischen Heere durch Kleinasien gestreift und hatte die Schwäche des griechischen Reiches kennen lernen. Wie sehr es ihn nach Byzanz gelüstete, erhellt daraus, daß er diese Stadt durch seinen Sohn Jezid vom Jahr 669 an sieben Jahre lang immer wiederholt in jedem Sommer angreifen ließ, ihre festen Mauern aber niemals überwältigen konnte, so daß er endlich Frieden gab. — Alis ältester Sohn Hassan hatte nicht gewagt, seines Vaters Ansprüche zu erneuern, und freiwillig dem schrecklichen Moawia gehuldigt, der ihn aber dennoch nicht schonte, sondern durch sein eige-

nes Weib vergiften ließ. Da im Innern des Reichs alles gehorchte, konnte Moawia seine Waffen nach außen tragen. Im Nordwesten gelang ihm der Angriff auf Europa nicht, dagegen überwältigten seine Heere unter dem Feldherrn Okba im Nordosten Persiens alle Länder bis zum Oxus, zum Gebirge Hindukusch und zum Flusse Indus, alles was ehemals zum altpersischen Reiche gehört hatte, und breiteten den Islam bis an die Grenzen Chinas aus. Es erscheint charakteristisch, daß Moawia die Kraft des Islam vom Süden hinweg nach dem Norden verlegte, indem er auch die afrikanische Eroberung nicht fortsetzte.

Nach seinem Tode 680 folgte ihm sein Sohn Jezid I. Dieser hatte vor Byzanz nicht viel Ruhm erworben und bewährte die seinem Geschlechte eigene Geringschätzung des Propheten zuerst dadurch, daß er dessen strenges Weinverbot übertrat und sich dem Laster des Trunks ergab. Deshalb hofften alle, die unter seinem Vater hart gedrückt worden waren, aber aus Furcht vor demselben sich bisher ruhig verhalten hatten, es werde ihnen jetzt gelingen, das Joch der Ommaijaden abzuwerfen, und sie riefen in Kufa Hassans Bruder H u s s e i n zum Chalifen aus. Allein Jezid schickte schnell ein Heer nach Kufa. Hussein war noch gar nicht dort angekommen, aber auf dem Wege dahin, um dem Rufe, der an ihn ergangen war, zu folgen. Er hatte nur wenige Gefährten bei sich und wurde bei Korbela durch die ihm entgegenziehenden Feinde überrascht. Er vertheidigte sich mit Heldenmuth gegen die Uebermacht einen ganzen Tag. Am Abend in der Stunde des Gebetes endete der Kampf und Hussein ging zurück, um, verwundet und zum Tode ermattet, wie er war, seinen brennenden Durst an einer Quelle zu löschen. Als er aber eben trank, flog ihm ein feindlicher Pfeil in den Kopf. Er sank um und umfaßte noch mit den Armen seinen Sohn und seinen Neffen. Da kamen die Feinde, und tödteten sie alle. Sein Sohn Kasim, der mit ihm starb, hinterließ eine Braut. Der tragische Tod aller Kinder Alis, der allein rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, verfehlte nicht, einen tiefen Unwillen bei den reinen Arabern im Süden zu erwecken. In der Kaaba zu Mekka erhob sich Abdallah und rief

die Gläubigen zur Rache auf. Allein Jezid ließ durch die ihm ergebenen Truppen auch diese Bewegung niederschlagen und Mekka belagern. Noch aber war die Stadt nicht erobert, als die Nachricht eintraf, Jezid sey gestorben, 683. Da kehrten die Belagerer zurück und Abdallah blieb im Süden als Chalif anerkannt. Im Norden aber folgte auf Jezid dessen Sohn Moawia II. und als auch dieser bald darauf starb, ein Vetter des Hauses, Merwan. Aber auch dieser wurde schon 685 durch sein eigenes Weib umgebracht, worauf ihm sein Sohn Abdalmelik folgte. Dieser las gerade im Koran, als man ihm die Nachricht brachte, er sey Chalif geworden. Da warf er den Koran hin und sagte als ein echter Ommaijade: „Jetzt will ich nichts mehr mit dir zu schaffen haben.“ Nun erhob sich aber in Kufa der Usurpator Muchtar als dritter Chalif, unterlag jedoch durch Verrath seiner eigenen Anhänger dem Abdallah. Dieser hätte die allgemeine Anerkennung gefunden, wenn nicht der leichtsinnige Abdalmelik in Damaskus an dem Haddschadsch einen gewaltigen Feldherrn gefunden hätte, dem es gelang, den edlen Abdallah in Mekka einzuschließen. Hier vertheidigte sich derselbe tapfer, kam aber bei einem Ausfall heldenmüthig kämpfend ums Leben, 690.

Der Ommaijade hielt es nunmehr für klug, sich wieder mehr des Südens anzunehmen, um die Oposition desselben zu erdrücken. Die weitere Eroberung Afrikas wurde beschlossen und ausgeführt. Vergebens suchte Johannes mit einem griechischen Heere noch eine Zeit lang Karthago zu behaupten, es fiel 698. Die alten Numidier und Mauritanier aber, d. h. die uralt einheimischen Berberstämme, die sich früher weder den Karthagern, noch den Römern völlig unterworfen, sondern dieselben immer als Feinde behandelt hatten, ahmten die Kopten am Nil nach und schloßen sich unter guten Bedingungen den Arabern an. Ihre damalige Königin Kasina bewog sie, alle Städte in Nordafrika zu schleifen und der Erde gleich zu machen, weil ihnen alle Uebel, Knechtschaft und Laster nur aus den Städten zugekommen seyen. Sie hoffte, es werde sich nun kein fremdes Volk mehr an der verwüsteten Küste ansiedeln. Aber die Araber kamen und sie fiel im Kampfe. Nach ihrem Tode indeß

versöhnten sich die Berbern bald mit den Arabern. Man bemerkte, daß viele Mauritanier zum Islam übergingen, so daß selbst ihr Name auf die Araber übertragen wurde und Europa die von Afrika nach Spanien herüberdringenden Araber nur unter dem Namen der Moriscos oder Mohren kennen lernte. In der That stehen sich jene Berbern und die Araber einander nach dem Stammcharakter und nach den climatischen Gewohnheiten viel näher, als sie je mit Griechen oder Römern stehen konnten und selbst das Christenthum, wie heiß es auch von den griechischen und romanischen Bewohnern der Städte bis zur äußersten Leidenschaft erfaßt worden war, hatte doch bei den halb oder ganz freien Stämmen in den Gebirgen und in der Wüste keine tiefen Wurzeln geschlagen, oder wie dereinst bei den Circumcellionen nur den Vorwand zu einer Empörung geliehen, die gegen den Druck der Beamten und Reichen gerichtet war. Daraus erklärt sich die auffallend schnelle und umfangreiche Bekehrung der nordafrikanischen Christen zum Islam. Es dauerte nicht lange, so gab es dort nur noch ganz wenige und vereinsamte Kirchen.

Indeß war vielleicht auch System in diesem Verschwinden des Christenthums, wie in dem des Feuerdienstes in Persien, wovon uns ein sehr merkwürdiges Beispiel in der Geschichte von Herat erhalten ist. Die Unterjochung Persiens und der dahinter liegenden Länder wurde dem Islam dadurch sehr erleichtert, daß man, das Gesetz des Propheten etwas weiter ausdehnend, nicht nur Juden und Christen, sondern auch den Feueranbetern ihre Religionsausübung frei ließ, wenn sie anders als gute Unterthanen Tribut bezahlten und gehorsam blieben. Nun ließ aber ein fanatischer Iman in Herat den großen Feuertempel daselbst zerstören und baute eine Moschee darauf. Die Feuerdiener beriefen sich auf das Gesetz und klagten über Verletzung ihrer Rechte, aber 4000 Einwohner von Herat schworen, daß auf jenem Platz niemals ein „Feuertempel gestanden habe." Damit wurde die Untersuchung niedergeschlagen und die armen Perser konnten sehen, wo sie Recht bekamen.

Dem Abdalmelik folgte 705 sein Sohn Walid, dessen Feldherr Musa Spanien eroberte. Er residirte zu Damaskus in der

ganzen Ueppigkeit eines Despoten, weshalb ihn die einfacheren und freisinnigen Araber haßten, aber seine Macht und der Schrecken, den noch immer Haddschadsch um sich verbreitete, war zu groß, als daß man es gewagt hätte, ihm zu widerstehen. Der letztere wurde berüchtigt durch furchtbare Grausamkeiten und doch zugleich populär durch seine Leutseligkeit. Walid regierte nur bis 716, dann sein Bruder Soliman, der vergebens Byzanz belagerte, dagegen das christliche Reich Georgien im Kaukasus eroberte. Er war ein ungeheurer Fresser und Verächter des Koran, den er für ein bloßes Gedicht hielt. Sein Nachfolger Omar II. seit 718 zeichnete sich als der erste Ommaijade durch Gewissenhaftigkeit und Frömmigkeit aus. Das an Ali begangene Unrecht lag ihm schwer auf dem Herzen und er verbot, ferner Ali zu fluchen, wie seine Vorfahren es allen Gläubigen befohlen hatten. Auch gab er Alis Nachkommen ihre verlorenen Güter zurück. Allein durch diese Gerechtigkeit gab er nur den Hoffnungen der Gegner seines Hauses Nahrung. Ihm folgte 721 Jezid II., ein alberner Fürst, der bei Tische Weinbeerkörner auswarf, die seine Lieblingsfrau Hababah mit dem Munde auffing. Als sie aber an einem solchen Körnchen erstickte, konnte er sich von ihrer Leiche nicht trennen, obgleich sie schon verfault war. Endlich begrub man sie, aber er ließ sie wieder ausgraben und in sein Zimmer bringen. Dadurch zog er sich selber den Tod zu, 723. Kein Wunder, daß sich gegen seinen Bruder Hescham bereits eine starke Partei erhob, zwar nicht von Aliden, aber von Verwandten derselben. Von Abbas, einem Oheim des Propheten, stammte das Geschlecht der Abbassiden, welches damals die Partei der Nachkommen Alis ergriff, um sich selbst die Herrschaft zu erobern, deren die Ommaijaden unwürdig geworden, vielleicht immer gewesen waren. Hescham hatte den Prunk seiner Vorfahren bereits so arg übertrieben, daß zur Fortschaffung seiner Kleider 600 Kameele nöthig waren. In seine elende Regierung fällt die große Niederlage der Araber durch die Franken unter Karl Martell. Sein Nachfolger Walid II. war ein Gotteslästerer, trat den Koran mit Füßen und wälzte sich in den gemeinsten Schwelgereien. Gegen des Propheten Verbot trank er

Wein, hielt sich Jagdhunde und ließ seine Weiber in das Innere der Moschee zu. Da empörte sich das Volk und erschlug ihn, 743. Nachdem noch ein Paar ganz unbedeutende Chalifen gefolgt waren, bestieg endlich Merwan den Thron von Damaskus, der letzte Ommaijade, welcher tüchtiger war als alle seine Vorfahren, aber den Fluch nicht mehr von seinem Geschlechte nehmen konnte. Obgleich es ihm gelang, den Ibrahim, das damalige Haupt der Abassiden, gefangen zu nehmen, so behauptete doch dessen Bruder Abul Abbas das Feld und schlug ihn in einer großen Schlacht. Zugleich hatte ein gewisser Zulzimin eine Secte der absoluten Freiheit gestiftet, das Recht der persönlichen Freiheit für alle Menschen in Anspruch genommen und ein großes Heer emancipirter Sklaven zusammengebracht, wodurch des Chalifen Macht noch mehr geschwächt war. Er verlor Damaskus und floh nach Aegypten. Als er aber dort kaum wieder ein Heer gesammelt hatte, fiel er durch Mörder, 750.

Abul Abbas ließ sich zum Chalifen ausrufen und kein Ommaijade wagte ihm mehr den Thron streitig zu machen. Aber er nahm den Schein der Versöhnung und Gnade an, verkündete eine allgemeine Amnestie und ließ durch seinen Oheim Abdallah alle noch übrigen Ommaijaden nach Damaskus einladen. Sie kamen alle, einer ausgenommen, neunzig an der Zahl, während sie aber fröhlich beim Gastmahl saßen, befahl Abdallah, sie alle niederzuhauen, ließ ihre Leichname und die noch Lebenden mit Tapeten zudecken, und schmauste und trank fort, so daß die letzten Seufzer der Ommaijaden sich in den Siegesjubel der Abassiden mischten, 750.

Aus den Worten des Sängers, der beim Mahle die Abassiden zum Morde der Ommaijaden aufrief, geht hervor, daß Abbas den Tod Husseins rächen und im Sinne der großen Partei Alis handeln wollte. Damit stimmt überein, daß Abu Moslim, der geniale Statthalter von Chorasan, hauptsächlich seine Erhebung unterstützte, weil in Persien und im ganzen Osten des Reichs Ali gefeiert wurde. Abbas aber bediente sich nur der Aliden und handelte nur für sich und sein Geschlecht.

5.

Die Araber in Spanien.

In dem Zeitpunct, in welchem die Araber die ganze Nordküste Afrikas eroberten und ihre gierigen Blicke nach Spanien hinüberwarfen, befand sich das letztere Land in trauriger Zerrüttung. König Roderich saß nicht fest auf dem Thron, denn die Söhne des früheren Königs Witiza, Eva und Sisebut, bildeten unter dem gothischen Adel eine mächtige Partei gegen ihn und ebenso ihr Oheim Bischof Oppas unter dem Klerus. Ein Graf Julian, Statthalter in Ceuta, der afrikanischen Festung, welche der Südspitze Spaniens gegenüber liegend längst im Besitz der Westgothen war, verstand sich mit Witizas Söhnen, die Araber herbeizurufen und mit ihrer Hülfe Roderich zu stürzen. Einer Sage nach war Julian persönlich vom König gekränkt, weil seine Tochter Cava von demselben verführt worden seyn soll. Der arabische Feldherr Musa, welcher damals unter dem Chalifen Walid den Befehl in Afrika hatte, wollte sich nicht leichtsinnig in den ihm noch unbekannten Welttheil Europa hinüberwagen, als ihm aber Ceuta durch Verrath geöffnet wurde, ließ er versuchsweise 500 Araber am spanischen Ufer landen, die es unbesetzt fanden und mit vielem Raube zurückkehrten. Hierauf schickte er im Frühjahr 711 seinen Unterfeldherrn Tarik mit 12,000 Mann von Ceuta über die Meerenge zu dem damals noch unbefestigten Vorgebirge hinüber, das ihm als Stützpunct für seine weiteren Operationen diente und von ihm den Namen Berg oder Gipfel des Tarik (Gibraltar) empfing. Man war in Spanien auf diesen Angriff nicht vorbereitet, Roderich lag im Norden im Kampfe mit den Basken. Tarik hatte also Zeit, sich im Süden Spaniens in der noch immer nach den Vandalen benannten schönen Provinz Andalusien auszubreiten und die Streitkräfte an sich zu ziehen, die ihm des Königs Feinde zuführten. Wie rührig diese Partei war, erhellt aus dem Umstande, daß Tarik sein Heer in kurzem bis auf

25,000 Mann verstärkt hatte. Die zahlreichen Juden waren besonders eifrig, den Arabern Vorschub zu leisten und ihnen die Mittel und Wege zu zeigen, wie sie der wankenden Gothenherrschaft am leichtesten ein Ende machen konnten. Zwar eilte der König herbei, rief alles in Waffen und das Heer, welches er in den Süden führte, soll 70,000 Mann gezählt haben. Allein es war nicht zuverläßig, zu viele Verräther waren in seinen Reihen. Witizas Söhne selbst und Julian hatten sich zum Schein mit dem König versöhnt und er hatte wahrscheinlich wegen ihres großen Anhangs nicht gewagt, sich ihrer Personen zu versichern. Als beide Heere bei Xeres de la Frontera auf einander trafen, wurde zwei Tage lang blutig gekämpft, als sich aber der Sieg auf die Seite des Königs neigte, gingen am dritten Tage die Verräther zum Feinde über. Roderich kämpfte noch mehrere Tage bis zur äußersten Erschöpfung fort, als er plötzlich verschwand und nie mehr wieder gefunden wurde. Nach einer dunklen Sage soll er von Julians Hand gefallen seyn. Sein Verschwinden hatte zur Folge, daß der Rest der Seinen entfloh. Das ist alles, was sich aus den verworrenen und widersprechenden Berichten über diese verhängnißvolle Schlacht ermitteln läßt. Jedenfalls erkennt man daraus, daß die Araber trotz ihrer gewohnten Tapferkeit unmöglich hätten siegen können, wenn nicht Verrath die heldenmüthigen Anstrengungen des Königs und seiner Getreuen vereitelt hätte. Die Verräther aber sahen sich betrogen, kein Sohn Witizas bestieg Spaniens leeren Thron. Die Araber behielten das Land für sich.

Sobald die Nachricht von Tariks Siege nach Afrika gelangte, konnte man dort nicht Schiffe genug auftreiben, um Araber, Mauritanier und Juden nach Spanien überzusetzen, denn zahlloses Gesindel hoffte jetzt bequem in Spanien rauben zu können. Die Gothen dagegen waren wie von panischem Schrecken gelähmt. Die Blüthe ihres Adels war im Kampfe gefallen. Der Rest war ohne Führer und hatte keine Zeit, einen neuen König zu wählen. Seit dem großen Verrathe traute keiner dem andern. Nur wo noch eine

muthige Schaar in einer Stadt beisammen war, wehrte sie sich ritterlich, immer aber nur vereinzelt. Nirgend gab es mehr einen Zusammenhang und Plan im Widerstande. Am meisten fällt auf, daß die Bischöfe sich so theilnahmlos verhielten, daß niemand auftrat, um die spanischen Christen zum Kampf für ihren Glauben zu begeistern. Die Araber ließen aber auch ihrerseits keinen religiösen Fanatismus blicken, sondern duldeten den christlichen Gottesdienst nach wie vor und erleichterten den Besiegten die Unterwerfung durch große Zugeständnisse. Die Stadt Sidonia mußte Tarik mit Sturm nehmen und vor der Stadt Eciga hatte er noch einen Kampf mit den Gothen zu bestehen, als sich ihm aber diese Stadt ergab, bewilligte er derselben Schonung des Eigenthums und der bestehenden Gesetze, ein Beispiel der Milde, welches andere Städte bewog, sich ihm freiwillig zu unterwerfen. Man bemerkte, daß die Juden, die schon lange zum Schein Christen geworden waren, jetzt plötzlich wieder zu ihrem alten Glauben zurückkehrten, und auch die römische Bevölkerung fügte sich, da sie geschont wurde, den neuen arabischen Herren, so daß die Gothen überall in der Minderheit blieben. Damit sie keine Zeit behielten, sich etwa noch in der Hauptstadt Toledo zu sammeln und einen Widerstand im Norden zu organisiren, rieth Julian dem Tarik, so schnell als möglich nach Toledo zu ziehen. Sein ganzes Heer wurde beritten gemacht, eilte durch die Sierra Morena und kam vor der Hauptstadt an, ehe man dort auf einen so raschen Angriff vorbereitet war. Die Stadt ergab sich und alle ihre Schätze fielen dem Feind in die Hände. Eine andere arabische Schaar hatte sich unterdeß nach Cordova gewendet und nahm auch diese Stadt durch Verrath ein. Nur 400 tapfere Gothen vertheidigten sich noch drei Monate lang in einer Kirche und kamen endlich im Brande derselben um.

Als Musa von diesen großen Erfolgen hörte, wurde er von Neid gegen Tarik erfüllt, rüstete ein großes Heer und kam selbst nach Spanien herüber, wählte aber eine Straße, welche Tarik noch nicht betreten hatte. Der Verrath des Bischof Oppas öffnete ihm die große Stadt Sevilla. Erst die Stadt Merida leistete ihm

Widerstand, wurde aber durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Hier fiel König Roderichs Wittwe, die schöne Egilona, in seine Gewalt. Unterdeß war Tarik weiter nordwärts gezogen und hatte in einer kleinen Stadt den sogenannten Tisch Salomonis erbeutet, mit einem unschätzbaren Smaragd und 365 goldenen Füßen, ein Geschenk, welches einst Aetius dem König Thorismund gemacht haben soll, und welches ursprünglich wahrscheinlich einem astronomischen Zwecke diente. Als Tarik hörte, Musa komme, ging er nach Toledo zurück, und bezeugte ihm dort seine Unterwürfigkeit, indem er ihm alle erbeuteten Schätze überlieferte. Musa ließ ihn aber in den Kerker werfen, weil er, ohne seine Befehle abzuwarten, eigenmächtig vorgegangen sey. Unterdeß empörte sich im Rücken der Araber die volkreiche Stadt Sevilla, weil man sich dort zu schämen anfing, daß man sich das erstemal so leicht ergeben hatte. Musa ließ aber diesen Aufstand mit schrecklichem Ernst unterdrücken und erlaubte seinen Truppen dort jeden Greuel gegen die Christen, um zu zeigen, was allen widerfahren würde, die nicht gehorchen wollten. Dagegen vergönnte er dem gothischen Grafen Theodemir in Murcia eine Capitulation, die demselben ein völlig unabhängiges Gebiet mit sieben Städten zusicherte. Auch Witizas Söhne behaupteten ihre Güter und ihre Nachkommen vermischten sich ganz mit den arabischen Großen. Weil die Truppen den Tarik ungern vermißten, ließ ihn Musa wieder frei und beide zogen in verschiedenen Richtungen aus, um vollends ganz Spanien zu unterwerfen. Den hartnäckigsten Widerstand leistete im Norden die Stadt Saragossa und erst als Musa dem Tarik zu Hülfe kam, waren beide stark genug, sich der Stadt endlich zu bemeistern. So fiel in kurzer Zeit die ganze pyrenäische Halbinsel in die Gewalt der Muhamedaner mit einziger Ausnahme der nordwestlichen Gebirge von Asturien und Galicien, in deren schwer zugänglichen Thälern alle edlen Gothen, die sich dem Islam nicht unterwerfen wollten, eine sichere Zuflucht fanden. In den eroberten Städten siedelte sich eine große Menge von Muhamedanern und Juden an, die nicht nur aus Afrika, sondern sogar aus Syrien herbeikamen. Denselben wurden auch die Landgüter der

getödteten, gefangenen oder entflohenen Gothen preisgegeben. Natürlicherweise begünstigte der Chalif diese Einwanderungen und Ansiedelungen, um durch die neue, ihm völlig ergebene und größtentheils muhamedanische Bevölkerung die alte christliche in Spanien im Schach zu halten.

Tariks zahlreiche Freunde hatten sich beim Chalifen über Musas Verfahren beschwert. Deshalb wurden beide nach Damaskus beschieden. Musa glaubte sich ziemlich sicher, weil er es war, der dem Chalifen die unermeßliche Beute aus Spanien überbrachte. Er wollte im Triumph in Damaskus einziehen und nahm zu diesem Zweck 30,000 gefangene Gothen mit. Darunter 400 Vornehme und Edle in ihrem prächtigsten Schmuck. Seinen Neffen Ayub ließ er als Statthalter in Spanien zurück. Als er im Winter 714 in Syrien ankam, war der Chalif schwer erkrankt und sein Bruder Soliman, der ihm auf dem Throne nachfolgen sollte, verlangte von Musa, er solle mit seinem Triumphzug warten, bis der Chalif gegestorben wäre. Da sich nun aber dessen Tod verzögerte, hielt Musa seinen Einzug. Seine Erwartung aber wurde getäuscht, denn als er dem kranken Walid die mitgebrachten Schätze zeigte und unter andern auch den Salomonstisch, den er selbst erbeutet zu haben versicherte, strafte ihn Tarik Lügen und bewies durch einen goldenen Fuß, den er von dem Tische abgebrochen hatte, daß er zuerst den Tisch erbeutet hatte. Bald darauf starb Walid und Soliman, dem Musa früher nicht zu Willen gewesen war, rächte sich jetzt auf die grausamste Art. Musa wurde seines ganzen Vermögens beraubt, nachdem er die Bastonade (Hiebe auf die Fußsohlen) bekommen hatte. Alle seine Söhne wurden umgebracht. Der Eine, Abdulaziz, Statthalter in Afrika, hatte der Lust nicht widerstehen können, Spanien zu sehen, und sich in Sevilla mit der schönen Egilona vermählt, in der Hoffnung, sich durch diese Heirath bei den christlichen Spaniern beliebt zu machen. Allein Soliman ließ ihn plötzlich überfallen und enthaupten und seinen Kopf dem alten Vater überschicken. Auch dem Ayub half es nicht, daß er Spanien trefflich

verwaltete. Er wurde abgesetzt und an seine Stelle kam Alhaur, ein harter und grausamer Mann.

Um die Araber in Spanien, wenn je dort Aufruhr ausbrechen sollte, rasch unterstützen zu können, ließ der Chalif eine stehende Flotte im Mittelmeer errichten, deren Befehlshaber Amir al ma, der Emir des Meeres hieß. Nach ihm heißen noch jetzt alle Flottenführer Admirale. Diese Flotte vertrieb sich die Zeit mit Plünderung der fränkischen Ufer und eroberte Narbonne, 720. Als aber Zäma, der nach Alhaur Spanien verwaltete, von hier mit einem Heere gegen Toulouse zog, erlitt er durch Eudo von Aquitanien, dem von allen Seiten tapfre Franken zuzogen, eine große Niederlage. Nicht besser erging es dem Ampesa, der im Jahre 726 den Angriff erneuerte. Als aber Munuza arabischer Statthalter in Narbonne geworden war, gestalteten sich die Verhältnisse friedlich. Munuza hatte Eudos schöne Tochter Lampegia gefangen genommen und aus großer Liebe zu ihr mit ihrem Vater eine freundschaftliche Verbindung angeknüpft. Er trachtete nach einem unabhängigen Reiche an der Grenze, wie vor ihm Abdulaziz. Nun aber setzte der Chalif den Abderrhaman als Statthalter über Spanien und dieser ließ den armen Munuza enthaupten und schickte seine schöne Wittwe nach Damaskus.

Abderrhaman erhielt den Auftrag, eine ungeheure Streitmacht zu sammeln, um die kleine Niederlage in Septimanien zu rächen und das ganze Frankenreich zu erobern. Die Zwietracht im Frankenreich schien ihm den Sieg erleichtern zu müssen, wie früher die Zwietracht im Westgothenreich dem Tarik Spanien überliefert hatte. Eudo verhielt sich bereits zu Karl, wie sich Julian zu Roderich verhalten hatte. Mit 400,000 Arabern schien das Unternehmen leicht ausführbar. Wie sehr aber diesmal der arabische Stolz sich täuschte und beschämt wurde, ist oben schon in der Geschichte der Franken erzählt worden. Bei Poitiers wurde das große Heer Abderrhaman's von Karl dem Hammer zermalmt, 732. Ein neues arabisches Heer unter Amoroz erlitt gleiches Loos, 738, und seitdem wagte der Islam nicht mehr, die Pyrenäen zu überschreiten.

Die große Niederlage der arabischen Waffen hatte zunächst

die Folge, daß sich die Mauren von ihren arabischen Herrn unabhängig zu machen suchten. Die Mauren bildeten in Nordafrika die natürliche Mehrheit und hatten sich auch schon zahlreich in Spanien niedergelassen. Bewältigten sie die Minderheit der aus dem Osten herübergekommenen Araber, so konnten sie ein großes selbständiges Reich gründen. Sie erhoben sich zuerst in Afrika und erlangten durch die Ueberlegenheit ihrer Reiter einen glänzenden Sieg über die Araber. Es war eine Schlacht im Sand der Wüste „wie zwischen Tiger und Schlange", 742. Der arabische Feldherr Balik mußte nach Spanien flüchten. Auch hier erhoben sich die Mauren gegen den Statthalter Abdelmelik, wurden aber von dem erbitterten Balik geschlagen und darauf auch Afrika wieder unterworfen.

Nach diesem Bruderkampf unter den Muhamedanern selbst nahm der vom Chalifen neu ernannte Statthalter Abulchatar eine merkwürdige Theilung Spaniens vor, indem er die verschiedenen muhamedanischen Völkerstämme räumlich von einander trennte. Die Araber bekamen das Gebiet von Granada, die Syrer das von Sevilla, die Aegypter das von Murcia (nachdem Theodemirs kleines Reich von selbst eingegangen war), die aus Palästina das von Xeres, die Afrikaner am Ebro, die Perser am Duero. Viele Städte, Flüsse, Berge erhielten nun auch arabische Namen. Zwar blieb ein Rest losen Gesindels übrig, welches unter einer rothen Fahne überall herum plünderte und sogar den Statthalter gefangen nahm, der letztere wurde aber wieder befreit und die Ruhe hergestellt. Da um diese Zeit die Herrschaft der Ommaijaden immer mehr wankte, hatten die spanischen Muhamedaner den vernünftigen Gedanken, aus ihren verschiedenen Landschaften Abgeordnete zusammentreten zu lassen zu einem unabhängigen Parlament, von welchem der allgemein verehrte Jussuff zum Emir von Spanien gewählt wurde, 746.

6.

Die spanischen Ommaijaden.

Nur vier Jahre später endete das Reich der Ommaijaden in Damaskus und begann die neue Dynastie der Abassiden ihre welthistorische Mission. Diese große Aenderung der Dinge erschütterte auch das ferne Spanien. Die Mauren und Afrikaner erhoben sich hier auf's neue gegen die asiatischen Mosleminen und Jussuff, der es mit allen wohl meinte, bekam einen schweren Stand.

Alle Ommaijaden waren umgekommen, nur einer nicht, der Knabe Abderrhaman, dem es gelang, mit Hülfe gastfreier Beduinen erst durch die syrische Wüste nach Aegypten, dann durch die afrikanische Wüste bis Spanien zu entkommen, überall von den einfachen Söhnen der Wüste liebreich aufgenommen, wie ein Kleinod gehütet und weiter befördert. Da nun die afrikanische Partei in Spanien um jeden Preis unabhängig werden wollte, bot ihr der Thronwechsel in Asien eine erwünschte Gelegenheit dar, sich unter dem Vorwand dynastischer Treue für den letzten Sprößling aus dem Hause Omijeh gegen die Usurpation des Abbas zu erklären, und am Ende konnte sich auch die asiatische Partei in Spanien diesen Sprößling als Herrn gefallen lassen, weil er wenigstens ein echter Araber war. Diese Erwägungen bereiteten dem jungen Abderrhaman, als er im Jahre 755 mit tausend treuen Beduinen in Andalusien landete, eine freundliche Aufnahme. Jussuff war das einzige Hinderniß, aber er wurde durch die schnell anwachsende Partei des Fremdlings in der ersten Schlacht überwunden. Er empörte sich noch einmal, kam aber dabei um's Leben. Die Abassiden schickten ein Heer, um Spanien unter ihre Herrschaft zurückzubringen, es unterlag aber den siegreichen Truppen Abderrhaman's in einer Schlacht an der Guadiana, 762. Hussein, Haupt der unzufriedenen Partei, suchte Hülfe bei Karl dem Großen, der auch wirklich kam und das Land zwischen Pyrenäen und Ebro eroberte, dessen Feldherr Graf Roland aber beim Rückmarsch im Py-

renäenthale Roncesvalles in einen Hinterhalt der Basken fiel und mit allen seinen Leuten umkam, 780. Dieser an sich nichts entscheidende Vorfall ist durch Rolands Heldentod gleichwohl ein Hauptgegenstand der ritterlichen Poesie des Mittelalters geworden. Was die Basken betrifft, so waren sie von Alters her den Franken feind und wurden von den Arabern geschont. — Warum der große Karl Rolands Tod nicht rächte, erklärt sich aus seiner Politik, die Kraft des deutschen Nordens zusammenzuhalten und nicht zu sehr zu zersplittern. Obgleich er stark genug gewesen wäre, die Ommaijaden aus Spanien zu vertreiben, so schonte er doch dieses ihm nicht mehr gefährliche maurische Reich, wie er andrerseits auch trotz aller Aufforderung nicht Lust hatte, von Italien aus nach Konstantinopel zu gehen. Es genügte ihm, Frankreich, Deutschland und Italien festzuhalten. In starker Mitte war er unangreifbar, jede weitere Eroberung hätte nur seine Kräfte getheilt und geschwächt.

Diesem Umstande hauptsächlich hatte es Abderrhaman zu danken, daß er fortan ungestört seine Herrschaft in Spanien befestigen konnte. Er nahm seine Residenz in Cordova und regierte friedlich und eingedenk der Gnade Gottes, die ihn allein von allen Genossen seines Geschlechts gerettet und ihm die Herrschaft in dem schönen Spanien, einen neuen Thron, ein neues Volk geschenkt hatte. Nach den Aufzeichnungen von ihm war er ein Mensch von tiefem Gemüth. Obgleich ihm die heiterste Sonne des Glücks lachte, blieb doch seine Seele vom Kummer um die Seinen überflort. Spanien besaß damals noch keine Palmen. Er ließ die erste vor seinem Palaste anpflanzen und von ihr stammen alle andern ab, die man jetzt in Spanien findet. Sie sollte ihn an seine verlorene Heimath, an Damaskus erinnern und er selbst besang sie in einem zarten Liede:

Auch du bist Fremdling hier im Lande,
Du schöner schlanker Palmenbaum!
Algarbes süße Schmeichellüfte,
Sie wehen kosend um dich her;
Fruchtbarer Boden nährt die Wurzel,
Die Krone streckst du himmelan;

Doch, Palme, wenn du fühlen könntest,
Auch du vergößest Thränen dann.
Allein für dich gibts keinen Wechsel
Des Schicksals, das nur Menschen plagt; —
Dir, Palme, blieb vom Vaterlande
Wohl dir! Erinn'rung nicht zurück;
Ich aber, wenn daran ich denke,
Ich löse mich in Thränen auf!

Er schmückte seine Residenz mit dem prachtvollen Palast Alkazar und mit einer großen Moschee. Ihm folgte 788 sein Sohn Hedscham, der eben so fromm regierte. Spanien kam in blühenden Wohlstand. Die Christen wurden Mozaraber genannt, was so viel als Halbaraber oder den Arabern Vermischte bedeutet. Sie behielten ihre Kirchen, aber ihre Bischöfe verloren den strengen apostolischen Charakter, weil sie sich hier, wie im ganzen Orient, ja im christlichen Byzanz selbst an den weltlichen Machthaber anschmiegten und in dessen Gunst immer wohl daran zu seyn suchten. Viele laxe Christen gingen daher auch zum Islam über, um die Vortheile der herrschenden Classe zu genießen. Als überdies in den Gebirgen die unabhängig gebliebenen stolzen Gothen den Mozarabern ihre ganze Verachtung blicken ließen, hielten sich diese letzteren schon aus Trotz zu ihren arabischen Herren, wobei noch alter Haß der unterworfenen Römer gegen die gothischen Eroberer mit unterlaufen mochte. Man sah damals in der buntesten Vermischung Christen mit Muhamedanern und mit Juden sich verheirathen. Auch die christliche Geistlichkeit nahm Weiber und die Geschichtschreiber verfehlen nicht hinzuzufügen, daß es zuweilen Ehefrauen gewesen seyen, welche die mozarabischen Pfaffen ihren rechtmäßigen Männern entführten. Oft ging es auch mit der Bischofsweihe nicht in Ordnung her, denn Abderrhaman I. wollte sie eine Zeit lang gar nicht mehr erlauben und gab sie nur gegen eine große Geldleistung zu. Bischof Egila von Granada wandte sich angstvoll an den Papst, aber die Antwort langte nicht an, denn zwei Geistliche, welche sie bringen sollten, kamen unterwegs um. Der Chalif duldete keine Verbindung der mozarabischen Bischöfe weder mit dem Papste noch mit Frankreich. Wie

es scheint, begünstigte er unter der Hand eine Häresie, um die Trennung der spanischen Kirche von Rom zu erleichtern. Am Ende des 8. Jahrhunderts begann in dem spanischen Grenzbisthum Urgel in den Pyrenäen, welches damals schon von den Franken besetzt war, Bischof Felix zu lehren, Christus sey nicht der wahre, sondern nur ein Adoptivsohn Gottes. Dieser s. g. Adoptianismus war der nestorianischen Ketzerei verwandt und sie wurde wie billig von der abendländischen Kirche verdammt. Sowohl der Papst, als Karl der Große, der damals das Frankenreich beherrschte, bemühten sich um so mehr, die Neuerung des Felix zu unterdrücken, als die mozarabischen Bischöfe, voran Elipandus, Erzbischof von Toledo, dem Felix zustimmten. Als dieser schon einmal widerrufen hatte i. J. 792, ließ er sich durch Elipandus verleiten, noch einmal seinen Irrthum zu erneuern, weshalb er nochmals von Rom und Frankreich aus gezwungen wurde, abzuschwören. Es blieb bei dem Versuche, das den Arabern unterworfene Spanien von der römischen Kirche zu trennen. Die folgenden Chalifen legten keinen Werth mehr auf einen solchen Versuch und die laxe Observanz unter den Christen reichte hin, auch ohne Häresie gehorsame Unterthanen eines andersgläubigen Fürsten aus ihnen zu machen.

Auch die nachfolgenden Ommaijaden in Spanien mehrten des Landes Wohlstand und begünstigten alle Künste des Friedens und in hohem Grade die Wissenschaften. Spanien füllte sich mit arabischen Schulen und Akademien, in die alle Weltweisheit überging, welche die griechischen Schulen verloren hatten. Der Ackerbau im fruchtbaren Süden des Landes wurde sehr gepriesen. Von der Industrie zeugt noch heute der Name des Corduanleders, welches in Cordova bereitet wurde. In den Städten herrschte eine musterhafte Ordnung. Es fehlte nicht an wohlthätigen Anstalten, Spitälern ꝛc.

Unter Abderrhaman II. wollte Erzbischof Eutopius von Cordova, tiefbekümmert über den schlechten Zustand der spanischen Kirche, Verbindungen mit Frankreich anknüpfen, wurde aber bald gemaßregelt und als er einen neuen Feuereifer für den Glauben entzündete und viele eifrige Anhänger fand, erfolgten blutige Hinrichtungen und

Martyrien in Menge, 850. Den Christen wurden hinfort die Glocken verboten, die sie ausnahmsweise in Spanien bisher immer hatten läuten dürfen. Bischof Reccafrid beeilte sich zu erklären, wer wegen Lästerung Muhameds hingerichtet werde, sey für keinen Märtyrer zu achten. Bischof Hostigesius und Servandus, Graf der Christen in Malaga, benutzten die Verfolgung, um den armen Christen Geld abzupressen.

Ihren Glanzpunkt erreichte die Ommaijadenherrschaft unter Abderrhaman III. seit 912. Dieser eben so thatkräftige als wohlwollende und geistvolle Chalif kämpfte viel mit den Gothen in den Gebirgen, die ihn doch nicht so ganz in Anspruch nahmen, daß er nicht noch das ganze Mauritanien hätte unterwerfen und seinem spanischen Reiche verbinden können, indem er die Herrscherfamilie der Ederisiden von dort vertrieb. Er hatte eine Geliebte, Namens Azzähra (Blume der Schönheit), der zu Ehren er ein Lustschloß gleichen Namens mit zauberischen Gärten baute, unfern von Cordova. Hier war in der reizendsten Gegend alles zusammengehäuft, was einen Aufenthalt paradiesisch machen kann, Prachtgebäude und Pavillons im leichten und luftigen Styl der Araber, Drahthäuser mit den schönsten Vögeln des Südens, ein Springbrunnen mit vielen goldenen Figuren, Bäder inmitten von wundervollen Blumengärten, Bosquets, Bogengänge und Parkanlagen. Der Chalif sah auch gerne Dichter und Gelehrte um sich und hatte denselben einen prächtigen Versammlungssaal geöffnet, in welchem man mit Vorlesungen und gelehrten Unterhaltungen wetteiferte.

7.

Pelayo und St. Jago.

Unter den edlen Gothen, welche sich in die Gebirge von Asturien geflüchtet hatten, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten, befand sich auch Pelayo (Pelagius), der Roderichs Schwertträger

gewesen war. Munuza, der auf schöne Frauen Jagd gemacht zu haben scheint, hatte des Pelayo reizende Schwester entführt, dieser sie ihm aber glücklich wieder entrissen und, um seinen Verfolgungen zu entgehen, sich in das Thal der Diva geflüchtet. Dem Flüßchen aufwärts führt dieses enge Thal zwischen steilen Felsen zu einem Berge hin, in welchem sich eine geräumige Höhle befindet. In diese nun floh Pelayo; es hatten sich aber schon viele Gothen zu ihm gesellt, die theils mit ihm die Höhle besetzten, theils die Felsen, die das Thal von beiden Seiten einengten. Als nun Munuza eine von dem treulosen Bischof Oppas geführte große Kriegsschaar in das Thal schickte, wurde dieselbe von vorn und von den Seiten angegriffen und mit Pfeilen und Steinen überschüttet und erschlagen, Oppas aber gefangen und hingerichtet. Munuza selbst war zu Gijon zurückgeblieben, wurde aber hier von den Gothen angegriffen und vertrieben. Seitdem behauptete sich Pelayo im Gebirge in dem kleinen Orte Cangas und wurde von den Gothen der Umgegend zum König ausgerufen. Viele, von seinen Erfolgen und von altgothischem Ehrgefühl bewogen, schlugen sich zu ihm und verstärkten seine Kriegsmacht. Hinter ihm an der Seeküste hatte ein anderer edler Gothe aus Reccareds Geschlecht Pedro (Petrus) gleichfalls die Unabhängigkeit bewahrt und als Pelayos Sohn Fawila auf der Jagd von einem Bären zerrissen wurde und kinderlos starb, erbte das kleine freie Gothenreich Pedros Sohn Alonso, indem er sich mit Pelayos Tochter Ermesinde vermählte.

Alonsos Sohn Fruela verlegte seine Residenz nach Orviedo, 762. Unter seinen nächsten Nachfolgern aber brach Zwietracht aus. Ein Bruder beargwohnte den andern, die Mächtigeren unter den Adeligen erhoben Aufruhr. König Aurelio und sein Nachfolger Silo suchten sich daher beide mit den Arabern auszusöhnen, was wieder das freie christliche Volk nicht dulden wollte. Auch Karl der Große, der damals über die Pyrenäen kam, half der christlichen Sache nicht viel auf, da Rolands Untergang alle Erfolge wieder vereitelte. Doch schoben sich die Franken allmählig mit zäher Ausdauer auf der Ostseite der Pyrenäen langsam hindurch und behaupteten sich in Urgel

und Huesca, welches der Anfang der s. g. spanischen Mark unter fränkischer Hoheit war. Als nun in Asturien Alonso der Keusche König wurde und den Glaubenskrieg wieder mit aller Thatkraft aufnahm, konnte gleichzeitig auch ein fränkisches Heer unter dem Grafen Wilhelm von Toulouse Barcelona erobern und diese Stadt zur Hauptstadt der spanischen Mark machen, welche hinfort auch die Grafschaft Barcelona oder Catalonien hieß, 801.

Alonso der Keusche erfocht glänzende Siege über die Araber und erweiterte sein Reich im Westen. Da geschah im Jahr 829 ein großes Wunder. In Galicien unfern vom Meer bemerkte man in einem Dorngebüsch bei Nacht wunderbare Lichter und schwebende Engel und entdeckte alsbald daselbst den Leichnam Jakobus des älteren, des Apostels. Nach der Legende war er von seinen Schülern in Joppe eingeschifft und hieher gebracht, aber vergessen worden. An Ort und Stelle selbst gilt eine andere Legende, wonach der Apostel noch lebend nach Spanien kam. Als Pilger wandernd bis zum äußersten Westen der damals bekannten Erde erblickte er einen Stern (stella) über einem Felde (campo), wo ihm geweissagt war, hier werde einst sein Grab stehen. Die heidnische Königin des Landes ließ ihn, weil er das Christenthum predigte, von wilden Thieren zerreißen. Diese Legende erklärt den Namen Campostella, den die über dem Grab des Heiligen erbaute Kirche erhielt. Bald erhob man seine Kirche zu einem Bischofsitz und erklärte St. Jago für den Schutzpatron Spaniens. Die Wallfahrten zu seinem Grabe dienten hinfort allen christlichen Spaniern zum Mittel der Vereinigung, und die Fahne San Jagos wurde die nationale Sturmfahne. Campostella wurde bald weltberühmt und nicht nur aus Spanien, sondern aus dem ganzen christlichen Europa geschahen Wallfahrten dahin, eben so häufig wie nach Rom, seitdem die Wallfahrten nach Jerusalem wegen des daselbst herrschenden Halbmonds eingeschränkt worden waren. Unter Alonsos Schlachten war die berühmteste die der dreizehn Tage 816 gegen Hakem. Sein Nachfolger Ramiro erfocht einen glänzenden Sieg bei Clavigio über Abderrhaman II. Mitten

in der Schlacht soll der h. Jago auf weißem Roß mit einer weißen Fahne, auf der ein rothes Kreuz sichtbar war, erschienen seyn.

Im Jahr 866 bestieg Alonso der Große den asturischen Thron, setzte den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen fort und siegte in der großen Schlacht bei Zamora, 901. Das von ihm den Arabern entrissene Land in Spaniens Mitte erhielt von den vielen Castellen, die er darin zur Sicherheit anlegte, den Namen Castilien. Sein Sohn Garcias verlegte die Residenz nach Leon, daher man das Königreich Asturien fortan auch das von Leon nannte. Im Beginn des 10. Jahrhunderts entstand ein neues kleines Königreich in Navarra, dessen erster König Sancho war. Die Basken behaupteten zwar, dieses Reich sey so alt wie das asturische und schon in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts durch ihren Helden Innigo Arista gegründet worden und habe damals das Königreich Sobraste geheißen. Der Einsiedler in der Höhle von Galeon habe zuerst zum Widerstand gegen den Islam aufgefordert und Arista sich an die Spitze der Basken gestellt. Indeß ist diese Sage durch nichts beurkundet und wahrscheinlich erst später ausgebildet worden. Jedenfalls erklärt sich die Abzweigung Navarras von Asturien aus der alten Abneigung der Basken, sich mit den Gothen zu vermischen. Etwas später zweigte sich auch Castilien als selbständige Grafschaft ab, indem sich Graf Fernando Gonzalez hier unabhängig machte, 964.

Der Kampf zwischen den Gothen im Norden und den Arabern im Süden Spaniens ist äußerst merkwürdig wegen seiner langen Dauer und wegen der eigenthümlichen Erscheinungen, die sich daraus entwickelten. Es ist kein Zweifel, daß die außerordentliche Tapferkeit und opferfreudige Todesverachtung im Kampf um den Glauben allmählig eine gegenseitige Achtung der beiden feindlichen Völker erzeugte und daß sich daraus ein edles und ritterliches Benehmen bildete, wodurch die frühere Wildheit und Arglist der Kriegsführung gemildert wurde. Der angeborene Adel des Gothen wurde vom Sohne der Wüste, der angeborene Adel des Beduinen vom Gothen anerkannt. Man bewunderte den ritterlichen Gegner und Herausforderungen zum Zweikampf, die immer mehr überhand nahmen, bewiesen,

daß man sich für ebenbürtig erachtete. Auch kam man in freundschaftliche Berührung miteinander. Unter so vielen Thronstreitigkeiten und Empörungen flohen bald Araber zu den Gothen, bald diese zu jenen. Welches Wohlgefallen die arabischen Helden am schönen Geschlecht der Gothen fanden, hat uns schon Munuzas Beispiel gezeigt und die altspanischen Romanzen bewahren die Erinnerung an manche zärtliche Verbindung auch spanischer Helden mit maurischen Schönen. Zu den ältesten Romanzen dieser Art gehört die von den sieben Infanten von Lara. Gonzalo Bustos de Lara hatte sieben Söhne, die Infanten (Kinder) von Lara genannt. Diese wurden auf Veranstaltung der Donna Lambra, der bösen Schwägerin ihrer Mutter, auf verrätherische Weise ermordet. Allein Gonzalo war früher einmal von den Mauren gefangen worden, deren König ihn in Cordova gut behandelte. Dort hatte sich des Königs Schwester sterblich in ihn verliebt und einen Sohn bekommen, welcher Mudarra hieß und nie erfahren sollte, wer sein Vater sey. Als er es aber durch Zufall erfuhr, wallte das gothische Blut in ihm auf und vergessend, daß er als Muhamedaner geboren und erzogen war, glaubte er vor allem der Ritterpflicht genügen und seine sieben ermordeten Brüder rächen zu müssen. Er suchte daher den Mörder, der Donna Lambra Gemahl, Don Rodrigo auf, und fand ihn, wie er eben von der Jagd ausruhte. Nun erzählt die alte Romanze:

Als der Ritter also ruhte,
Trat an ihn heran Mudarra,
„Grüß' euch Gott, mein edler Ritter,
Dort am grünen Buchenabhang."

„„Gleichfalls segn' euch Gott, mein Junker,
Und die Stunde, da ihr ankommt.""

„Sagt mir an mein edler Ritter,
Sagt mir, wie man euch benannt hat."

„„Don Rodrigo nennt man mich,
Der sich heißet auch von Lara;
Bin Gonzalo Bustos Schwager,
Bin der Bruder Donna Sancha's;

Und von Lara die Infanten
Waren nah mir durch Verwandtschaft;
Jetzo harr' ich auf Mudarra,
Auf der Renegatin Bastard;
Wenn ich ihm begegnen sollte,
Muß er sterben sonder Anstand.''''

„Wenn dein Nam' ist Don Rodrigo,
Der sich heißet auch von Lara,
Bin Mudarra ich, Gonzalez,
Bin der Renegatin Bastard,
Bin der Sohn Gonzalo Bustos
Und der Stiefsohn Donna Sancha's;
Waren meine sieben Brüder
Die Infanten auch von Lara.
Du verkauftest sie, Verräther,
In dem Thal von Arabiana:
Drum, wenn Gott im Kampf mir beisteht,
Kommst du nicht von diesem Kampfplatz."

„„Gönnt mir soviel Zeit, Gonzalo,
Bis ich meine Waffen anthat.""

„Hast du doch nicht Zeit gegönnet
Den Infanten einst von Lara;
Mußt nun sterben hier, Verräther,
Du der Todfeind Donna Sancha's."

Sechstes Buch.

Die Chalifen von Bagdad.

1.

Harun al Raschid.

Abul Abbas, zubenannt „der Blutvergießer", der erste Chalif aus dem Hause der Abassiden, war hauptsächlich durch den Eifer seines Oheims Abdallah und des Abu Moslim, Statthalters in Chorasan, auf den Thron gelangt, auf dem er sich, nachdem er einige Empörer niedergeworfen hatte, befestigte. Er führte zwei schwarze Fahnen, „die Wolke" und „der Schatten" benannt, was Abhalten der brennenden Sonne, eine wohlthätige und milde Beschattung der Völker bedeuten sollte. Schwarz aber war die Hausfarbe der Abassiden, wie grün die des Propheten und der Nachkommen Ali's oder Aliden, weiß die der Ommaijaden. Abbas haßte Damaskus, vielleicht daß ihn die Erinnerung an das ausgemordete Geschlecht seiner früheren Herrscher von dort vertrieb. Er residirte zuerst in Hira, dann zu Anbar am Euphrat. Die Verwaltung des Reichs vertraute er zum erstenmal einem Vezier an und zwar dem Khaled, Barmeks Sohn, dessen Nachkommen, die Barmekiden, sich durch ihre Weisheit und Gerechtigkeit in der ersten Ministerstelle behaupteten.

Obgleich die Abassiden die Miene angenommen hatten, als ob sie den Mord Alis und Husseins an den Ommaijaden rächen und die verhaßte Tyrannei derselben durch ein neues und besseres Regierungssystem ersetzen wollten, änderten sie doch nichts Wesentliches. Nur der Name der Dynastie war ein anderer geworden. Das System blieb und wurde nur mit einer neuen Energie fortgesetzt. Hatten die Ommaijaden die alten einfachen Sitten Arabiens verlassen und waren in Syrien in die ganze Ueppigkeit der Griechen versunken, so ahmten ihnen die Abassiden darin einfach nach, ja sie sollten sie bald an verschwenderischer Pracht noch übertreffen. Sie blieben zwar nicht in Damaskus, aber sie kehrten auch nicht in die sterile arabische Heimath zurück, sondern schlugen ihr Hoflager unter dem verführerischen Himmel des alten Babylon auf, dort, wo die uralte Sünde thronte. Sie wußten sich ihr Element zu wählen. Im steinigten Arabien weht ein anderer Geist, dorthin paßten ihre Zauberpaläste und wollustvollen Kioske nicht. Nur in Syrien und Mesopotamien war die Bevölkerung längst an nichts anderes mehr gewöhnt, als den Lüsten ihrer Despoten zu dienen. Man muß indessen zugeben, daß im Muhamedanismus schon ursprünglich die Tendenz zu einem epikureischen Despotismus lag, dem außer den Ommaijaden und Abassiden auch alle andern muhamedanischen Dynastien sich hingegeben haben und noch hingeben.

Bei den Abassiden tritt zum erstenmal das Bestreben hervor, das Chalifat ausschließlich auf das Heer und seine Disciplin und nicht mehr auf den Religionseifer aller Gläubigen zu stützen. Daher zwei gleichzeitige und sich ergänzende Erscheinungen, einmal am Hofe des Chalifen zahlreiche Leibwachen, nicht mehr rein arabischen, sondern mehr persischen und türkischen Geblütes und in den Provinzen die eiserne Gewalt militärischer Statthalter, die Gründung eines stehenden Heeres und großer Privilegien einer übermüthigen Soldateska, und auf der andern Seite dagegen in den entfernten Provinzen ein neues und verschiedenartiges Aufflammen religiöser Schwärmerei in Secten, deren bloße Entstehung schon anzeigt, daß das Reich Gottes auf Erden, wie es Muhamed hatte gründen wollen,

nicht recht zu Stande gekommen oder schon wieder zerrüttet sey. In diesen Secten reagirte auf mannigfache Weise theils der gute Glaube, theils der Unabhängigkeitssinn unterworfener Völker gegen die schreckliche Soldatenherrschaft.

Der erste Abasside regierte nur vier Jahr lang, von 750—754. Ihm folgte sein Bruder Manßur oder Almanzor, gegen den sich sein Oheim, der blutige Abdallah, der Vertilger der Ommaijaden, erhob, den er aber gefangen nahm und in ein Haus einsperrte, welches so eingerichtet war, daß es über ihm einstürzen mußte. Auch des Abu Moslim, der in Chorasan ziemlich unabhängig herrschte, suchte er sich zu entledigen. Dieser räthselhafte, noch junge Mann sollte von den altpersischen Königen abstammen. Deshalb wollte ihn die Secte der Ravendi zum Chalifen haben. Das waren heimliche Anhänger der alten Feuerlehre Zoroasters und weil zu dieser Lehre der Glaube an die Seelenwanderung gehört, nahmen sie an, des Propheten Muhamed Seele sey in Abu Moslim übergegangen. Weil sie ihn aber hofmeistern wollten, ließ er sie zu hunderten niederhauen. Manßur beargwohnte ihn dennoch, weil er zu mächtig geworden war, lockte ihn zu sich und ließ ihn, der sich in seine Arme geworfen hatte, umbringen. Nun erhob sich aber Abu Moslims Freund Sindbad und behauptete, der Geist desselben in Gestalt eines weißen Vogels weissage ihm, die Chalifen würden untergehen, und die Sassaniden wieder Persiens Thron besteigen. Er unterlag aber in der ersten Schlacht und wurde mit den Seinen auf der Flucht getödtet. Noch größern Ruhm erlangte Hakam, der Schreiber Abu Moslims, der nach dessen Tode unter dem Namen „Mokanna", d. h. der Verschleierte, einen großen Anhang fand und durch den Reiz des Geheimnisses, indem er sein Gesicht stets mit einem goldenen Schleier verhüllte, die Menschen bethörte. Er gab sich für Gott selbst aus, der vorher in Abu Moslim incorporirt gewesen sey und jetzt in ihm, und man erzählt seltsame Wunder von ihm. Es ist wahrscheinlich, daß hinter diesen Gaukeleien nur eine politische Partei sich verbarg. Man erkennt aus den seltsamen Secten im Osten des Chalifats, d. h. in Persien, eine große Bewegung der

Geister, aber auch viele Zurückhaltung, weil die Furcht vor den Chalifen noch zu groß war. In diesem Sinne ist es auch zu verstehen, daß die Ravendi nach Abu Moslims Tode die Incarnation des Propheten in Manßur selbst anerkannten.

Im äußersten Westen des Chalifats kam damals eine Secte anderer Art auf, die der Ibadhijen oder „Gleichgiltigen", weil sie lehrten, es sey alles einerlei, Gutes und Böses, das Extrem des Fatalismus. Diese Secte entstand in Mauritanien zu der Zeit, als der letzte Ommaijade ein Asyl in Spanien fand und der Arm der Abassiden nicht so weit reichte, ihn von dort zu vertreiben. Alle diese Secten, über die wir leider nicht genug genauere Auskunft besitzen, waren gewiß sehr merkwürdig und überall nur der Ausdruck einer unter der Schreckensherrschaft der Chalifen gedrückten Stimmung unzufriedener Völker.

Manßur baute Bagdad am Ufer des Tigris, unweit von den verlassenen Seleucia und Medrain, den Residenzen der früheren Diadochen und Perserkönige, und hier blieben fortan die Abassiden. Von der Macht des Chalifen zeugt, daß noch unter seiner Regierung die neue Stadt schon die größte im ganzen Reiche war, 10,000 Moscheen und eben so viele Bäder, 600 Canäle mit 105 Brücken und 400 Wassermühlen und 100,000 Gärten zählte. Im Palast des Chalifen waren viele Höfe, in denen die griechischen Gesandten 100 Löwen, 100 Giraffen, 100 Elephanten sahen. Den Dienst im Palast hatten 7000 Eunuchen. Der Teppiche gab es 38,000, darunter 12,500 von goldgestickter Seide. Auf dem Flusse wimmelte es von prächtig verzierten Gondeln; die Fahrt auf demselben, sonderlich in einer warmen Nacht, wenn alle Gärten beleuchtet waren, wird in den Märchen der 1001 Nacht wie eine Feerei beschrieben.

Der Chalif starb 775. Sein Sohn Mahadi besiegte den Aufruhr des Mokanna. Der verhüllte Prophet wurde in der Stadt Nekhscheb eingeschlossen, konnte sich nicht mehr halten, vergiftete alle seine Anhänger, verbrannte ihre Leichen und zuletzt sich selbst. Sein Andenken ist heute noch bei den Drusen im Libanon heilig, deren Secte bis auf ihn zurückführt. Nun erhoben sich auch zum

erstenmal wieder die Aliden und zwar in Mekka selbst, aber es war noch zu frühe, sie wurden besiegt und ihr Anführer, Hussein, enthauptet. Des Chalifen jüngerer Sohn, der feurige Harun al Raschid, zog zu Felde gegen Byzanz zur Zeit der Kaiserin Irene, mußte sich aber auf Verheerungen beschränken, da ihm die Stadt zu fest war.

Dem Mahadi folgten 785 seine beiden Söhne, Musa al Hadi und Harun al Raschid gemeinschaftlich, der erstere starb aber bald. Damals entfloh der Alide Edris, der dem letzten Gemetzel in Arabien entronnen war, nach Mauritanien und gründete dort die unabhängige Dynastie der Edrisiden, ohne daß es Harun hindern konnte. Aglab, den er als Statthalter nach Afrika geschickt hatte, machte sich im Jahre 799 ebenfalls unabhängig und gründete die Dynastie der Aglabiden in Tunis. Also erstreckte sich der Abfall, der in Spanien begonnen hatte, immer weiter nach Osten hin und nachdem einmal einzelne Völker sich von dem Chalifen unabhängig gemacht hatten, ließ sich voraussehen, daß bald auch andere diesem Beispiele folgen würden. Insbesondere unter den echten Arabern und Persern gährte es schon längst, aber gerade hier waren die letzten Empörungen blutig niedergeschlagen worden und von Bagdad aus beherrschte sie der Chalif aus der Nähe zur Rechten und zur Linken.

Harun al Raschid genießt einen ungeheuren Ruhm als Freund und Beförderer der Wissenschaften und der Dichtkunst. Die arabischen Märchen sind daher voll seines Lobes. Auch wird ihm der glückliche Friede des Reichs unter seiner Regierung zu Gute geschrieben. Er correspondirte mit Karl dem Großen und machte ihm schöne Geschenke. Doch hat er eigentlich nichts Großes geleistet. Während er Chalif war, ging ihm der größte Theil Afrikas verloren. Ein Krieg, den er gegen Byzanz führte zur Zeit des Kaisers Nicephorus, hatte kein Ergebniß, ja während desselben raubten die Chazaren die Grenzländer des Chalifates aus. Es ist daher eine leere Renommisterei, wenn arabische Dichter sagen, Nicephorus habe dem Harun eine Anzahl Schwerter

als Kriegsdrohung geschickt, dieser aber mit seinem Säbel alle zugleich mit einem Hiebe durchhauen. Harun machte eine Wallfahrt nach Mekka, vielleicht um seine Frömmigkeit vor allen Gläubigen darzulegen, vielleicht auch, um sich einmal den Arabern zu zeigen, was die in Syriens Wollüsten versunkenen Chalifen so selten thaten. Auch dieser Reise ist von den Dichtern ein zartes und rührendes Motiv unterlegt worden. Haruns Bruder El Hadi hatte eine Geliebte, die schöne Gadir. Dieser horchte einst auf ihren lieblichen Gesang, änderte aber plötzlich die Farbe und sagte: „ich dachte an meinen Tod und daß mein Bruder Harun mir folgen und dich besitzen wird.“ In diesem Augenblicke trat Harun ein, dem er unter den heiligsten Eidschwüren, wie zum Beispiel, daß er eher die Pilgerschaft nach der Kaaba zu Fuß verrichten wolle, die Versicherung abdrang, daß er nie Gadirs Liebe ansprechen werde. El Hadi starb wenige Monate hernach, und Harun, noch mehr als sein Bruder in die schöne Gadir verliebt, sprach ihren Besitz an, sie erinnerte ihn seines Eidschwures, er versprach ihr die Sühne desselben. Eines Tages, als sie auf seinen Knieen schlief, fuhr sie plötzlich aus dem Schlafe auf, sagte schluchzend, daß ihr El Hadi erschienen und sie ihres gebrochenen Wortes erinnert habe, sie weinte dann bis sie den Geist aufgab! Die Sühne des obigen Eides war die Ursache der Pilgerschaft, welche Raschid zu Fuß verrichtete.

Man pflegt Haruns große Gerechtigkeit zu preisen, aber gegen die Barmekiden war er ungerecht. Khalebs Sohn Josia und dessen Sohn Fadl hatten seinem Hause treu gedient. Fadl's Sohn Giafar that es ebenfalls, aber diese Barmekiden waren als Veziere allmählig so reich und mächtig geworden, daß es Harun für nöthig erachtete, sie auf die Seite zu schaffen. Nach der Sage hatte sich Giafar hinter dem Rücken des Chalifen mit dessen Schwester Abassa vermählt und sie hatte zwei Kinder bekommen. Als Harun dahinter kam, ließ er den Giafar umbringen und die zwei Hälften seines Kopfes an zwei entfernten Plätzen der Hauptstadt aufhängen. Als er auch die versteckten Kinder auffand, ließ er dieselben vor seinen Augen ins Feuer werfen und auch alle übrigen Barmekiden umbringen.

2.

Die Abassiden.

Harun's Nachfolger auf dem Throne sollte Amin seyn, der Sohn seiner Lieblingsgemahlin Zobeide, deren reizendes Bild so oft in den Märchen der 1001 Nacht wiederkehrt. Diese Dame hatte aber einmal dem Chalifen eine Partie Schach abgewonnen und dadurch das Recht erworben, ihm irgend etwas zu befehlen, was er thun müsse. Aus Uebermuth befahl sie ihm, mit einer häßlichen Mohrin zu Bette zu gehen. Die Mohrin aber bekam einen Sohn, Mamun, der viel tüchtiger und verständiger war, als Amin, weshalb Harun vor seinem Tode verordnete, beide Brüder sollten das Reich theilen, 809. Amin blieb in Bagdad, gab sich aber nur läppischen Vergnügungen und dem Trunke hin und ließ sich einfallen, den Namen seines Bruders aus den öffentlichen Gebeten der Gläubigen wegzustreichen, und seinen jungen Sohn zum alleinigen Thronfolger zu ernennen. Mamun ließ sich das nicht gefallen, und schickte seinen Feldherrn Taher mit einem Heere nach Bagdad. Amin blieb so sorglos, daß er, als man ihm meldete, sein Heer sey von Taher geschlagen worden, gar nicht darauf achtete, sondern, weil er gerade mit seinem Vertrauten Kouter fischte, nur ausrief: „Laßt mich doch in Ruhe, Kouter hat schon zwei Fische gefangen und ich noch keinen." Taher nahm Bagdad ein und Amin wurde todtgeschlagen, 813. Seine Mutter Zobeide dachte schmerzlich an den Zank, den sie mit Harun gehabt, als sie ihn zwang, bei der Mohrin zu liegen, und rief aus: „Gottes Fluch über den Zank!"

Mamun bestieg den Thron, ein schon durch seine Geburt merkwürdiger Fürst, noch mehr durch seine Gesinnung. Er begriff vollkommen, das Haus der Abassiden besitze das Chalifat mit Unrecht und nur die Nachkommen Ali's seyen desselben würdig. Mit dieser Ueberzeugung saß er, obgleich ein trefflicher Regent, doch auf dem schönsten Throne der damaligen Welt nur unruhig und voll Ge-

wissensscrupel. Man sagt, daß Fadal, sein Vertrauter, diese Stimmung bei ihm genährt habe. Er wollte nun wirklich das Schicksal versöhnen, legte öffentlich die schwarze Farbe der Abassiden ab und die grüne der Aliden an, und damit das Chalifat diesen zurückgegeben werde, ernannte er einen Nachkommen Ali's, den jungen Ritza, den er äußerst lieb gewonnen hatte, zu seinem Nachfolger und vermählte ihn mit seiner Tochter Abiba. Unglücklicherweise starb aber dieser Ritza, 818. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er durch Gift endete, denn bald darauf erhob sich eine den Aliden feindliche Partei auch gegen Fadal und ließ ihn ermorden. Ohne Zweifel war es die Soldatenpartei, die das bisherige System aufrecht erhalten wollte, weil sie fürchtete, die Nachkommen Ali's würden ein anderes, der Soldatenherrschaft minder günstiges System befolgen. Um die Aliden schwebte nämlich ein Nimbus von Heiligkeit und die Hoffnung der Völker auf ein frommes Friedenssystem, was gerade den Soldaten am meisten zuwider war. Taher scheint die Hauptrolle dabei gespielt zu haben, denn Mamun sah sich genöthigt, sich seiner Führung zu überlassen. Man hatte in Bagdad bereits den Ibrahim, einen Bruder Haruns, zum Chalifen ausgerufen. Wollte Mamun sich dessen erwehren, mußte er sich ganz seinem Feldherrn Taher hingeben. Ibrahim wurde beseitigt und Mamun konnte in Bagdad einziehen, mußte aber vorher die grüne Farbe der Aliden ablegen und die schwarze der Abassiden wieder annehmen. Dieser Zwang bewirkte, daß er mit Taher auf die Dauer nicht gut stehen konnte. Der letztere machte sich nun in Chorasan unabhängig, ohne daß es Mamun hindern konnte.

Der Chalif beschäftigte sich seitdem mit Sternkunde und mit theologischen Grübeleien. Damals entspann sich unter den Gelehrten des Islam ein heftiger Streit über die ewige oder zeitliche Natur des Koran. Die Secte der Motazeliten behauptete, der Koran sey nicht von Ewigkeit, sondern nur erschaffen, also nicht Gottes, sondern ein Menschenwerk, und überhaupt mische sich Gott niemals unmittelbar in die Angelegenheiten der Menschen. Diesem Rationalismus nun huldigte der Chalif in seinen späten Jahren und vielleicht fand

er in der Indifferenz einen Trost, da ihm die Erinnerung an seine früheren religiösen Scrupel seit der unglücklichen Katastrophe wohl verleidet seyn mochten. Er suchte unter andern auch Trost bei der griechischen Philosophie, von der man ihm Wunderdinge gesagt zu haben scheint. Daher die artige Erzählung, die uns aufbewahrt ist, von einem Traume, in welchem ihm die griechische Philosophie als das reizendste Weib der Erde in vorher noch nie gesehener Schönheit erschien. Als er nun eifrig alle möglichen Werke griechischer Philosophen bestellen, abschreiben und übersetzen ließ, soll er sich oft beim Lesen derselben gelangweilt und geseufzt haben, daß er die Schönheit seines Traumbildes nicht darin finden könnte. Unterdeß hatte sich wieder eine neue Secte im Norden des Reichs am kaspischen Meere ausgebildet. Ihr Stifter Babek hieß Churrami, der Fröhliche, weil er den bequemsten Epikureismus lehrte. Gleich einem neuen Dionysos, welcher trunken mit seinen Bachanten durch die Welt zieht und alles todtschlägt, was seine Lust nicht mitmacht, tobte Babek mit seinen tollen Schaaren umher und soll 300,000 Menschen haben tödten lassen, bis er unterlag. Uebrigens vereinigte Mamun, wenigstens in seinen spätern Jahren, mit seinen astronomischen und theologischen Liebhabereien ziemlich viele Prachtliebe, denn als er sich i. J. 822 mit der schönen Buran, Tochter seines Veziers, vermählte, wurden der Braut, die auf einem goldnen Teppich stand, tausend der größten und schönsten Perlen über den Kopf gegossen.

Nach seinem Tode, 833, folgte ihm sein Bruder Motassem, nicht sein Sohn Abas, der vielmehr, als er sich gegen den Oheim empörte, umgebracht wurde. Damals verband sich Babek mit dem griechischen Kaiser Theophilus, um vom Norden her noch einmal das Reich der Chalifen zu erschüttern, aber er wurde besiegt und nachdem man ihm Arme und Beine abgehauen, in Ketten aufgehangen. Das war das Ende des Fröhlichen. Auch sein griechischer Bundesgenosse richtete nichts gegen den Chalifen aus. Die Türken jenseit des kaspischen Meeres scheinen dem Fröhlichen als ihrem Nachbar nicht sehr geneigt gewesen zu seyn, denn wir erblicken sie von dieser Zeit an

zum erstenmal in großen Massen in der Garde des Chalifen. Sie betrugen sich damals schon so übermüthig gegen die Araber und Syrer, daß diese bitter klagten und sich endlich in Masse erheben wollten. Da führte Motassem die Türken von Bagdad hinweg und baute für sie eine eigene Soldatenstadt mit sehr weitläufigen Stallungen. Er starb schon 842. Sein Sohn Watek war kränklich, verfiel in des Vaters frühere Melancholie, glaubte, der Thron gebühre den Aliden und fing wieder an, diese zu bevorzugen. Da machte aber Wassif, der Oberste der türkischen Leibwache, kurzen Prozeß mit ihm, er starb und i. J. 847 wurde sein Bruder Motawakel Billah Chalif.

Dieser Unhold war der unwürdigste unter allen Nachfolgern des Propheten, ein böser Bube wie Caligula, Caracalla rc., aber so klug, daß er sich ganz nach den Türken richtete und die armen Aliden auf's neue verfolgte. In Gesellschaft seiner türkischen Prätorianer hatte er die beste Gelegenheit, seinen angeborenen Hang zur Grausamkeit auszubilden. Als ein Aufruhr im Süden des Kaukasus ausbrach, ließ er denselben durch die Türken niederschlagen. 50,000 Aufrührer hielten sich in der Stadt Tiflis und wurden hier zur größeren Ergötzung der Türken aus Thürmen, welche man rings um die Stadt aufrichtete, so lange mit Feuer beworfen, bis sie alle und die ganze Stadt verbrannt waren. Zu Bagdad in seinem Palaste hielt der Chalif Berathschlagungen, wie man einen Menschen am empfindlichsten und längsten martern könne. Sein Vezier Abu Giafar, ein gelehrter Mann, erzählte ihm von dem berüchtigten ehernen Stiere, in welchem der Tyrann Phalaris Menschen bei langsamem Feuer habe braten lassen. Der Chalif scheint aber erfahren zu haben, daß Phalaris den Verfertiger jenes Stiers selbst darin habe braten lassen, und machte sich nun den Spaß, einen gleichen Stier verfertigen und seinen gelehrten Vezier hineinstecken zu lassen. Wie der Ofen heiß wurde, flehte ihn Abu Giafar um Mitleid an, der Chalif aber belehrte ihn, daß Mitleid Charakterschwäche sey, und sah seinem langsamen Tode behaglich zu. Bei der Tafel war es seine größte Lust, seine Gäste zu erschrecken, indem er plötzlich einen

großen Löwen hereinkommen, oder Schlangen unter sie werfen ließ. Häufig stellte er Töpfe voll Scorpionen unter den Tisch und ließ sie während des Essens unvermerkt zerschlagen. Wenn nun ein Gast den giftigen Stich empfing und wehklagte, machte der Chalif den Arzt und heilte den Stich mit einer unfehlbaren Salbe. Doch war er nicht immer so guter Laune. Es konnte ihm auch einfallen, schnell einen scharfen Säbel hervorzuziehen und seinen Gästen einem nach dem andern die Köpfe abzuschlagen. Immer nur unter seinen Türken lebend, verachtete er die Araber und den Propheten selbst, erlaubte sich sogar, die Pilgerfahrten nach Mekka zu verbieten, verachtete aber noch mehr die Christen und Juden, welche von jedem öffentlichen Dienst im Staate ausgeschlossen wurden, auch niemals mehr ein Pferd, sondern nur Esel reiten durften. Ganz abscheulich ging er mit seinem eigenen Sohn Montasser um, den er an der Tafel viehisch betrunken machte und dann mißhandelte. Als er aber auch anfing, hie und da einen Türken ebenso wenig zu schonen, wie seinen eigenen Sohn, beschloß Bagher, ein Türke von außerordentlicher Größe, den er zu seinem Liebling ausersehen hatte, ein Ende mit ihm zu machen, überfiel ihn bei der Tafel und hieb ihn nieder, 861.

Montasser Billah hatte darum gewußt, daß die Türken seinen Vater umbringen wollten. Daraus machte er sich nachher schwere Vorwürfe. Als er einst auf einer altpersischen Tapete bei einer auf derselben dargestellten Figur die Inschrift las: „Ich bin Siroes, der seinen Vater Chosru umbringen ließ, aber nur sechs Monate regiert hat,“ erschrak Montasser dermaßen, daß er in ein Fieber fiel und starb, 862.

3.

Zerrüttung und Theilung des Chalifenreichs.

Es ist von nun an nicht mehr der Mühe werth, wenigstens nicht mehr von weltgeschichtlichem Interesse, die Namen aller jener

unglücklichen Abassiden zu nennen, welche von ihrer türkischen Leibwache eingesetzt und wieder abgesetzt, denen die Augen ausgestochen, die zu Tode geprügelt, zum Hungertode verdammt, oder sonst umgebracht wurden. Ebenso werthlos sind die Namen ihrer Henker, der türkischen Anführer. Diese Palastrevolutionen währten in Bagdad fort und fort, je nach dem ein Abasside den Türken nicht mehr gefiel, oder nicht genug Sold zahlte. Einmal griff ganz Bagdad zu den Waffen, um das schändliche Joch der Türken abzuwerfen. Aber die Einwohner der Hauptstadt, wenn auch zahlreich, waren schon zu verweichlicht, um den tapfern Türken widerstehen zu können, die eine entsetzliche Rache nahmen, die ganze Stadt ausplünderten und ihren Posten behaupteten. Der Chalif blieb ihr Sklave, wurde nur von ihnen gewählt und konnte nichts mehr gegen ihren Willen unternehmen. Das alles aber trug sich nur in Bagdad zu. In den weiten Provinzen des Reichs kümmerte man sich kaum mehr um die Hauptstadt und erhoben sich neue Dynastien an allen Enden, bald dauerhaft, bald schnell wieder verschwindend und durch andere verdrängt. Das Chalifat zerbröckelte, als ob der Chalif vor dem Spiegel gestanden und plötzlich, indem der Spiegel in viele Stücke sprang, sein Bild vervielfältigt gesehen hätte. Ein genaues Verzeichniß aller dieser parasitischen Dynastien zu geben und alle hieher gehörigen Namen zu nennen, würde ebenfalls die Klarheit unserer welthistorischen Betrachtung verwirren. Wir fassen nur die Grundzüge auf, in denen sich die Welt des Islam fortbewegte.

In der damaligen Zersplitterung mosleminischer Dynastien, Parteien und Secten tritt nur ein großer Gegensatz charakteristisch hervor. Es ist derselbe, der sich schon nach dem Tode des Propheten bemerklich machte, seine bleibende Färbung jedoch erst später erhielt, als unter den Abassiden die türkische Soldatenpartei den Haß gegen die Aliden zu dem ihrigen machte und in brutale Verachtung der Araber und Perser übersetzte. Jetzt erst wurde jener alte Gegensatz zwischen der Familie des Abu Bekr und der Aïscha auf der einen, und der Familie der Fatime und des Ali auf der andern Seite zu einem nationalen und zugleich zu einem kirchlichen.

Die Perser, uralte Feinde der Türken, hielten um so eifriger zu den Aliden, wie jene zu deren Gegnern. In seiner kirchlichen Ausprägung wurde das der Gegensatz zwischen Schiiten und Sunniten. Die Sunna war eine Sammlung muhamedanischer Vorschriften für das tägliche Leben, Kleidung, Essen und Trinken, Manieren in der Gesellschaft u. s. w.; gleich dem Koran selbst verbindlich für den ganzen Anhang der Ommaijaden und Abassiden, aber nicht für den Anhang der Aliden. Jene wurden daher Sunniten genannt, die Anhänger Alis aber Schiiten, soviel als Ketzer. Der Schmerz, der einst durch die Herzen aller unbefangenen Gläubigen ging, als Ali und Hussein, die nächsten Erben des Propheten und Männer von reinem Wandel, durch schändliche Ränke Unberechtigter aus ihrem Erbe gestoßen und grausam ermordet wurden, war nicht aus den Seelen gewichen und hatte sich trotz der schrecklichen Unterdrückung insgeheim fortgepflanzt. Insbesondere wurde der unschuldige Hussein das Symbol alles gekränkten Rechtes der Gläubigen. Am feurigsten aber prägten sich die Perser sein Bild ein, mehr noch als das des Ali, welchen sie mehr der Trauer des rein arabischen Stammes überließen. Alles muhamedanische Gefühl der Perser einte sich in dem Haß gegen die Mörder Husseins und gegen alle Sunniten, weil diese jenen Mord gut hießen. Daher die wunderbare Thatsache einer in Persien durch alle Jahrhunderte fortklingenden Klage um Hussein und das jährliche Trauerfest um ihn, einzig in der Weltgeschichte. Im ganzen muhamedanischen Osten von Persien hinüber nach der Tatarei und Indien wird am Tage Aschura und von da zehn Tage lang in allen Städten jenes große Trauerfest begangen. Tag und Nacht wechseln in den Moscheen Trauergesänge mit Vorlesungen aus dem Koran. Das Grab Husseins wird gleich unsern Weihnachtsbäumen mit allem erdenklichem Schmuck, mit Fahnen, Spiegeln und unzähligen Lampen behängt. Eine große Feuergrube wird geöffnet, aus der die Flammen herausschlagen, eine seltsame Verbindung des altpersischen Feuercultus mit dem des Islam. Die Krone des Festes aber ist eine große Procession, in welcher der prächtig geschmückte Sarg Husseins herumgetragen wird,

vom ganzen Volke begleitet unter lautem Wehklagen: „o Ali! o Ali! o Hussein, o Hussein, o Hussein! o Bräutigam! o Bräutigam!“ Die letzten Worte beziehen sich auf den jungen Sohn Husseins, der in seinen Armen erschlagen wurde, als er sich kaum mit einer geliebten Braut verlobt hatte. Mit dieser Trauerprocession contrastirt eine andere, die an die altpersische Verehrung des Pferdes mahnt. Man trägt nämlich ein riesenhaftes Hufeisen herum und alles rennt demselben mit furchtbarer Schnelligkeit nach. Zuletzt bricht das Volk in ein ungeheures und unabläßiges Rufen des einen Wortes Din aus, welches Glauben oder Religion bedeutet.

Der Nationalhaß der Perser und der Religionseifer der Schiiten erklären hinlänglich den Abfall des Ostens vom Chalifat, die Erhebung der Taheriden seit 820 in Persien, der Saffariden seit 870 in Afghanistan, der Samaniden seit 892 im äußersten Norden des Reichs vom kaspischen Meer bis nach Bochara. Diese neuen Dynastien bekämpften sich aber wieder unter einander. Es kam zu keiner Besonnenheit und Einheit in den Bevölkerungen. Die Emporkömmlinge übten auch hier eine drückende Soldatenherrschaft aus. Kühne Krieger drängten sich daher an der Spitze siegreicher Schaaren durch Empörung zwischen die schon bestehenden Dynastien hinein, gründeten neue und verdrängten die alten. So wurden die Saffariden durch die Samaniden verdrängt. Unter den letzteren war Nasr der größte Herrscher seit 914. Bald aber erhoben sich neben den Samaniden die Dilemiten in Ghilan, wurden die Samaniden gänzlich verdrängt durch die Buiden, bildete sich die Dynastie der Barriden in Chusistan, der Hamaniden in Mosul. Diese Theilungen und ewigen Fehden kamen den Persern nicht zu Gute, denn sie schwächten sich nur selbst dadurch und erleichterten es den Türken, sich auch hier, wie in Bagdad, einzunisten und am Ende zur Alleinherrschaft zu gelangen. Alle genannten Dynastien im persischen Osten verschwanden am Ende des 10. Jahrhunderts und machten zwei mächtigen Türkendynastien Platz, den Ghaznewiden, die

den ganzen Osten und Indien erobern sollten, und den Seldschuken, denen Bagdad und Syrien zufielen.

Zu derselben Zeit im 9. Jahrhundert, in welchem Persien und der Osten zum erstenmal von den Abassiden abfielen, trennte sich auch Aegypten unter der neuen Dynastie der Tuluniden, seit 877. Ihr Stifter Achmed, Tuluns Sohn, gab sich für einen Aliden aus. Wirkliche Aliden waren die Edrisiden, die zur Zeit Haruns sich in Marokko ein unabhängiges Reich gründeten und die Stadt Fez bauten, und die schon genannten Aglabiten in Tunis. Alle diese Dynastien mußten ihr Erbe seit 909 dem ersten Fatimiten Obeidallah überlassen, der das ägyptische Alidenreich gründete, worauf Kairo zu einer eben so glänzenden Residenz sich erhob wie Damaskus, Bagdad und Sevilla.

In Arabien stiftete im Jahr 890 Achmed, zubenannt Karmath (klein und häßlich), die neue Secte der Karamathier, welche auf eine sehr charakteristische und man kann auch nicht anders sagen, als zeitgemäße Weise einen Versuch machte, im Namen des verschwundenen Propheten den unter einander streitenden Dynastien des Islam zugleich den Krieg zu erklären. Sie sprachen im Namen des Volkes und frugen: was habt ihr aus dem Reich Gottes gemacht, welches der Prophet auf Erden gründen wollte? Sie verwarfen alle Monarchen und huldigten, auch nicht einmal mehr dem Propheten, der so schlechte Nachfolger gehabt hatte, sondern nur dem einen unsichtbaren Imam. Sie fanden den größten Anhang beim geringen Volk und bei den Sklaven, weil sie Freiheit und Gleichheit predigten. Karmath unterlag und wurde, nachdem man ihm Arme und Beine abgeschnitten, in Ketten aufgehangen. Aber die Secte starb deshalb nicht aus und erst nach dreißig Jahren begann sie unter ihrem Anführer Abu Thaser recht furchtbar zu werden. Dieser eroberte Mekka und ritt in die Kaaba, um daselbst sein Pferd stallen zu lassen und dieses Heiligthum für immer zu entweihen. Auch nahm er den berühmten schwarzen Stein mit und ließ einen Abtritt damit zudecken. Er eroberte auch Bassora und zog gegen Bag-

dad, konnte aber diese Stadt nicht einnehmen. Die Secte behaupstete sich noch bis gegen das Ende des Jahrhunderts.

In Bagdad regierte die türkische Leibwache fort. Ein abassidischer Chalif, Kaser, den sie abgesetzt und mit ausgestochenen Augen hatten laufen lassen, bettelte noch im Jahr 950 in den Straßen um ein Almosen, nachdem der Chalif Rhadi bereits 945 den Türken Rapik zum Emir al Omra (Fürst der Fürsten) ernannt und ihm die ganze weltliche Regierung förmlich in die Hände gelegt, sich selbst aber nur noch die höchste geistliche Würde vorbehalten hatte. Bald darauf gelang es den mächtigen Buiden, die Türken zu vertreiben und das Emirat an sich zu bringen. Der Buide Adhad el Daula herrschte seit 976 gewaltig über ein weitausgedehntes Reich, aber seine Nachfolger geriethen schon wieder in Streit, so daß der abassidische Chalif Kadr sich eine kurze Zeit wieder von dem lästigen Emirat frei machen konnte.

Die Schwäche, in welche das Chalifat in Bagdad gesunken war, gestattete den griechischen Kaisern, nachdem sie schon Jahrhunderte lang Syrien verloren hatten und oft in Constantinopel selbst durch Belagerungen geängstigt worden waren, wieder vorzugehen und wenigstens einiges Verlorene zurückzuerobern. So die Insel Creta. Diese war 823 von Abu Kaab erobert worden, einem aus Spanien mit seinen Anhängern geflüchteten Sectirer. Als er auf der großen Insel gelandet war, verbrannte er seine Schiffe, baute sich die Feste Kandor, nach welcher die Insel seitdem Kandia genannt wurde und eroberte sie allmählig ganz. Erst 961 wurde sie von dem Kaiser Nicephorus Phokas zurückerobert, dessen Nachfolger Tzinikes auch Antiochia wieder einnahm. Weiter jedoch gelang es den Griechen nichts zurückzunehmen. Im Westen hatten sie außer allen afrikanischen Besitzungen auch die Insel Sicilien, Sardinien, Corsika und einen Theil des Festlands von Unteritalien an die Araber verloren, die von Afrika herüberkamen. In Sicilien hatte ein gewisser Euchemius eine Nonne entführt und man wollte ihm deshalb die Zunge ausschneiden. Er floh zu den Arabern und kehrte mit ihnen im Jahr 827 zurück, unterlag aber unter den Mauern von Syrakus

und wurde hingerichtet. Diese Araber bekamen Hülfe aus Spanien, setzten sich auf der Insel fest, eroberten sie nach und nach ganz und blieben unter einem eigenen Emir unabhängig. Auch ein Theil Calabriens kam in ihre Gewalt, insbesondere die griechischen Städte Tarent und Bari und sie raubten an der Küste, ja überfielen sogar einmal Rom, ohne darin zu verweilen. Von Sicilien und Spanien aus plünderten sie häufig die fränkischen und italienischen Ufer, legten auch auf sichern Felsen Castelle an, deren Ruinen man heute noch sieht, drangen aber nur selten und vereinzelt tiefer ins Innere der Länder ein. Die Eroberung von ganz Italien würde ihnen so leicht geworden seyn, wie die Spaniens, wenn das Chalifat noch einig und im Besitz seiner vollen Macht gewesen wäre.

4.

Mahmud der Ghaznewide.

Gegen die Samaniden in Chorasan hatte sich Alptigin empört und eine selbständige Herrschaft in Ghazna, im heutigen Afghanistan unfern von den indischen Grenzen, gewonnen. Aber schon sein Nachfolger Biri wurde durch den türkischen Sklaven Sebuktigin gestürzt, der sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Dessen Sohn war Mahmud, einer der größten muhamedanischen Herrscher, welcher im Jahre 997 den Thron bestieg und zuerst die arabischen Titel Chalif, Imam, Emir verwarf und sich einen Sultan nannte, welchen Namen später alle türkischen Herrscher annahmen.

Mahmud räumte unter seinen Nachbarn auf und machte zuerst dem Reich der Samaniden ein Ende, indem er sich mit Ilek, dem Chan der Turkomannen am kaspischen Meere verband und dessen Tochter heirathete. Montassir, der letzte Samanide, vertheidigte sich aufs trefflichste, trotzte der Uebermacht noch lange im kleinen Kriege und führte die kühnsten und abenteuerlichsten Thaten aus, wurde aber

zuletzt auf der Flucht von dem arabischen Emir Mahrui, dessen Gastfreundschaft er angesprochen hatte, ermordet, um dem Sultan Mahmud gefällig zu seyn. Mahmud aber ließ den Mörder selbst, der so unedel das Gastrecht verletzt hatte, hinrichten. Auch den letzten Saffariden beraubte Mahmud 1002 seines Reichs und etwas später riß er auch das der Buiden an sich, obgleich er der Wittwe des Buiden Fachreddewart Gnade widerfahren ließ, als sie an seine Großherzigkeit appellirte. Ich glaubte wohl, schrieb sie ihm, daß du uns angreifen würdest, so lange mein Gatte lebte, aber ich halte dich für zu ritterlich, als daß du ein Weib bekriegen könntest. Indem er immer mächtiger wurde, bewarben sich sowohl die Abassiden in Bagdad, als die Fatimiten in Kairo um seine Freundschaft, was er jedoch nur benutzte, um sich vom Chalifat in Bagdad aus seine Sultanswürde bestätigen zu lassen.

Den größten Werth legte er auf ein gutes Einvernehmen mit seinen nordischen Nachbarn, den tapfern Turkomannen, um im Rücken gedeckt zu seyn, wenn er Indien angriffe, denn die Eroberung dieses reichen Landes lag ihm sehr am Herzen. Kaum aber war er zum erstenmal in Indien eingefallen, als sein Schwiegervater Ilek verrätherisch in sein Reich einbrach, angeblich weil er ihm die große indische Beute nicht gönnte, wahrscheinlich aber, weil er fürchtete, der ehrgeizige und eroberungssüchtige Mahmud könne zu mächtig und ihm selbst gefährlich werden. Mahmud sah sich daher gezwungen, sogleich umzukehren und seine Waffen gegen die Turkomannen zu wenden. Er schlug sie aber, verfolgte sie in den Norden und wich nur der Härte des Winters. Nun konnte er zwar ungestört wieder nach Indien ziehen, aber immer nur auf kurze Zeit große Raubzüge dahin unternehmen und kehrte alle Jahre regelmäßig wieder nach Ghazna zurück, weil er die Turkomannen nie aus den Augen verlieren durfte. Erst nach Ileks Tode fiel diese Sorge weg, weil dessen Bruder Toghan mit Mahmud gute Freundschaft hielt.

Mahmud ging nach Indien nicht bloß um zu rauben, sondern auch aus abenteuerlicher Lust, weil das fremde wunderreiche Land

im Süden ihn unwiderstehlich anzog. Er selbst war eine poetische Natur und der gnädigste Beschützer der Dichtkunst, die an seinem Hofe blühte. Erst seit seinem Auftreten in der Weltgeschichte flog der Name Iskender durch das ganze weite Gebiet des Islam und viele Dichter wetteiferten, die Thaten Iskenders, d. h. Alexanders des Großen, zu besingen. Man darf also nicht zweifeln, daß Mahmud selbst von dem großen Makedonier gehört hatte und daß er Lust bekam, demselben nachzuahmen. Dies gelang ihm auch und wenn er freilich nur wie ein grausamer Räuber unter den friedlichern Indern wüthete, so kann man doch kaum sagen, daß er sich schlimmer aufführte, als der große Alexander, denn auch dieser war ja nur gekommen, um unter einem friedlichen Volke zu rauben und zu zerstören, ohne dazu das geringste Recht zu haben. Erst in der späteren Periode, als er sich durch Toghans Freundschaft im Rücken gedeckt sah, nahmen Mahmuds Raubzüge (Razzias) mehr den Charakter eines Glaubenskrieges an und beschönigte er die entsetzlichen Unthaten seiner Heere und die unbarmherzige Mißhandlung des unschuldigen indischen Volkes durch die angebliche Pflicht, den Götzendienst auszurotten und die Heiden zum Islam zu bekehren. Einmal dachte er sogar daran, in Indien zu bleiben und seine Residenz im Süden aufzuschlagen. Da er aber seine wahre Kraft nur aus dem Norden schöpfte, mußte er immer wieder dahin zurückkehren und trotz Toghans Freundschaft immer noch Besorgnisse vor den Türken hegen. Er selbst war ein Türke und kannte die erstaunliche Ueberlegenheit seiner abgehärteten Stammgenossen über die schwächeren und verweichlichten Kinder des Südens.

Das nördliche Indien befand sich noch in demselben Zustand, in welchem es vor mehr als 1300 Jahren Alexander der Große gefunden hatte, nämlich getheilt in kleine Staaten unter unabhängigen Rajahs. In den Ebenen und an den Flüssen gab es große Städte mit einer von alten Zeiten her fein gebildeten Bevölkerung und großem Reichthum. Rohere Stämme wohnten in den Gebirgen, sehr tapfer und räuberisch, überall aber durch Stammeshaß oder ein anderes Glaubensbekenntniß den Nachbarn verfeindet. Hätte die

unermeßliche Bevölkerung Indiens zusammenhalten wollen oder können, so würde der Ghaznewide den Indus niemals überschritten haben. Im übrigen war damals Indien im Innern befriedigt, der Kampf zwischen den Brahmanen und Buddhisten zur Ruhe gebracht, das Land voll Wohlstand, und Kunst und Poesie in der höchsten Blüthe, wie wir dieselbe im zweiten Bande dieses Werkes beschrieben haben.

Mahmud begann seine oft wiederholten Feldzüge in Indien im Jahr 1001 und kam das erstemal nur bis Lahore. Inipal, der brahmanische Rajah dieses Reiches, zog ihm mit 300 Elephanten entgegen, wurde aber zweimal geschlagen. Nun war es Sitte, daß ein zweimal besiegter Fürst abdanken mußte. Inipal trat daher freiwillig seinem Sohne die Regierung ab, ließ einen Scheiterhaufen errichten und sich auf demselben verbrennen. Sein Sohn Anendpal wurde dem Mahmud dienstbar. Dieser besiegte sodann den Rajah von Bhatia, der sich verzweifelnd in sein Schwert stürzte. Desgleichen unterwarf er den Rajah von Nardin. In den Zwischenzeiten des indischen Krieges schlug er den kriegerischen Stamm der Gebern in den Gebirgen und hierauf wieder sechs verbündtete indische Rajahs, zu denen auch Anendpals Nachfolger gehörte und die auf den Schutz der Gebern gezählt hatten. Ebenso unterwarf er die gefährlichen Stämme im Gebirgslande Ghur. Dem folgte die Eroberung der reichen Städte Tenaßir und Nagarkote, wo er die prachtvollsten Tempel zerstörte und die reichste Beute machte. Hier gebot schon der Rajah von Delhi und Mahmud hatte große Lust, Delhi selbst anzugreifen. Inipal II. aber, der Enkel des ersten, Rajah von Lahore, bedrohte ihn aus den Gebirgen von Kaschmir, so daß sich Mahmud dorthin wenden mußte. Da wurde der Frieden des paradiesischen Thales von Kaschmir zum erstenmal durch die raub- und blutgierigen Horden entweiht, deren Allahruf der ärgste Mißbrauch des göttlichen Namens geworden ist.

Jetzt erst setzte Mahmud die Plünderung Indiens im großen Style eines Glaubenskrieges fort, an der Spitze von 100,000 Reitern, denen er noch 20,000 turkomannische Reiter zugesellt hatte,

um sich dieselben zu befreunden. Diese Unmenschen hausten nunmehr im reichbevölkerten Flußgebiete des Ganges wie Wölfe unter den Schaafen. Vergebens flehten die Rajahs um Frieden und boten ungeheure Lösungssummen. Mahmud hielt nicht inne, sondern rückte vor, raubte alles und zerstörte die Tempel der Heiden. Der Rajah Kwor-Rai stürzte sich in sein Schwert. Die Rajputten in der Stadt Mandsch verbrannten sich mit Weib und Kind selbst, um nicht den grimmigen Feinden in die Hände zu fallen. Zu Matra beraubte Mahmud den großen Tempel des Krischna mit Götzenbildern schwer von Gold, deren Wangen aus Rubinen, deren Augen aus Smaragden von unschätzbarem Werthe bestanden. Außerdem ließ er noch hundert silberne Götzen aus dieser einzigen Stadt auf Kameelen nach Ghazna entführen. Von diesem Zuge brachte der Sultan außer goldenen Geräthen, Juwelen und Perlen nur an gemünztem Gelde 20 Millionen Gulden mit und 350 Elephanten. Auf diese Thiere legte er großen Werth. Sie hatten ihm schon früher gegen die Turkomannen gute Dienste geleistet und wie seine Macht sich immer mehr vergrößerte, brachte er die Zahl seiner Kriegselephanten bis auf 1300. Das nächstemal zog Mahmud gegen den Rajah von Kalendscher aus, der sich ihm unterwarf und mit 300 Elephanten und einer ungeheuern Menge von Edelsteinen seine Gnade erkaufte. Das war binnen 24 Jahren sein dreizehnter indischer Feldzug. Da wußte er sich stark genug, um sich mitten durch Vorderindien bis an die Küste des Meeres zu wagen, und gelangte nach Sumnat, von dessen großem Reichthum er gehört hatte. Hier stand das größte und kostbarste Standbild des Krischna, wie in ganz Indien kein zweites war. Hier nämlich war die Stelle, an welcher der Gott Krischna durch einen Pfeil getödtet wurde und die mithin als sein Grab einer der berühmtesten Wallfahrtsorte geworden war. Mahmud wollte das riesenhafte Götzenbild zerschlagen lassen, als die Brahmanen ihm eine Summe von mehreren Millionen boten, wenn er ihr Heiligthum schonen wollte. Mahmud erklärte jedoch, er sey kein Götzenverkäufer und ließ das Bild zerschlagen. Da zeigte sich sein Bauch ganz angefüllt mit Diamanten, Rubinen und Perlen von un-

schätzbarem Werthe. Der Tempel dieser Götzen war ungeheuer reich; zu ihm gehörten 2000 Dörfer, 2000 Brahmanen bedienten ihn, nebst 500 Bajaderen, 300 Musikanten, 300 Barbieren, welche die Pilger, ehe sie den Tempel betraten, rasiren mußten. Eine schwere Kette von Gold hing vom Tempel herab und trug eine Glocke. Der ganze Tempel wurde von einer Lampe erleuchtet, deren Licht in tausend Juwelen sich spiegelte. — Als ihn Mahmud gänzlich ausgeplündert hatte und mit seinem Raube heimkehrte, wurde er absichtlich von einem Wegweiser, der ein Priester jenes Götzen in Sumnat gewesen war, irre geführt. Sein Heer verschmachtete vor Durst und verlor eine Menge Todter. Da ließ Mahmud den Wegweiser hinrichten und betete inbrünstig zu Allah, der sich seiner erbarmte. Denn am östlichen Horizont zeigte sich ein Luftzeichen. Dahin richtete nun das Heer seinen Marsch und gelangte zu einem Flusse.

Damals hatte Mahmud auch den Rajah von Guzerate gefangen genommen und seinen Günstling, den Dabissalima, an dessen Stelle gesetzt. Der neue Rajah glaubte sich nicht vollkommen sicher, wenn er den alten nicht selber in Verwahrung habe, bat um dessen Ablieferung und ließ unterdessen unterhalb seines Thrones eine enge Höhle machen, in die er ihn einsperren wollte. Als er aber in der Mittagshitze im Garten schlief, und das Gesicht mit einem rothen Tuch zugedeckt hatte, kam ein Geyer, der das Tuch für Fleisch hielt und hackte ihm unversehens die Augen aus. Als Mahmud das erfuhr, meinte er, einen blinden König könne er nicht brauchen und da ihm der alte König von Guzerate gefallen hatte, so setzte er ohne Weiteres diesen wieder auf den Thron. Der arme Dabissalima aber fiel in dessen Gewalt und mußte nun selbst die Höhle bewohnen, die er unter seinem Thron hatte einrichten lassen.

Ungern verließ Mahmud die reizenden Ufer des indischen Meeres, die er nie wieder sah, denn er starb nach wenigen Jahren, 1031. Obgleich er zu den größten Räubern und Schlächtern auf dem Erdboden gehört hat, hinterließ er doch den Ruhm strenger und sogar uneigennütziger Gerechtigkeit. Dies galt aber nicht von seiner Be-

handlung anderer Völker, sondern nur von der seines eigenen Volkes und Heeres. Nie hat ein Fürst die Disciplin besser gehandhabt. Man erzählt, daß einer seiner Krieger einen Ehemann aus dem Hause gejagt habe, um bei dessen Weibe zu bleiben. Der Ehemann klagte bei Mahmud. Dieser ging in das Haus, ließ aber alle Lichter auslöschen, den Frevler verhaften und hinrichten, dann erst wieder Licht bringen, betrachtete den Hingerichteten, warf sich auf die Erde und dankte Gott. Warum thust du das? frug der Hausherr. „Ich habe, antwortete der Sultan, meine Krieger so gut gezogen, daß ich nicht glaubte, es könne jemand anders an dir gefrevelt haben, als einer meiner Söhne, weil er vielleicht geglaubt hätte, meine väterliche Güte würde ihm die Strafe ersparen. Aber ich strafe ohne Unterschied. Und darum danke ich Gott, daß es nicht mein Sohn war!" Nach einer schönen Sage erschien einmal einem angesehenen Araber Mahmud nach seinem Tode als Gespenst, eine Gestalt wie eine vermodernde Leiche, die in Staub zerfallen will. Nur seine Augen brannten mitten heraus in ihrem alten lebendigen Feuer und er sagte, das geschähe deshalb, weil er sein Lebenlang mit diesen Augen über das Recht seiner Unterthanen gewacht habe.

Mahmuds Hof war der glänzendste der Erde gewesen. Nie wohl fand sich wieder soviel Pracht beisammen, weshalb er sich auch vom Anblick seines unermeßlichen Juwelenschatzes auf dem Sterbebette kaum trennen konnte. Er liebte es, die Pracht aller andern Höfe in Ghazna zu vereinen. Seine Garde war persisch, türkisch, arabisch und indisch gekleidet, seine 500 Pagen byzantinisch. Ein Theil seiner Reiterei trug fränkische Helme. Er erbaute zu Ghazna eine prachtvolle Moschee von Marmor, eine Akademie und Bibliothek.

5.

Muhamedanische Gelehrsamkeit.

Was die Araber als Herren der halben Welt, als Stifter einer neuen Religion, als Pfleger der Wissenschaften und Künste, als Handelsvolk ꝛc. Großes gethan, das ist nur aus jener alten nationalen und sittlichen Grundlage, ohne dieselbe zu verändern, hervorgeblüht, wie die prachtvolle Blume der Agave sich zum Himmel erhebt und wieder welkt, die sie tragende unscheinbare Pflanze aber mit ihren harten stachlichen Blättern immer dieselbe bleibt. Was die Araber auch in den von ihnen eroberten Reichen gethan haben, in ihrer Heimath blieben sie der alten Sitte treu bis auf den heutigen Tag.

Man kann nicht leugnen, daß sie auch als Welteroberer immer nur Räuber im Großen waren; deshalb haben sie die Länder nicht beglückt, sondern nur ausgesogen, die Völker nicht befreit, sondern zu Sklaven gemacht. Die fabelhafte Pracht der von ihnen gegründeten weltgebietenden Throne war aber nichts anderes als die Verwirklichung ihrer phantastischen Träume. Man denke sich den armen, aber von Habgier unstät umhergetriebenen und mit glühender Einbildungskraft begabten Räuber, wie er in der endlosen Sandwüste sich jene wunderbare Fata Morgana vorspiegelt, die ihm alle Herrlichkeit der Erde und des Himmels zeigt, die er entbehrt, und wovon er dann unter dem Zelt als beredter Märchenerzähler wetteifernd mit seinen Raubgenossen schwärmt. Plötzlich als ein Heldenvolk geschaart, als Sieger in allen Schlachten, als Eroberer der reicheren aber durch Ueppigkeit verweichlichten Länder, wie hätte der sonnenverbrannte Wüstensohn nicht auch seine Träume verwirklichen sollen. Was er in Bagdad und Kairo, in Sevilla und Granada, in Delhi und Agra sich erbaut, waren die Feenpaläste seiner Märchenträume und die Kioske des Freudenhimmels, den ihm Muhamed nach dem Tode verhieß. Und darüber ging seine Denkkraft nie hinaus. Was die Ommaijaden in Spanien, die Abassiden in Bagdad auch ver-

suchen mochten, eine dauerhafte Ordnung und Civilisation im Sinn der europäischen Staaten ließ sich bei diesem excentrischen Räubervolk niemals durchführen. Mitten in der Ruhe des Friedens wollte jeder einflußreiche Beamte des Staats immer wieder nur der glückliche Räuber seyn, zusammenscharren und sich seinen feenhaften Harem bauen. Die sanftere Gesittung in den Städten führte nur zu Verweichlichung und zur Unterjochung der Araber unter die roheren Türken. Und so ist auch die arabische Kunst und Wissenschaft, wie in ihren Tendenzen wesentlich phantastisch, so nur von kurzer Blüthe geblieben.

Auch alle andern Völker, welche dem Islam unterworfen wurden, nahmen diese phantastische Richtung an. Man kann sich diese Bezauberung der Völker kaum erklären, wenn man sie nicht als eine Magie der Furcht auffaßt. Die Araber schreckten alle Völker in den Islam hinein und der Despotismus der Chalifen, Emire und Sultane bannte sie darin fest.

Außer einiger altsabäischer Sternkunde, einer alten Erfahrung in der Behandlung von Wunden und Krankheiten und einer ausgezeichneten Helden- und Liebesdichtung, wie sie kriegerischen Hirten angemessen war, brachten die Araber nichts mit, was einer Wissenschaft und Literatur ähnlich gesehen hätte. Das auf den Koran gegründete Wissen war aber theils Raub, herausgerissen aus der Bibel und dem Talmud, theils in einen eigenthümlich feierlichen Schwulst und poetischen Nebel eingehüllt, der sich von vorn herein jede Kritik verbittet. Die gesammte muhamedanische Literatur hat überraschenderweise diesen ursprünglichen Charakter ihres Stifters und ihres ersten Productes, des Koran, durch alle Jahrhunderte und bei den verschiedensten Nationen, die in den Islam eingetaucht wurden, beibehalten.

Was zuerst die muhamedanische Theologie betrifft, so haben wir bereits die wichtigsten Secten kennen gelernt, die sich als große politische Parteien aufthaten, zunächst die Sunniten und Schiiten, deren gelehrte Theologen sich heftig bekämpften, sodann die Secten, welche die persische Seelenwanderungslehre angenommen hatten, und

die extremen Parteien der Fröhlichen und der Freien, die das vom Propheten verkündete Reich Gottes auf Erden epikureisch und communistisch verstanden. Man weiß nicht, inwiefern hier die Schwärmerei von religiöser Grübelei, oder nicht vielmehr von dem Gefühl ausging, man müsse sich des harten Druckes der Chalifen und ihrer grausamen Statthalter und Soldaten erwehren. Mehr schulmäßig wurde der Streit über die Natur des Koran durchgefochten und man darf wohl annehmen, daß es eine lächerliche Nachäffung des byzantinischen Streites über die beiden Naturen Christi war. Ueberhaupt ging die ganze altgriechische Sophistik durch die moderne byzantinische Scholastik und Rhetorik auf die gelehrten Schulen des Islam über, und wie hätte sich der alte Dämon der Schule nicht bequem auf den muhamedanischen Diwanen polstern sollen, da die nebulose Sprache des Koran ganz für ihn geschaffen schien. Dennoch haben die Theologen des Islam in der Sophistik bei weitem nicht so viel geleistet, als die Griechen, und sich mehr in der langweiligsten Breite moralisirender Salbaderei und im Schwulst hochtrabender und blumenreicher Rede gefallen.

Unter den Ommaijaden, welche, wie oben gezeigt wurde, im Grunde den Propheten verachteten, entstand alsbald eine Schule der Skeptiker und Religionsspötter, deren Begründer Wasel ebn Alla schon im J. 746 war und die sich in Damaskus unter dem besonderen Schutz der Chalifen ausbildete. Eine zweite zu Bassora bildete einen lüderlichen Klub, in welchem Wein getrunken und die Gebote des Propheten verhöhnt und verlacht wurden. Die Genossen desselben nannten sich Sendik, an ihrer Spitze stand Mosenna, die vornehmsten Mitglieder waren Seid Mohamed el Homeiri (der Dichter der Ketzer), Beschar Bord (der unverschämte), Hamad (der glatte), und damit dem ganz modernen Charakter dieser Freigeistergesellschaft auch der Hautgout nicht fehlen sollte, hatten sie auch einen geistreichen Juden unter sich, den Ibn Rab, der sich aus Bescheidenheit Goliath nannte. Man hatte also hier schon dieselben zersetzenden Elemente der Gesellschaft, wie ein Jahrtausend später in Paris. Indessen blieben es vornehme Ausnahmen. Die Masse der Gelehrten

durfte sich doch mit dem Koran nicht überwerfen. Sie legten sich aber gern auf Wissenschaften, die nichts mit ihm zu thun hatten. Daher finden wir, daß sie etwas später vorzugsweise der aristotelischen Philosophie huldigten, die sich am besten mit den Naturwissenschaften und Arzneikunde vertrug, weil dieß das einzige neutrale Gebiet war, in welches die Rechtgläubigkeit mit ihren schrecklichen Ansprüchen nicht eingriff, und in dem Gedanken und Erfahrungen freien Spielraum hatten.

Eine innigere Vertiefung in das Religiöse zeigt sich vorzugsweise nur bei den Persern, wie ihre tragische Auffassung des Husseincultus und mehrere ihrer Secten bewiesen haben. Dort bildete sich später auch die Mystik des großen Dschelaleddin aus. Von dort kam auch die Ascese der ersten muhamedanischen Mönche, und die den indischen Büßern ähnlicher als den christlichen Mönchen waren. Der Prophet Muhamed hatte zwar gesagt „es ist kein Mönchthum im Islam," allein es kam nun doch auf in zwei Orden, der Fakire (Armen) und der Derwische (Thürschwellen), beschränkte sich jedoch auf das männliche Geschlecht. Es gab niemals Nonnen im Islam. Ganz gegen die Meinung des Propheten kam auch der Heiligen- und Reliquiencultus im Islam auf, wie bei den Christen und Buddhisten, und zwar wurde nicht nur zu den Gräbern der muhamedanischen Märtyrer und großen Lehrer gewallfahrtet, sondern der Islam nahm auch das Patronat der christlichen Heiligen an. So ist z. B. der h. Baba Neten Patron der Gärtner, der h. Ebu Haäsan Schaseli, der den Gebrauch des Kaffees erfand, Patron aller Kaffeesieder im Orient, der h. Uwris Patron aller Wundärzte ꝛc.

Wir übergehen hier sämmtliche Rhetoriker, Grammatiker, Rechtslehrer und Moralisten des Islam und heben nur die berühmtesten Aerzte, Astronomen und Physiker hervor, weil diese allein eines unsterblichen Ruhmes sich zu erfreuen haben und mannigfachen Einfluß auch auf das Abendland übten, denn die ersten Universitäten im christlichen Europa waren den muhamedanischen zunächst in Spanien und Italien nachgebildet. In der ersten großen Arzneischule der Christenheit zu Salerno studirte man die arabischen Schriftsteller, den

weltberühmten Arzt Avicenna (geb. 980 in Persien), den Averroes von Cordova, den ersten großen Chemiker Gebr (im 8. Jahrh.). Die Astronomie war ein altes Erbe des Sabäismus und wurde theils strenger wissenschaftlich und rein empirisch, theils zum Behuf der Astrologie und der Weissagung aus den Sternen eifrig getrieben. Die Chalifen errichteten Sternwarten fast in allen größeren Städten von Spanien bis zum fernen Ghazna. Eine Menge Sterne tragen heute noch arabische Namen. An die Sternkunde knüpft sich Zeitrechnung und Mathematik. Namen und Sache der Almanache und der Algebra kommen von den arabischen Gelehrten.

Für wahre, treue, vorurtheilslose Geschichte hatten die Moslemin keinen Sinn oder durften ihn nicht äußern. Ihre Geschichtswerke sind voll schwülstigen Lobes der Fürsten, voll von märchenhaften Zügen und nicht selten auch voller Verse.

Wer die vielen tausende von berühmten arabischen und muhamedanisch-persischen Gelehrten einigermaßen näher kennen lernen will, den müssen wir zunächst auf die Werke des großen Wiener Orientalisten v. Hammer verweisen, der unzähliche Proben aus ihren Schriften übersetzt hat.

6.

Poesie der Beduinen.

Innerhalb der muhamedanischen Poesie behaupteten, wenn ihr gleich einerseits der Koran und andererseits der üppige Despotismus der Höfe das eigentliche Gepräge gaben, doch auch die Nationalitäten noch immer ihr Recht. In Arabien lebten die alten einfachen Sitten fort und mit ihnen auch die altherkömmliche Hirten- und Heldenpoesie. In Persien vergaß man die alten ruhmvollen Erinnerungen nicht und flocht sie in den Teppich der Moscheen.

Die Lieder der Beduinen, der Wüstensöhne Arabiens, die niemals entarteten, sind von Abu Temman in dem von Rückert ins Deutsche übertragenen Buche Hamasa gesammelt worden. Sie

gleichen denen der vor Muhamed gedichteten Moallakat, die wir schon in der Schilderung der ältesten Bewohner Arabiens im ersten Bande dieses Werkes kennen gelernt haben. Die Wildheit und Raublust des Volkes erscheint hier überall gemildert durch das heilige Gastrecht, durch zärtliche und treue Liebe und durch eine Ehrenhaftigkeit, die allein zu erklären vermag, warum Araber und Gothen in Spanien sich in ebenbürtiger Ritterlichkeit begegnen konnten.

Man wird am besten mitten in das Heldenthum der Beduinenstämme hineingeführt, wenn man in der Sammlung des Abu Temman liest, wie der Araber schon lange vorher, ehe das christliche Ritterthum aufkam, es für die erste Pflicht hielt, die Frauen zu beschützen. Robia deckt die Flucht der Frauen, indem er die Verfolger mit ungeheurer Tapferkeit aufhält, bis er den schweren Wunden erliegt. Man grub ihm, wo er gefallen war, ein Grab und ehrte dasselbe so hoch, daß kein Araber vorüberzog, er hätte denn ihm zu Ehren ein Kameel geschlachtet. Der erste, der es nicht that, war ein Greis, welcher sagte, ich werde ihm mein Kameel nicht schlachten, aber ich werde ihn besingen.

In einem kräftigen Liede trotzt der Beduine Ibrahim Ibra Komif:

Geduld! Ausdauer in Geduld ziemt Freigebornen baß;
und auf den Unbestand der Zeit ist für ihn kein Verlaß.
Ja, hülf' es auch, daß feig ein Mann sich ließe zitternd sehn
vor einem Unfall, hülf' es auch, gebückt und knechtisch gehn;
So doch wär ein getroster Muth in jedem Wechselfall
des Unglücks einem freien Mann viel besser überall.
Wie denn vielmehr, da dem Geschick kein Fliehender entrann,
und sich vor dem, was Gott verhängt, der Mensch nicht bergen kann!
Drum, wie der Tage Wechsellauf ob uns mag kreisen auch
mit Wohl und Weh, und wie das Glück mag üben seinen Brauch;
Geschmeidigt hat es nicht an uns den starren Lanzenschaft,
noch uns zu dem hinabgebeugt, was ist unehrenhaft.
Vielmehr als Saumroß boten wir ihm dar den edlen Muth,
auf den man legt Untragbares, und er trägt alles gut;
Und schirmten uns durch schöne Kraft des Duldens auf der Fahrt,
daß stark uns blieb die Ehre, die den andern schmächtig ward.

Unter den Dichtungen, welche die Liebe zum Gegenstand haben, ist die berühmteste der Roman von Medschnun und Leila, echt arabisch, durch und durch Hauch der Wüste, aber so anziehend und rührend, daß sie nach und nach von fünf persischen und acht türkischen Dichtern behandelt worden ist.

Der älteste persische Dichter Nisami erzählt, Kéis, ein edler arabischer Jüngling, habe die schöne Leila, Tochter eines stolzen, ihm feindlichen Mannes geliebt und ihre Hand nicht erlangen können, worüber er wahnsinnig (Medschnun) geworden und in die Wüste gezogen sey. Hier traf ihn ein arabischer Emir, Nawfel oder Naufel, der sich seiner erbarmte, Leilas hartherzigen Vater besiegte und ihn zwang, Medschnuns Bitte zu gewähren. Nun wollte aber Leila selbst, obgleich sie Medschnun liebte, nicht die Seine werden aus Ehrgefühl, weil es nur auf Kosten der Waffenehre ihres Stammes geschehen konnte. Er floh wieder in die Wüste, wo ihn unaufhörlich ihr Bild umgab. Einst befreite er eine Gazelle aus dem Netze der Jäger, weil ihre Augen Leilas Augen glichen; einst flehte er einen Holzhacker an, eine Cypresse nicht zu fällen, weil ihr Wuchs Leilas Wuchse glich. Einst führte ihn ein altes Weib vor Leilas Zelt. Diese mußte nun einen andern heirathen. Da starb Medschnuns Vater vor Herzeleid. Der Sohn betete auf seinem Grabe und floh wieder. Seine Mutter folgte ihm und starb aus Kummer. Leilas Gatte starb, sie eilte wieder zu ihm in die Wüste. Beide fielen in Ohnmacht, als sie sich sahen, dann überließen sie sich dem Entzücken der Liebe, aber das zarte Weib starb und er folgte ihr bald nach. — Dschami, ein späterer persischer Dichter, schildert Kéis als einen unendlich weich und zart gestimmten Jüngling, bei dem der Sinn für Schönheit alles andere überwog. Er hing daher dem Schönen auch schon nach, ehe er Leila kennen lernte, obgleich das unkeusche Wesen einer Buhlerin, die ihn zu verlocken suchte, sein sittliches Gefühl empörte. Als er nun in Leila das Ideal der Schönheit erblickte, überströmte sein Herz und sein Verstand begann zu entweichen. Das lange Unglück, das seine Liebe verfolgte, reifte seinen Wahnsinn, aber ursprünglich begann derselbe schon bei der ersten

Bekanntschaft mit Leila. Der Eindruck des Schönen war zu mächtig für ihn. Im Anfang seiner Liebe konnte er noch heimlich mit Leila zusammenkommen, weil noch niemand aufmerksam auf ihn war. Einst trieb er seine weiße Kameelstute an, um schneller zu Leila zu kommen, aber das Thier sehnte sich nach seinem Jungen zurück und widerstrebte so lange, bis Kéis erkannte, daß hier die eine Liebe vorwärts, die andere rückwärts wolle. Da stieg er sogleich ab, ließ die Stute laufen und ging zu Fuß vorwärts. Einer der zartesten Züge dieser Dichtung. Kéis Vater wollte ihn verheirathen, Leila erfuhr es und hielt ihn für untreu. Er beruhigte sie, er warb bei ihrem Vater um ihre Hand, aber sie wurde ihm abgeschlagen. Da ging er in die Wüste. Wie er nun einst dasaß, Leilas Namen in den Sand kritzelnd, kam Naufel, der sich vergebens bei Leilas Vater um ihn bemühte. Einmal begegnete dem Kéis in der Wüste ein Sandhase, vor dem sonst jeder sich flüchtet, mit dem Kéis aber ein wahnsinnig zärtliches Gespräch begann, ähnlich dem indischen Gedicht Meghaduta (Wolkenbote). Einst traf ihn der Dichter Kotzeir und erzählte dem Chalifen von ihm. Dieser ließ Kéis kommen, überhäufte ihn mit Geschenken und versprach ihm, Leilas Vater zu seinen Gunsten zu bewegen. Doch Kéis war schon zu tief im Wahnsinn befangen, warf alle Geschenke von sich und floh in die Wüste zurück. Hier betrachtete er ein zärtliches Turteltaubenpaar auf einer Palme, während Leila einen andern heirathen mußte. Dieser andere starb aber aus Gram, weil er Leila liebte, ohne von ihr wieder geliebt zu seyn. Nun war Leila frei und eilte zu Kéis in die Wüste, aber er erkannte sie nicht wieder und floh vor ihr. Ganz an ihr Bild hingegeben, glaubte er an ihre Wirklichkeit nicht mehr und starb, Leila ihm nach.

Eine der schönsten arabischen Erinnerungen zum Preise der Liebe und der Dichtkunst ist die vom Sänger Tewbet. Einem ungeliebten Manne vermählt, rettete ihn seine Geliebte Leila mit eigener Lebensgefahr vor der Rache ihres Gatten. Er sang die berühmten Verse:

Wenn Leila, die achjelische, einst grüßte
Den Hügel meines Grabes in der Wüste,
Ich würde freudig ihr den Gruß erwiedern,
Aufflatternd aus dem Grab mit Todesliedern.

Leila schrieb sich diese Worte ins Herz und als Tewbet längst gestorben war und sie einmal auf einer Reise in die Nähe seines Grabes kam, bat sie ihren Mann, dasselbe besuchen zu dürfen. Als sie aber dem Grabe genaht war, flog aus demselben ein Vogel auf. Da sank Leila um und war todt und wurde neben Tewbet begraben.

7.

Poesie der Hareme.

Von ganz anderer Art ist die arabische und persische Hofpoesie, welche die Schönheiten des Harems, die Trefflichkeiten der Herrscher und die Sinnengenüsse eines glänzenden Hofes preist. Darunter finden sich auch viele Trinklieder, denn der vom Propheten verbotene Wein spielt bald eine Hauptrolle an der üppigen Tafel der Großen und ihrer Parasiten. In dieser gesammten Hofpoesie waltet die poetische Rhetorik mit einem beinahe unerträglichen Schwulst und selbst die bessern Dichter halten sich nicht ganz frei von der allgemeinen Mode der überschwänglichen Redensarten, spitzfindigen Vergleichungen und Bilder, s. g. Blumen der Rede, die nicht sparsam am rechten Orte angebracht werden, um poetisch zu wirken, sondern die wie mit Kübeln über den kleinsten Gegenstand ausgeschüttet werden, als sollte man von der Blumen Pracht geblendet und von ihrem Duft erstickt werden.

In dieser Manier ist weder eine Charakteristik des Herrschers und hohen Gönners, den man preisen will, noch eine Darstellung der Schönen, der man huldigt, möglich. Denn auf jeden Herrscher werden die gesteigertsten Ausdrucksweisen und die Vergleichungen mit allem Größten, Prächtigsten, Edelsten und Besten

in der Natur angewendet, und das poetische Bildniß einer Schönen besteht immer nur aus dem seltsamsten Mosaik von Ambralocken, Vollmondstirn, Ohrmuscheln, Lippenrubinen &c. Der größte Meister in dieser Manier war der arabische Dichter Montenebbi im 10. Jahrhundert, welchen die arabischen Literaturhistoriker mit Recht dem Abu Temman gegenüberstellen, ohne ihn demselben vorzuziehen. Obgleich Abu Temman nur Sammler war, so steht doch seine Sammlung, die Hamasa, als die reinste Blüthe der Beduinenpoesie im schroffsten Gegensatz zum Diwan Montenebbi's, als der vollendetsten Blüthe der Haremspoesie und ihre Zusammenstellung ist um so passender, als Montenebbi, von der Wüste abtrünnig, sich in die Wollüste des syrischen und ägyptischen Hoflebens stürzte, um zuletzt wieder in die Wüste zurückzukehren. Man kann diesen berühmten Montenebbi, den man seiner gewandten Form wegen sogar für den größten arabischen Dichter zu erklären einfältig genug gewesen ist, nur mit andern Hofschmeichlern und Sängern der Buhlerei, des Weins und des Despotismus, zunächst mit Horaz und Boileau, vergleichen. Schöne Verse und knechtische, unwürdige, kleinliche Gesinnungen. Hier ein Despotenlob von ihm, unter hunderten nur eins herausgegriffen:

Du willst uns verlassen, Held!
Wir sind Pflanzen, Du die Wolke;
Uns bedränget nur die Welt,
Da sie Dich von uns entfernet.
Hohes Ziel ist Dir bestellt,
Sey's in Ruhe, sey's im Treiben,
Nimm uns, wenn Du ruhst, zum Zelt,
Und zum Pferde, wenn Du wanderst.
Leben ohne Dich ist Tod,
Ohne Dich die Sonne finster,
Mach uns kirr' durch Gnadenbrot.

Montenebbi war im Herrendienst gewitzigt und schlau geworden. Daher Lehrsprüche von ihm, wie der folgende:

Verstand geht vor der Tapferkeit,
Er ist der Erste, sie die Zweite.

Dennoch hatte er an den Höfen, an denen er sich umtrieb, mancherlei Ungemach zu erleiden, wurde von den Höflingen verleumdet, fiel in Ungnade, wurde sogar eingesperrt, kurz, er kam endlich auf den Gedanken, der Wolf im freien Felde führe doch ein besseres Leben, als der im Hofe angekettete Hund. Er ging also in die Wüste zurück. Allein er war schon zu verwöhnt, man hatte schon zu viel seiner Eitelkeit geschmeichelt, als daß er sich einfach wieder unter den Beduinen als ihres Gleichen hätte benehmen können. Er that also sehr wichtig und gab sich für einen Propheten aus, wofür er aber nicht anerkannt wurde. Er hieß eigentlich Achmed und empfing jetzt erst den Spottnamen Montenebbi, d. h. einer der ein Prophet seyn will. Er wurde einmal von Räubern angefallen und wollte schnell entfliehen, als ihm aber sein Sklave einen Vers zurief, in welchem der Dichter früher einmal mit seinem Muthe geprahlt hatte, schämte sich Montenebbi, hielt den Räubern Stand und endete ein Höflingsleben noch rühmlich mit dem Heldentod eines echten Beduinen, 965.

Wie es die Hofdichter verstanden, ihren Herrn zu schmeicheln, und wie sie alles, was früher den Orientalen heilig gewesen war, blos noch als Schmuck und Decoration verwendeten, zeigt am besten Nisami, der für seinen hohen Gönner und Herrn, den persischen Prinzen Beheram, die sieben heiligen Mauern von Ecbatana, Sinnbilder der himmlischen Planetensphären, zum Harem macht. „Beheram schickte Werbebotschafter an die Kaiser und Könige, Väter der sieben Prinzessinnen, und erhielt sie alle sieben mit vielen Geschenken. An einem sehr prächtig beschriebenen Winterfeste trug sich ein berühmter Baumeister, Namens Schiba an, einen Palast für die sieben Prinzessinnen zu bauen mit sieben Domen, eingerichtet nach Erforderniß der sieben Himmelsstriche, woraus die Prinzessinnen gebürtig, nach dem Einfluß der sieben Planeten, für die sieben Tage der Woche, mit siebenerlei Farben drapirt und siebenerlei Edelsteinen ausgeschmückt. Das Anerbieten war angenommen und Schiba baute diesen Palast der sette camerelle. Als er fertig war, ging Beheram Sonnabends Abends in den schwarzen, dem Saturnus geweihten, von der indischen

Prinzessin bewohnten Palast; Sonntags in den gelben, der Sonne gewidmeten, wo die griechische Prinzessin sich aufhielt. Montags in den grünen, des Mondes, für die tatarische Prinzessin bestimmt; Dienstags in den rothen, des Mars, welcher der Sklavin gehörte. Mittwochs in den blauen des Merkur, dem Aufenthalte der Prinzessin aus Chorasan; Donnerstags in den sandelfärbigen Jupiters, der für die sinesische Prinzessin eingerichtet war; Freitags in den weißen der Venus, dem Wohnsitze der Griechin. Beheram hatte die Aufmerksamkeit, sich jeden Tag in die angezeigte Lieblingsfarbe der genannten Schönheiten zu kleiden, deren jede, um ihn zu unterhalten, ihn mit einer Erzählung bewirthete, und zu Ende derselben mit dem Lobe ihrer Farbe schloß; so z. B.: Schwarz sind Haare und Bart der Schönen, der Moschus, der Kopf der Fische; wäre die Nacht nicht schwarz, wäre sie nicht die Wiege des jungen Tages, u. s. w. Gelb das Gold, der Safran, der Morgen, das Zuckerwerk, die Kuh des Moses. Grün die Fittige der Engel, die Gürtel der Huri, das Kleid Chiser's, des Hüters des Lebensquells, die Propheten und die Fluren. Roth das Blut, das Prachtkleid der Herrscher, die Rose, die Wangen der Schönheit. Blau der Himmel, das Kleid der Sofi's, der Indigo, die schönste Farbe für Meubeln, Inder sind blaue Blumen, welche die Sonne anbeten, u. s. w. Sandelfärbig ist das Sandelholz und die Erde. Weiß der Tag, das Wasser, der Jasmin, die Huri's und das Papier."

Die Lyrik der Hofdichter war durchaus erotisch und bachisch. Einer singt:

Das nenn' ich erst wonniges Leben,
daß du unter Jünglingen dich belustigst,
und von Bechern und der Mädchen großen Augen
hingestreckt zu Boden sinkest.

Dieses Thema wird tausendfach variirt in den trunkenen Schilderungen der Orgien an despotischen Höfen, woran die Dichter theilnehmen durften, wie einst die Parasiten an den Höfen der Diadochen und an den Tafeln reicher Römer. Diese erotische und bachische Trunkenheit muhamedanischer Hofdichter dauerte Jahrhunderte hindurch fort

und erreichte ihre ganze Höhe erst später in Hafis und Bakis, einem schiitischen Perser und einem sunnitischen Türken, zum Beweise, daß der alte heidnische Weingott über beide große Glaubensparteien des Islam triumphirte.

Die Liebe wird in der höfischen Dichtung gern und häufig symbolisirt und in eine Fabel von der hundertblättrigen Rose, um welche die Nachtigall buhlt, eingekleidet. Dieses hübsche Bild trägt der üppigen Mailust und zugleich der nächtlichen Sehnsuchtsklage Rechnung. Das Bild von der Rose und Nachtigall kehrt unzähligemal bei den Dichtern wieder.

Trotz der Hareme, trotz jener Ställe voll Odalisken, worin das Weib zum Thier erniedrigt wurde, konnte der ritterliche Sinn der Araber, Perser und Türken doch nie so ganz entweiht werden, daß nicht auch in der höfischen Dichtung zarte Liebe und Treue ihr Recht behauptet hätten. Das Bedürfniß darnach verknüpfte sich mit dem Bedürfniß und der Gewohnheit königlicher Pracht, woraus die wundervolle Dichtung von Jussuff und Suleicha entstand. Der keusche Joseph aus der jüdischen Tradition und Potiphars Weib wurden die höchsten Ideale der muhamedanischen Hofdichtung und eine Menge der besten arabischen, persischen und türkischen Dichter wetteiferten, sie in immer schönerem Lichte erscheinen zu lassen. Den feineren Seelenadel malten vorzugsweise Perser, das Sinnlich-Ueppige und Reizende Türken aus.

Muhamed selbst machte in der 12. Sure des Koran bereits ein Gedicht aus Jussuff's Geschichte. Hier heißt es, Potiphar habe den wahren Sachverhalt wohl gekannt und in der ganzen Stadt habe man gewußt, daß Suleicha, seine Frau, in Jussuff verliebt sey. Als viele Damen darüber spotteten, lud Suleicha dieselben zu Gaste und ließ den Jussuff hereinkommen. Da waren alle Damen so überrascht von seiner Schönheit, daß sie sich sämmtlich mit dem Messer, das sie gerade in der Hand hatten, in die Finger schnitten. Jussuff kam nachher doch noch in's Gefängniß, aber nur auf Suleicha's Anstiften, um ihn zu strafen, weil er ihr immer noch widerstand. Nun folgt der Koran wieder der Bibel. Als Pharao den

Jussuff erhebt, bekennt Suleicha reuig ihre Schuld und bezeugt Jussuff's Redlichkeit, dann kommen die Brüder, und der Koran enthält nur noch den fabelhaften Umstand, daß Jussuff seinem blinden Vater, ehe derselbe nach Aegypten kommt, sein Hemd zuschickte, um sich damit die Augen zu bedecken, worauf er sehend wird. Das ist nun der Keim zu allen in üppiger Blumenpracht ausbrechenden Dichtungen der Muhamedaner. In den arabischen Dichtungen wird weiter ausgeführt, die ägyptischen Damen hätten eben Orangen geschält und sich mit den Messern geschnitten, als Jussuff eintrat. Weiter wird erzählt, der Küchenmeister und Mundschenk seyen in den Kerker geworfen worden, weil sie auf Anstiften des Königs von Griechenland den König von Aegypten hätten vergiften wollen. Im Kerker wollen sie sich einen Spaß mit Jussuff machen und erzählen ihm Träume, die sie gar nicht gehabt haben; allein Jussuff legt sie ihnen auf eine Weise aus, wie sie wirklich in Erfüllung gehen, zum Beweise, daß man mit einem Propheten Gottes nicht spotten dürfe. Eine geistreiche Wendung des Gedichts. Nun träumt der König und Jussuff kommt in seine Gnade und erhält alle Güter des abgesetzten Potiphar. Suleicha aber naht ihm als Bettlerin und demüthigt sich vor ihm, da erbarmt er sich ihrer und nimmt die Reuige zum Weibe. Nun aber benimmt sie sich aus Scham auf eine völlig umgekehrte Weise, wie ehemals, indem sie sich seiner Zärtlichkeit verweigert und nur seiner Gewalt nachgibt.

Unter den persischen Dichtern haben nicht weniger als sechs dieselbe Geschichte behandelt. Hier ein kurzer Auszug aus Dschamis Dichtung. Als Gott den Adam geschaffen, ließ er ihn in einer Vision alle seine Nachkommen sehen, aber keiner derselben fesselte des Urvaters Auge so sehr, als Jussuff durch seine unvergleichliche Schönheit. Suleicha, die Tochter des mauritanischen Königs Taimus, erblickt ebenfalls den Jussuff zuerst in einem Traum und wird von unendlicher Sehnsucht zu ihm erfüllt. Alle möglichen Prinzen und Veziere bewerben sich um ihre Hand. Endlich soll sie den Asis (Potiphar), Vezier von Aegypten, heirathen. Sie muß ihm ent-

gegenreisen und in der Hoffnung, es könne ihr im Traume gesehener Geliebter seyn, blickt sie durch einen Ritz des Zeltes:

Suleicha blickt durch diese Ritze nun,
„Ah! ruft sie, welch' ein sonderbar Geschick!
Nicht der ist's, den im Traume ich gesehn,
Nicht der, so des Verstandes mich beraubt,
Nicht der, der sein Geheimniß mir vertraut,
Ach, hart behandelte das Schicksal mich!
Ich pflanzte Palmen, Dornen sprossen auf,
Ich litt des Schatzes willen herbe Qual,
Ich wollte duft'ge Rosen pflücken gehn,
Der Durst'ge bin ich in der Wüste Sand,
Schon klebt am Gaum die trock'ne Zunge mir,
Da seh' ich plötzlich fern ein Wasser,
Doch statt des Wassers fand ich dürren Sand,
Das irrende Kameel auf Bergeshöh'n,
Von Felsensteinen ist mein Fuß zerfleischt.
Wer in der Welt ist Herz beraubt wie ich;
Mein Herz entfloh."

So hat denn der edle Perser die Liebe Suleicha's durchaus als Liebe der Seele, als zarte, ewige Sehnsucht aufgefaßt und alles Gemeinsinnliche dabei vermieden. Auch nimmt die Dichtung eine ganz andere Wendung, als bei dem Araber. Jussuff wird Vezier, Asis stirbt, Suleicha lebt trostlos, altert und wird häßlich. Da bekehrt sie sich vom Götzendienst zu Jussuff's Glauben und wird dadurch auf einmal wieder schön und jung. Jussuff heirathet sie und findet sie noch als Jungfrau.

Ungleich gröber und üppiger ist das Gedicht des Türken Hambi, in welchem unter anderm Suleicha ein Gemach mit lauter erotischen Bildern ausschmückt, in denen sie und er in zärtlichen Attituden dargestellt sind, und führt ihn dann selbst in dieses Gemach.

Auch die oben schon in der Geschichte der Sassaniden erwähnte Liebesgeschichte der Schirin ist öfter von muhamedanischen Hofdichtern behandelt worden, wobei sie in Chosru das Ideal eines Chalifen oder Sultan sahen, wie in Joseph das Ideal aller Jünglinge überhaupt.

Im Allgemeinen wühlen die Hofdichter nur im Genusse des Glücks herum, wie Käfer in der Rose. Nur zuweilen wagen sie es, auch das Tragische aufzufassen, welches so oft die golddurchwirkten Diwane im Harem mit Blut und Thränen benetzte. Rührend ist folgende Haremsgeschichte: An einem Tage, wo Bittschriften um Abhülfe von Unterdrückung eingegeben wurden, fand Jesid eine, welche begehrte, daß der Chalif eine bezeichnete Sklavin aus seinem Harem bringen und vor dem Bittsteller singen lassen möge. Jesid, über solche Unverschämtheit aufgebracht, ließ den Bittsteller und auch die Sklavin holen. Der junge Mann bat, sie möge den Vers aus dem Gedichte des Imrialkais singen:

O Fatima, gemach, wenn du ungnädig bist,
Und trennst du dich von mir, so gib mir milde Frist.

Sie sang und Jesid befahl dem Jüngling weiter zu sprechen; er bat, sie möge das folgende Distichon singen:

Es leuchtete von Nedschd der Blitz, ich sprach:
O Blitz — du hältst mich in den Nächten wach.

Der junge Mann begehrte nun einen Trunk Weines, und nachdem er den Becher in Hast geleert, eilte er auf die Spitze der Kuppel und stürzte sich von derselben todt nieder. Wir sind Gottes und wir kehren zu ihm zurück, sagte Jesid, von der schrecklichen Scene ergriffen, und sagte: der Thor, glaubte er denn, daß, wenn ich eine Sklavin aus dem Frauengemach führen ließ, ich sie wieder in dasselbe zurücksenden würde. Er befahl, sie ihrer Familie zurückzustellen, oder sie zu verkaufen und den Preis für die Seele des unglücklichen Liebenden in Almosen zu vertheilen. Sie wurde augenblicklich abgeführt; als sie aber durch den Hof kam, entwand sie sich den Händen der Führer und sagte den Vers:

Wer aus Liebe stirbt, der sterbe so,
Nur im Tode wird die Liebe froh,

und stürzte sich in einen Brunnen, wo sie todt blieb.

Noch eine traurige Geschichte aus dem arabischen Harem.

Dikoldschinn hatte eine schöne Sklavin aus Eifersucht ermordet. Seitdem verfolgte ihn ihr reizendes Bild und er dichtete:

Nach ihrem Tod stand sie an meines Bettes Fuß,
Ich gab dem schönen Halse einen langen Kuß,
Ich sprach: o Augenlust! gekommen endlich bist,
Wie ist dies möglich, da das Grab verschlossen ist?
Sie sprach: sie haben in das Grab den Leib getragen,
Woran die Würmer und der Erde Töchter nagen;
Allein der Geist, der kam zu dir nur auf Besuch,
Besuch von denen, die verhüllt das Leichentuch.

8.

Die Märchenwelt des Islam.

Die arabischen und persischen Märchen haben die ganze Welt erobert, denn sie sind schon seit den Kreuzzügen überall auch in der Christenheit verbreitet worden, und sie haben großen Einfluß auf die moderne Literatur geübt. Wegen dieser ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung verdienen sie eine nähere Betrachtung.

Zunächst spiegelt sich in ihnen die alte Heidenreligion, der arabische Sabäismus und der persische Feuerdienst ab. Altheilige Vorstellungen, die durch den neuen Glauben aus den Tempeln verdrängt wurden, flüchteten sich in die Poesie, ja sie nahmen von dort aus unter der Maske eines unschuldigen Märchens zuweilen Rache am Islam. Ein neckender Genius des Heidenthums zupft in diesen Märchen gern den ehrwürdigen Propheten am Barte.

So in dem berühmten und weitverbreiteten Märchen von Harut und Marut. Diese beiden Wesen waren Engel im muhamedanischen Himmel, wurden aber von Neugier und sogar ein wenig Neid ergriffen, so oft sie Zeuge waren von der Wonne der Menschen, die als Selige in den Himmel gelangten. Sie wünschten nun auch einmal Menschen werden zu können und Allah erlaubte ihnen auf die Erde hinabzusteigen, gab ihnen aber ein Zauberwort mit, welches

sie nur aussprechen durften, um sich sogleich wieder in den Himmel zurück zu versetzen, wenn es ihnen etwa auf der Erde nicht gefiele. Sie stiegen nun auf unsern Planeten herab, fanden da eine sehr schöne Frau, die Anahid, und verliebten sich in sie. Sie wollte ihnen aber keine Gegenliebe gewähren, außer wenn sie ihr das Zauberwort sagten, durch welches sie sich augenblicklich in den Himmel versetzen könnten. Sie waren so einfältig, es ihr Preis zu geben, und mittelst dieses Zauberwortes schwang sie sich sogleich selbst zum Himmel auf, wo sie noch jetzt als Morgenstern glänzt und mit ihrer Leier den Ton angibt zur Harmonie der Sphären. Harut und Marut aber hatten von Stund an, nachdem sie es einmal ausgeplaudert hatten, das Zauberwort vergessen und mußten auf der Erde zurückbleiben. Anahid ist die altsyrische Liebesgöttin aus der Hierarchie der ältesten Sternengötter. In der ganzen Sage spielt daher eine geistvolle Ironie durch, welche gegen den Islam gerichtet ist.

Eine Erinnerung an den alten Sterndienst enthält auch das merkwürdige Gedicht Wamik und Asra des persischen Dichters Answari, welches jedoch auch noch von mehreren andern Dichtern bearbeitet worden ist. Asra, die Blühende, die Geliebte Wamiks des Glühenden, wurde in den eisigen Norden versetzt, während er den flammenden Süden bewohnen mußte. Zwar thaute unter ihren Schritten der Schnee und verwandelte sich in Blüthen, aber der Frost durchschauerte sie dennoch immerwährend, und ihm, obgleich er der Gluth des Südens trotzte, wollte dennoch das Herz verbrennen. Da sehnten sich beide nach dem Tode und wurden an den Himmel versetzt, sie als das Sternbild der Jungfrau, er als Arctur. Die Sternschnuppen aber sind die Feuerfunken, die er von seinem Speere schüttelt, um die Jungfrau zu begrüßen.

Indem sich die Muhamedaner in Persien ausbreiteten, nahmen sie auch viele Vorstellungen aus dem persischen Volksglauben in ihre Märchendichtungen auf. So die von mehreren hinter einander folgenden Weltaltern und von dem Vogel Simurgh, der alle überlebt haben und alles wissen soll. Die muhamedanischen Dichter nehmen 72 solche Weltalter an und lassen jedes von einem weisen Salomo

beherrscht seyn, so daß sie 72 Salomonen zählen. Damit verbinden wieder andere ihrer Dichter die altpersische Vorstellung von dem ewigen Kampf zwischen Ormuzd und Ahriman, dem Licht- und Nachtreich. Sie glauben nämlich, vor der Erschaffung der Menschen sey die Welt nur von Dschinnen (Genien) bewohnt gewesen, welche theils böse Dews, theils gute Peris gewesen seyen und sich beständig bekämpft hätten. Sie bringen diese Vorstellung sogar in Verbindung mit dem alten Testament. Als Allah den Adam schuf, befahl er allen Dschinnen, diesem seinem neuen Geschöpfe zu huldigen. Ein Theil der Dschinnen that es und das sind die guten Geister, deren Fürst Sürkhrabsch heißt; ein anderer Theil aber weigerte sich und das sind die bösen Geister, deren Fürst Eblis sogleich den Adam zu verderben versuchte und die Eva verführte und der seitdem alle Menschen haßt und verfolgt.

Die merkwürdigste Dichtung der Muhamedaner, worin diese persischen Vorstellungen alle verschmolzen werden, ist die vom König Thahamurath, der ein geschichtlicher König Persiens gewesen seyn soll, aber seine größten Heldenthaten in Dschinnistan, dem Geisterreiche, vollbringt. In dieses ferne Reich trug ihn der uralte Vogel Simurgh auf seinen Flügeln, damit er dort den zarten Peris gegen die häßlichen Dews hülfe. Die schönste der Peris, Merdschane, war von dem Dew Demrusch geraubt und in seine Höhle verborgen worden. Thahamurath aber besiegte ihn, befreite die Königin von Dschinnistan und beherrschte als ihr Gemahl selbst dieses Reich, dem er eine so vollkommene Einrichtung gab, daß es ein Ideal aller Staaten wurde. Diese seltsame Sage ist vielleicht älter als der Islam, dessen Dichter sie nur adoptirt haben. Es ist dieselbe Sage, die wir an der Nordsee wiederfinden, die schöne Sage von der Fee Morgane.

Durch den berühmten persischen Dichter F i r d u s i wurde nicht nur die ganze altpersische Geschichte, sondern auch die noch ältere des medischen und assyrischen Reichs und die Heldensagen der skytischen Saken in einem großen Epos der muhamedanischen Märchenwelt vermittelt. Wir haben ihrer deshalb schon im ersten Bande gedenken

müssen. Firdusi war zu Thus in Chorasan geboren, der größte Dichter der muhamedanischen Welt und so vom Geist der Vorzeit erfüllt, daß er auf die Gegenwart mit Verachtung herabblickte. Durch Answari, welcher bei Mahmud dem Ghaznewiden im höchsten Ansehen stand, kam auch er in dieses Fürsten Huld, als er einmal über Unrecht klagend in seiner Vaterstadt kein Recht hatte finden können und deshalb Hülfe suchend nach der Hauptstadt gereist war. Sultan Mahmud nahm sein großes geschichtliches Gedicht Schahnameh (das Buch der Könige) und schenkte ihm dafür 60,000 Silberstücke, für jeden Doppelvers eins. Der stolze Dichter aber nahm ein Bad und verschenkte die ganze Summe, die ihm der Sultan geschickt hatte zu drei Theilen an den, der sie ihm brachte, an den Bader und an den Diener, der ihm eine Erfrischung gereicht hatte. Aus der Hauptstadt entflohen verbarg er sich lange in seiner Vaterstadt, während Sultan Mahmud in Indien beschäftigt war. Als dort der Sultan einmal vor Delhi, welches er nicht anzugreifen wagte in Verlegenheit war, ermuthigte ihn sein Vezier durch einen Vers des Firdusi. Da gedachte der Sultan des lange Vergessenen, hörte von der Armuth seines Alters und befahl ihm zwölf Kameele mit reicher Ladung nach Thus zu schicken. Als aber die Kameele in das eine Thor zu Thus einzogen, zog durch das andere ein bescheidener Leichenzug hinaus, denn eben wurde Firdusi begraben. Die Geschichtschreiber bemerken, zu der frühern Ungnade des Sultans habe beigetragen, daß er den Dichter für einen Ketzer gehalten habe. Die Ketzerei dürfte aber mehr von politischer Natur gewesen seyn, sofern der Dichter seinen persischen Landsleuten die großen Thaten und den Ruhm ihrer Vorzeit in einem herrlichen Gemälde entfaltet hatte. Uebrigens hat auch Firdusi den geschichtlichen Stoff seiner großen Dichtung in der phantastischen Manier der muhamedanischen Dichter behandelt und darin blumenreiche Beschreibungen und Wunder gehäuft.

Ganz auf dieselbe Weise wurde das Leben Alexander des Großen von den Dichtern in ein weitläufiges und wundervolles Märchen verwandelt und viele Dichter überboten sich in ihren Iskandernamehs im Phantastischen. Den meisten Ruhm unter diesen Dich-

tungen erlangte die persische des Nisami. Sie wurde seit den Kreuzzügen auch in Europa bekannt und gingen in die großen Alexanderlieder der deutschen und romanischen Dichter des Mittelalters über.

In die Märchenform flüchtete sich auch die heitere Auffassung des gemeinen Lebens, seiner Genrebilder, seiner Naivetäten, seiner kleinen Schwächen, Dummheiten und Arglisten, seiner komischen und tragischen Zufälle. Darin macht sich eine gewisse Reaction des Natürlichen gegen den Glaubenszwang des Islam und gegen den Terrorismus der Despoten bemerklich, und wir glauben den altarabischen Freimuth, wie er schon in dem Moallakat vorherrschte, auch noch in den arabischen Märchen der 1001 Nacht wieder zu erkennen. Dem freien Araber der Wüste blieb wie die Lust, sich die Langeweile durch Märchenerzählen zu vertreiben, so auch die liebenswürdige Natürlichkeit und Ungenirtheit des Erzählungstons. In den großen Städten kam nur eine reichere Lebenserfahrung, eine größere Sittenlosigkeit und die Skandalchronik hinzu, so wie man auch an den lustigen Höfen der Ommaijaden, Abassiden, Ghaznewiden 2c. die ersten Sammlungen und Uebertragungen der Märchen von einem Volk aufs andere suchen muß. Man hatte zuerst eine arabische Sammlung, die Geschichte der vierzig Veziere, und eine persische Geschichte der zehn Veziere, worin die verschiedensten kleinen Märchen, Novellen und Schwänke von Vezieren erzählt werden. Diese gingen dann in die Geschichten der sieben Meister über, die in mannigfacher Gestaltung im Abendlande sich erweiterten, wurden aber auch in die größere, ursprünglich davon unabhängige Sammlung der 1001 Nacht aufgenommen, die sich überhaupt durch Aufnahme allerlei fremden Stoffs allmählig immer mehr erweiterte, wie die verschiedenen Ausgaben beweisen. Daneben kam eine andere Sammlung in Persien unter dem Namen 1001 Tag auf, beide einander sehr ähnlich und beide aus demselben Bedürfniß hervorgegangen, für die Langeweile theils der Hareme, theils der Reisen durch die Wüste immer einen reichen Stoff zur Unterhaltung zu haben.

Sieht man von dem ab, was die Märchen an älterem mythi-

schen Stoff aus dem Sabäismus, Parsismus, namentlich aus Dschinnistan enthalten, also vom rein Märchenhaften und Phantastischen und andererseits von dem, was vorzugsweise darauf berechnet ist, den Chalifen und Sultanen und ihren Damen zu gefallen, also vom Hofpoeten-, wir möchten sagen vom Eunuchenstyl, so bleibt als das eigentlich Originelle und Werthvolle in den arabischen und persischen Märchen dasjenige übrig, was mit so vielem Glück später von Boccaccio in Italien und von Cervantes in Spanien nachgeahmt wurde, nämlich das Novellenartige, die psychologisch feine, geistvolle und ein wenig ironische Auffassung des gemeinen Lebens mit seinen unendlich verschiedenen Charakteren und Situationen, die Poesie des Natürlichen mit dem Werthe der tiefsten Menschenkenntniß und dem Reize der anspruchslosesten Unterhaltung. Dieses Natürliche und Menschliche in den Märchen gleicht auf überraschende Weise die Unnatur der muhamedanischen Zustände aus. Die Weiber z. B., welche der Islam verhüllt und einschließt, und zu ewiger Sklaverei verurtheilt, gewinnen alle ihre Menschenrechte wieder in den Märchen und gehen fast schlimmer mit den Männern um, als im Abendlande, wo sie frei sind. Eben so steht der geistesüberlegene Sklave mit genialer Freiheit dem dummen Herrn gegenüber. Ueberall bricht die Natur muthwillig durch den Zwang des Gesetzes und ein übermüthiger Frühling zersprengt die alten Mauern mit der elastischen Gewalt seiner Wurzeln, Knospen und Ranken.

Aber es liegt auch ein sündiger Trieb in dieser Lust, eine lachende Opposition gegen das ewig Sittliche. Die Märchen stellen alle Schwächen, Gelüsten und kleine Bosheiten der Menschennatur nur ergötzlich dar und der Spott des Erzählers trifft fast immer den Unschuldigen und Einfältigen, der übertölpelt wird. Und gerade diese Tendenz gefiel an den Märchen am meisten und wurde auch bald in den Novellen, Fabliaux und Schwänken des Abendlandes nachgeahmt.

Mutterwitz und natürliche Lebensweisheit machen sich bei den Arabern und Persern auch in Fabeln und humoristischen Lehrgedichten geltend. Ihr Fabeldichter Lokman scheint jedoch nur eine mythische

Person und der von ihnen adoptirte Aesop zu seyn, da auch er ein schwarzer Sklave gewesen seyn soll, dessen körperliche Häßlichkeit mit der Grazie der Seele contrastirt. Man hat ihn bis zur Zeit Davids zurückdatirt. Ein sehr berühmtes halbkomisches Lehrgedicht waren ferner die Makamen des Hariri, eines Dichters in Bagdad, der ins 11. Jahrhundert fällt. Sie handelten von den Verkleidungen des Abu Seid, der die Menschen in den verschiedensten Ständen und Lagen beobachtet und sich über ihre Thorheit lustig macht. Sie sind in einer kunstreich gereimten Prosa geschrieben, die zu lesen fast unerträglich wird.

Die gemeine Lebensweisheit steigerte sich bei edlern Geistern zu einer über den Islam erhabenen Mystik des s. g. Sofismus, der aber erst nach den Kreuzzügen und mit der abendländischen Mystik zugleich in volle Blüthe kam.

Siebentes Buch.

Der Bilderstreit.

1.

Byzantinische Verderbniß.

Als die Muhamedaner zuerst Damaskus und im J. 638 auch Jerusalem eroberten, war Heraclius schon zu alt und durch innere Parteiungen im Reiche zu sehr geschwächt, um sich noch einmal an die Spitze eines Heeres stellen zu können. Jene Eroberungen blieben dem Islam, doch rückte derselbe noch nicht weiter nach Kleinasien und gegen die Hauptstadt Byzanz vor.

Weder die griechische Nationalität, in welcher die Oströmer nach und nach aufgegangen waren, noch die griechische Kirche eigneten sich, die Herrschaft über die Morgenländer zu behaupten, daher der furchtbare Rückschlag des Orientalismus gegen die europäische Bildung und gegen das Christenthum im Islam, von dem wir schon so viel gehandelt haben. Die Weltgeschichte hätte diese Wendung nicht genommen, wenn nicht bei den Griechen, welche zunächst das europäische und christliche Interesse gegen den Orient vertraten, alles faul und abgestorben, oder vergiftet gewesen wäre.

Nach dem kurzen Aufschwung unter Heraclius sank das griechische Volk wieder in die alte Sünde zurück. Der Kaiser dachte über eine

dauerhafte Vereinigung der orientalischen Christen, die er vom persischen Joche befreit hatte, mit seinen griechischen Christen nach und da die ersteren, wie oben berichtet wurde, fast alle Monophysiten waren, so gefiel er sich in der Vermittlung derselben mit den Rechtgläubigen. Eine solche Vermittlung war ihm dargeboten durch den arabischen Bischof Theodor, welcher zwar die eine Natur in Christo verwarf, aber in beiden, der göttlichen und menschlichen Natur Christi nur einen Willen und eine Wirkungsweise annahm. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieser Araber dabei Rücksicht nahm auf den Islam, in welchem die Einheit Gottes aufs stärkste betont wurde. Sergius, Patriarch von Constantinopel, billigte Theodors Ansicht und bewog auch den Kaiser, sich dafür zu erklären, indem sie, weil sie die zweifache Natur beibehielt, die Rechtgläubigkeit nicht antaste. Da nun sogar der damalige Papst Honorius (vielleicht dadurch gewonnen, daß der Patriarch von Aquileja, der sich schon von Rom getrennt, sich wieder Rom unterwerfen mußte) nichts Arges darin fand, gab Heraclius im J. 638 ein Edict (Ekthesis), worin er die Lehre von einem Willen in Christo (Monotheletismus) begünstigte. Er erlebte indeß die übeln Folgen dieses Edicts nicht, denn er starb an der Wassersucht, 641.

Seine erste Gemahlin, Eudoxia, war schon längst gestorben und die zweite, Martina, hatte ihn bewogen, nicht nur seinen ältern Sohn erster Ehe, Constantin III., sondern auch den jüngern zweiter Ehe, Heracleonas, zu Kaisern zu ernennen. Der erstere regierte aber kaum über ein Vierteljahr, dann starb er, wie man vermuthet, an Gift. Martina hoffte nun allein zu regieren, aber man verabscheute ihre Ränke und weil sie eine eifrige Monotheletin war, erhob sich das rechtgläubige Volk plötzlich, schickte sie mit ausgeschnittener Zunge, den Heracleonas mit abgeschnittener Nase ins Elend und machte einen Neffen des Heraclius, Sohn seines verstorbenen Bruders, den damals erst zwölfjährigen Constans II. zum Kaiser. Pyrrhus, den Martina zum Patriarchen gemacht hatte, entging der Verfolgung, indem er nach Rom floh und sich zur Rechtgläubigkeit bekehrte. Constans erließ unter dem Einfluß des neuen byzantinischen Patriarchen

Paulus ein neues Edict, 648, worin befohlen wurde, es solle niemand mehr über den einen oder die beiden Willen in Christo streiten. Das hieß soviel, als, es sey gleichgiltig wie man darüber denke. Dagegen nun erklärte sich Papst Martin in Rom und hielt in der ersten Synode des Lateran 649 die rechtgläubige Ansicht fest, wonach der Monotheletismus nicht als gleichgiltig angesehen, sondern ausdrücklich verdammt wurde. Paulus, dem das kaiserliche Edict neue Hoffnungen erweckt hatte, war damals schon wieder vom Papst abgefallen, welcher ihn daher mit verdammte. Constans wurde darüber so erzürnt, daß er die erste Gelegenheit ersah, sich am Papste zu rächen, wobei man voraussetzen muß, daß es ihm sehr wehe that, durch sein in der Form wohlausgeklügeltes, im Wesen aber nur allzu indifferentes Edict der Kirche nicht diejenige Einheit zurückgegeben zu haben, die ihm dem Anstürmen des Islam gegenüber als ein dringendes Bedürfniß erscheinen mußte. Auf seinen Befehl zog 652 sein Exarch Theodor von Ravenna nach Rom, wo er den Papst gefangen nahm. Martin lag krank im Bette, wurde aber auf ein Schiff gebracht und in Byzanz einen ganzen Tag lang dem Hohn des monotheletischen Pöbels ausgesetzt, dann nach Cherson am schwarzen Meere verbannt, wo er im Kerker Hunger leiden mußte und nach wenigen Jahren starb. Noch schlimmer wurde der Abt Maximus behandelt, der in seinen Schriften die Monotheleten am schärfsten angegriffen hatte. Man geißelte ihn, riß ihm die Zunge aus, hieb ihm die Hand ab und warf ihn in den Kerker, in welchem er als 80jähriger Greis verschied.

Constans war eifersüchtig auf seinen Bruder Theodosius, indem er immer fürchtete, eine Partei könnte denselben auf den Thron erheben. Deswegen zwang er ihn, erst Priester zu werden, dann ließ er ihn umbringen, zog sich aber diesen Mord zu Gemüthe und wurde bis zum Wahnsinn geängstigt, weil er überall den Geist des Bruders sah, der ihn mit einem Kelche verfolgte und ihm immer zurief: „Trink, Bruder, trink!“ Das kam daher, weil der Kaiser sich einmal von seinem Bruder, als derselbe hatte Priester werden müssen,

wie zum Hohn den Abendmahlskelch hatte reichen lassen. Nun konnte es der gequälte Monarch in seinem Palast und in seiner Hauptstadt nicht mehr aushalten, rüstete eine Flotte und segelte nach Unteritalien, um den Longobarden Benevent zu entreißen. Die Belagerung und ruhmvolle Vertheidigung dieser Stadt durch Romoald, den Sohn Grimoalds, haben wir oben schon in der Geschichte der Longobarden erzählt. Grimoald entsetzte den Sohn und jagte den Kaiser nach Neapel. Von da ging Constans nach Rom, wo Vitalianus, ein Papst nach seinem Willen gewählt worden war, welcher den Brudermörder und Bedränger der Kirche aus Menschenfurcht auf niedrige Weise beschmeichelte. Aber der alte Kaiserpalast war verödet und halb schon Ruine und der römische Kaiser ging darin nur noch wie ein Gespenst umher. Es ward ihm auch hier nicht wohl und er konnte keine Ruhe mehr finden. Um wenigstens nicht von Geldmitteln entblößt zu seyn, raubte er, wie einst Geiserich, in Rom noch alles Werthvolle zusammen und plünderte sogar die Kirchen aus. Dann fuhr er nach Sicilien hinüber und richtete sich in Syrakus ein, als ob er dort bleiben wollte, wurde aber, während er im Bade saß, von dem ihm aufwartenden Diener mit dem ehernen Waschkruge erschlagen, 668.

Die Truppen in Sicilien wählten den Mecicius zum Kaiser, ihren Liebling, der sich durch wunderbare Schönheit auszeichnete. In Byzanz aber bestieg des Constans ältester Sohn Constantin IV. den Thron, segelte sogleich nach Sicilien und ließ seinen Nebenbuhler enthaupten, den schönen Kopf aber im Hippodrom zu Byzanz aufstellen. Bei seiner Rückkehr bemerkte das Volk, daß dem jungen Kaiser der Bart gewachsen sey, und nannte ihn davon Pogonatos. Seine beiden jüngern Brüder, Heraclius und Tiberius, die er aus Eifersucht eingesperrt hielt, reizten eine Partei unter den Soldaten an, zu verlangen, daß sie Mitkaiser würden, da der Dreieinigkeit im Himmel ein Dreikaiserthum auf Erden entsprechen müsse. Diese Frivolität aber kostete den Brüdern die Nasen, die ihnen Constantin abschneiden ließ. Mittlerweile waren die Muhamedaner unter ihrem Chalifen Moawia im Osten des verwahrlosten Reiches weiter vorge-

drungen, und kamen 672 bis vor Byzanz, wurden aber zurückgeschlagen. In jedem folgenden Sommer kamen sie wieder, aber Byzanz war durch seine Lage und durch seine Mauern so fest, daß es sich jedesmal behauptete und die Muhamedaner außerordentlich viele Menschen verloren. Constantin durfte daher wagen, i. J. 678 selber wieder angreifend vorzugehen, und als seine Truppen siegreich bis nach Syrien vorgedrungen waren, bequemte sich Moawia zum Frieden. Damals bildete sich im Gebirge Libanon die merkwürdige Republik der Maroniten aus. Dies waren Monotheleten, ursprünglich Mönche vom Kloster des h. Maro, aber von den Arabern Mardaiten genannt (von maradda, der Empörer). Als das kaiserliche Heer in Syrien eindrang, verjagten sie alle Araber aus dem Libanon und wählten sich ein eignes Oberhaupt. Seitdem haben sie sich dort behauptet, traten aber im 12. Jahrhundert zur römischen Kirche über. Im J. 679 mußte Constantin gegen die Bulgaren kämpfen, fand sie aber mit Geld ab.

In Rom war wieder ein unabhängiger Papst gewählt worden, Agathon, der sich dem Kaiser widersetzte, als derselbe ein allgemeines Concil nach Byzanz ausschrieb, und selbst ein solches nach Rom berief, 680. Das war das sechste ökumönische Concil, dem sich Georg, Patriarch von Byzanz, unterwerfen mußte, da es der Kaiser selbst für gerathen hielt, nachzugeben, um durch den Papst eine Einheit in die Kirche zu bringen, die er ohne ihn nicht mehr hätte erreichen können. Die große Mehrheit der Christen war rechtgläubig geblieben. Die Monotheleten konnten dem Schicksal der Monophysiten auf die Dauer nicht entgehen. Der Kaiser selbst war für kein Dogma eingenommen, sondern folgte nur Staatsrücksichten. Er wollte die Kirche nur einig haben, gleichviel in welcher Form, und die Mehrheit der griechischen Bischöfe folgte, wie immer, dem kaiserlichen Befehle. So wurde denn auf dem römischen Concil die Rechtgläubigkeit vollkommen wieder hergestellt.

Constantin starb 685. Sein Sohn und Nachfolger Justinian II. war schon in früher Jugend lasterhaft, ließ einen elenden Eunuchen regieren, erlitt eine empfindliche Niederlage durch die

Bulgaren, vertrieb sich die Zeit mit Schauspielen und ließ eine Kirche niederreißen, um Platz für seine Spiele zu gewinnen. Als er nun auch gegen die Murrenden mit grausamen Hinrichtungen vorging, wurde Leontius, ein tapferer Feldherr seines Vaters, aus dem Kerker befreit und zum Kaiser ausgerufen. Das Volk verlangte, er solle den Justinian köpfen lassen, Leontius ließ ihm aber nur die Nase abschneiden und verbannte ihn nach Cherson 695. Nach drei Jahren wurde Leontius durch einen seiner Offiziere, Apsimar, entthront und gleichfalls der Nase beraubt. Da machte Justinian von Cherson aus große Umtriebe, um sich seinen Thron wieder zu erobern. Zuerst heirathete er eine Tochter des Chans der Chazaren, um mit diesen Tataren nach Byzanz zurückzukehren, schickte ihm jedoch bald, da er dem Chan nicht traute, die Tochter zurück und ging zum Fürsten der Bulgaren, Terbeles, der ihn wirklich an der Spitze eines wilden Heeres in sein Reich und auf den Thron zurückführte, 705. Der Bulgar empfing dafür einen Haufen Gold, den er mit seiner Peitsche abmaß, und kehrte heim. Apsimar wurde gefangen und auch Leontius aus dem Kloster, ihn das man in gesteckt hatte, herbeigeschleppt und beide brauchte Justinian, während er den Spielen des Cirkus zusah, als Fußschemel und trat behaglich auf ihnen herum. Nachher ließ er sie köpfen. Ueberhaupt fing er seine vorige Lebensweise wieder an, wurde aber noch viel grausamer und ließ alle, die ihn früher hatten vertreiben helfen, unter Martern hinrichten. Diese Morde waren massenhaft und weil er auch in Cherson manchen Spott hatte erdulden müssen, ließ er auch dort die vornehmsten Einwohner lebendig verbrennen oder ersäufen. Sein Statthalter Barbanes hatte aber noch viel zuviel Milde geübt. Deswegen befahl ihm der Kaiser, im October mit der ganzen Flotte zurückzukehren. Man traute ihm die Bosheit zu, daß er sie absichtlich habe verderben wollen, weil die Wildheit des schwarzen Meeres in dieser Jahreszeit keine Schiffahrt gestattet. Wirklich ging die ganze Flotte mit 70,000 Menschen zu Grunde. Im nächsten Frühjahr aber schickte der Kaiser eine neue Flotte mit dem Befehl, alles Lebendige in Cherson auszurotten. Dieser Befehl wurde vollzogen, aber viele Einwohner von Cherson

retteten sich zu den Chazaren und schlugen mit deren Hülfe die kaiserlichen Truppen. Diese mußten, wenn sie heimkehrten, des Kaisers Rache fürchten, schloßen sich daher den Aufrührern an und riefen des Bardanes Sohn Philippicus zum Kaiser aus. Justinian eilte ihm mit einem Heere entgegen und verband sich wieder mit den Bulgaren, allein er wurde von seinen Soldaten ermordet und sein junger Sohn Tiberius, der sich mit Reliquien behangen zu einem Altar geflüchtet hatte, weggerissen und umgebracht, 711.

Das unvernünftige Gebahren des Justinian war Rom zu Gute gekommen. Hier machte sich Papst Sergius völlig von dem nichtswürdigen Byzantiner unabhängig. Als Justinian einen seiner ersten Beamten, Zacharias, nach Rom schickte, um den Papst verhaften und nach Byzanz bringen zu lassen, erhob sich das Volk, der Beamte wurde schimpflich fortgejagt, Ravenna selbst empörte sich gegen den unwürdigen Kaiser. Die letztere Stadt strafte er zwar im J. 709 durch einen Rachezug, gegen Rom aber vermochte er nichts, und Ravenna selbst empörte sich von neuem und erkannte auch den Philippicus nicht an, in der Hoffnung, daß Italien sich ganz von Byzanz ablösen werde. Zu diesem Behuf trat Ravenna bereits mit andern römischen Städten Italiens in einen Bund zusammen. Diese Umstände trugen wesentlich bei, daß Philippicus aus Zorn gegen Rom wieder die Partei der Monotheleten ergriff und als er auf einem Concil in Byzanz die Lehre der letztern wieder für die allein gültige erklärte, stimmten ihm die griechischen Bischöfe, die kaum das Gegentheil beschworen hatten, geschmeidig wieder zu, 712. Allein er wurde bald darauf durch eine Soldatenrevolution gestürzt und geblendet und statt seiner Anastasius II. auf den Thron erhoben, 713, der aber auch nicht lange aushielt und von Revolutionen umringt und von den Muhamedanern bedroht, freiwillig wieder vom Thron herunterstieg. Eben so wenig konnte sich sein Nachfolger Theodosius halten, sondern, weil sein kecker General Leo der Isaurier mit den Muhamedanern sich verständigte, um ihn zu stürzen, dankte auch er ab, 717. Leo nahm nun die Krone, hielt den Muhamedanern nicht Wort und vertheidigte Byzanz ritterlich gegen ihr Anstürmen.

2.

Der Isaurier Leo.

Das byzantinische Reich erhielt sich mit wunderbarer Zähigkeit, obgleich der kaiserliche Hof, die Kirche und das Volk schon seit Jahrhunderten tief verdorben waren. Aus den weichlichen Griechen konnten keine siegreichen Heere mehr geworben werden, doch fand Byzanz immer noch tapfere Barbaren, die ihm um Sold dienten und seine schlaue Diplomatie wußte seine übermächtigen Feinde unter einander selbst zu entzweien. Die Hauptstadt war durch ihre Lage zwischen Meer und Bergen und mit bewunderswürdiger Kunst dergestalt befestigt, daß sie bei damaligem Stande der Belagerungskunst schlechterdings als uneinnehmbar gelten konnte, und in Friedenszeiten war sie zwischen Europa und Asien der wichtigste Handelsplatz, wodurch ihr Reichthum unerschöpflich blieb.

Leo, ein tüchtiger Soldat, Sohn eines Viehhändlers aus den wilden Gebirgen Isauriens, der uralten Heimath des Land- und Seeraubs, brachte die Nervenkraft seiner Race unter das schlaffe Griechenvolk und fing, wie oben schon erzählt ist, damit an, daß er sich mit List auf den Thron schwang und denselben dann mit Gewalt gegen die betrogenen Muhamedaner vertheidigte, 717. Ein ungeheures Heer der letzteren unter Moslemah belagerte Byzanz den ganzen Sommer hindurch, erlitt aber die größten Verluste durch das berühmte griechische Feuer, welches auch unter Wasser nicht erlosch und womit ihm die Griechen seine Flotte zerstörten und, wenn das Landheer stürmte, tausende seiner Leute verbrannten. Im Winter trat solche Kälte ein, daß die an Hitze gewöhnten Araber wieder eine Menge Menschen verloren. Im folgenden Frühjahr kam die neue Flotte mit Verstärkung, aber die christlichen Matrosen empörten sich und halfen die Flotte zerstören. Das Landheer hatte keine Lebensmittel mehr, streifte deshalb bis in die Bulgarei, wurde aber

von den Bulgaren zurückgeschlagen und endlich durch die Pest so an Zahl verringert, daß es abziehen mußte.

Hierauf wandte Leo seine ganze Aufmerksamkeit einer kirchlichen Angelegenheit zu, nämlich den h. Bildern. Nichts war natürlicher, als daß man das Heilige, welches man verehrte, wie man es in Worten darstellte, so auch in Bildern sehen wollte. Daher schon frühe Bilder von Christus, Maria und den Heiligen existirten, deren unter andern eine Menge mit zartem Schönheitssinn in den römischen Katakomben gemalt wurden. Zwar eiferten schon früher mehrere Kirchenväter (Justinus, Tertullian, Basilius, Clemens von Alexandrien, Cyrillus) gegen die schönen Darstellungen des Heilands und Mariens, indem sie sich dabei auf die Stelle bei Jesaias 52, 14 beriefen, wonach Christus sogar häßlich gewesen seyn soll. Allein sie bezweckten damit nur, der Gnosis entgegenzutreten, welche das Menschliche in Christo allzusehr verflüchtigte, und dem Manichäismus, der sogar die Teufel durch Christi ideale Schönheit verführen ließ. Andere Kirchenväter dagegen (Origenes, Hieronymus, Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus) stützten sich auf Psalm 45, 3, worin der Heiland das schönste unter den Menschenkindern genannt wird, und vertheidigten mit Recht die Ansicht, daß Gottes Sohn nicht unschön gewesen seyn könne. Die frommen Maler, besonders Mönche, folgten dem natürlichen Zug des Herzens und des Schönheitsinnes, indem sie das Heilige so schön malten, als sie es irgend vermochten. Auch das fromme Volk wollte sehen, was es glaubte, und das war ein so natürliches Verlangen, daß man es nicht erst aus der altheidnischen Gewohnheit der Griechen, schöne Götterbilder vor sich zu sehen, zu erklären braucht. Nur insofern wirkte die heidnische Gewohnheit nach, als man bald anfing, das Bild für das Wesen zu nehmen, im Bilde die göttliche oder heilige Person selbst zu sehen und in einen vertraulichen Verkehr mit ihr zu treten, als ob sie wirklich im Bilde steckte. Es kam in der griechischen Kirche so weit, daß man Heiligenbilder zu Gevatter bat. Am häufigsten wurden die Wunderkuren der Bilder. Bilder von Holz oder Stein verrichteten, bildete man sich ein, Wunder, als wenn es die Heiligen selbst wären,

die sie vorstellten. Von einem Marienbilde in Sozopolis strömte ein heilkräftiger Balsam 2c.

Die Muhamedaner, die nur einen Gott erkannten, pflegten daher die Christen zu verachten, als welche drei Götter und dazu noch in der Jungfrau Maria und den Heiligen eine Menge Halbgötter hätten. Auch nannten sie die Christen Götzendiener, weil dieselben Bilder in Kirchen und Capellen aufstellten und davor niederknieten und beteten. Der Islam duldete keine Bilder. Der Chalif Jezid II. verbot sie im Jahr 723 innerhalb seines Reichs auch den Christen. Alle wurden aus den Kirchen weggenommen. Das erweckte nun das Nachdenken des Isauriers und es schien demselben räthlich, auch in seinem Reiche den Bilderdienst einzuschränken, den er selbst für eine Uebertreibung hielt und der den Muhamedanern nicht länger zum Vorwande dienen sollte, das Christenthum zu verachten. Er machte damit dem Islam eine Concession, wie es vorher schon die Monophysiten und Monotheleten gethan hatten, daß ihn doch gerade diese durch ihr Beispiel hätten belehren sollen, daß solche Concessionen immer den Zweck verfehlen. Er hatte aber Größeres im Sinne und wollte nicht vertheidigungs-, sondern angriffsweise gegen den Islam verfahren. Er hoffte nämlich, wenn er nur erst den Bilderdienst abgeschafft habe, werde es ihm leicht werden, nicht nur die Juden, sondern auch die Muhamedaner zu bekehren. Theophilus, ein phrygischer Bischof, reizte ihn hauptsächlich dazu an und stellte ihm die Sache als unschwer vor. Ein Aufstand asiatischer Juden, unter denen wieder einmal ein falscher Messias aufgestanden war, veranlaßte den Kaiser im Jahr 724 zu befehlen, daß alle Juden Christen werden sollten, und wirklich mußten sie sich zu tausenden taufen lassen. Hierauf begann Leo auch den Krieg gegen die Bilder. Erst verbot er nur, daß man sich vor denselben niederwerfe. Aber das reizte die Mönche schon dermaßen, daß sie auf den cykladischen Inseln einen gewissen Kosmas zum Gegenkaiser erhuben, dessen Aufruhr jedoch bald unterdrückt wurde. Sofort ging Leo einen Schritt weiter und erließ im Jahr 726 das entscheidende Edict, welches überhaupt alle Bilder in den Kirchen verbot, und die geschmeidigen

Bischöfe stimmten ihm wie gewöhnlich zu. Allein er wurde in der Hauptsache arg getäuscht, denn der Chalif merkte bald seine Absicht, erlaubte jetzt die Bilder wieder und ließ durch den geistvollen Johannes von Damascus ein Buch schreiben, welches den Gebrauch der Bilder auf das glänzendste rechtfertigte. „Nur im alten Testament,. spricht Damascenus, waren die Bilder verboten, nicht im neuen. Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig. Und waren nicht die Cherubim der Bundeslade ebenfalls Bilder? Wenn ihr den Ausdruck des Unsichtbaren im Sichtbaren verbieten wollt, so müßt ihr auch das h. Buch, den Tisch des Herrn, das Grab Christi, das h. Kreuz, den Berg, auf dem er stand, ja selbst seinen Leib und sein Blut im h. Abendmahl verbieten und vernichten, denn auch sie sind sichtbar.“ Damals saß auf St. Peters Stuhle zu Rom Gregor II., welcher sich sogleich entschieden für die Bilder erklärte und sich dabei der Zustimmung fast des ganzen Abendlandes und auch des größten Theiles der Griechen erfreute. Nun benutzte aber Liutbrand, König der Longobarden, die Verlegenheiten des Kaisers, um dessen Besitzungen in Italien anzugreifen, und ging darauf aus, sich zum Herrn von ganz Italien zu machen und also zuletzt auch Roms. Der Papst war daher gezwungen, wieder eine Verständigung mit dem Kaiser zu suchen, weil er damals bei dem Frankenfürsten Karl Martell, der die Pfaffen nicht leiden konnte, keine Hülfe fand. Gregor rieth dem Kaiser, sich in die kirchlichen Dinge lieber gar nicht zu mischen. Leo aber wurde durch den Widerstand, den man ihm leistete, nur erbittert. In Byzanz selbst erhoben die Weiber einen Aufruhr und ermordeten einen Beamten, der die Bilder in einer Kirche hinwegriß. Da ließ Leo die Soldaten einhauen und viele Weiber und Mönche kamen ums Leben. Im J. 733 zog Leo mit einer Flotte gegen Italien aus, aber der Sturm zerstörte seine Schiffe, worüber die Bilderfreunde frohlockten. Unterdeß war dem zweiten der dritte Gregor gefolgt, den wieder Liutbrand bedrängte, während Leo einen Angriff der Muhamedaner glücklich zurückschlug. Da wandte sich Gregor III. dringend an Karl Martell und bat ihn, den Schutz des römischen Stuhles zu übernehmen, welches bisher das Vorrecht

des Kaisers gewesen war. Doch Karl entschied sich nicht und alle Betheiligten starben, Leo, Karl, Gregor III., alle im J. 741.

Leos Sohn, Constantin, lag noch gegen die Muhamedaner zu Felde, als sein Schwager Artabasdus an der Spitze der bilderfreundlichen Partei sich der Hauptstadt bemächtigte und die Bilder wieder in die Kirchen bringen ließ. Allein er wurde nach einem blutigen Kriege besiegt und mit seinen Kindern geblendet, 743. Der damalige Patriarch von Byzanz, Anastasius, hatte dem Usurpator gedient und öffentlich den Constantin gelästert, deshalb ließ ihn dieser geißeln und rückwärts auf einem Esel sitzend durch die Straßen führen, behielt ihn aber bei, weil Anastasius sich aus Angst zu seinem Werkzeug hergab. Erst später schämte sich Constantin des Nichtswürdigen und ließ ihn hinrichten. Der Kaiser benutzte die Bedrängniß des Papstes durch die Longobarden, um im Jahr 754 eine große Kirchenversammlung in Byzanz zu halten, durch die er den Bilderdienst aufs neue verdammen und die zuwider handelnden Bischöfe und Mönche mit den härtesten Strafen bedrohen ließ. Sein Haß gegen die Mönche, die an den Bildern hingen, war so fanatisch, daß er sie zwang, jeder mit einer Nonne an der Hand in Prozession durch den Hippodrom zu ziehen zum Gelächter des Publikums. Einige Jahre später ließ er die meisten Klöster aufheben und allen Mönchen, welche nicht heirathen wollten, die Augen ausstechen. Das Concil von 338 Bischöfen beantwortete die Vorwürfe des Papstes und des Damascenus mit folgendem: „Ihr anerkennt als Rechtgläubige, daß in Christo zwei Naturen und zwei Willen unvermischt sind. Wer nun ein Bild von Christus malt und es anbeten läßt, der leugnet die göttliche Natur des Heilands, welche nicht mit Farben gemalt werden kann, und trennt entweder das göttliche vom menschlichen, oder vermischt beides, ist also nothwendig ein Arianer, Nestorianer, Monophysit und Monothelet. Die Malerei ist eine heidnische Kunst, eine Erfindung des Teufels. Wir wollen aber von heidnischer Kunst keine Beweise unsers Glaubens. Als die Teufel Christum versuchten und ihn als Herrn anbeten wollten, litt er es nicht und wollte kein Zeugniß von ihnen annehmen.“ Die versam-

melten Bischöfe legten schließlich einen fürchterlichen Fluch auf den Damascener, woraus erhellt, wie gefährlich ihnen derselbe erschien. Er handelte aber auch ganz im Einverständniß mit dem Chalifen, welcher, um den Plan des Kaisers zu durchkreuzen, den Bilderdienst unter den Christen jetzt ebenso eifrig unterstützte, als er ihn früher verdammt und unterdrückt hatte. Die drei Patriarchate, welche den Chalifen als weltlichen Oberherrn erkannten, von Jerusalem, Alexandria und Antiochia, wurden mit lauter Bilderfreunden besetzt. Damals wurden aber auch viele Bilder aus Griechenland nach Italien geflüchtet und man glaubt, daß sich das Vorkommen so vieler Marienbilder mit dunklem Teint im Abendlande davon herschreibt.

Constantin war ein glücklicher Krieger. Er schlug die immer lästiger gewordenen Bulgaren und züchtigte sie in ihrem eigenen Lande, indem er mit einer Flotte durch das schwarze Meer die Donau hinauffuhr, 763. Sie erholten sich zwar wieder, allein er schlug sie noch einmal, und als er nochmals mit einer Flotte gegen sie auszog, starb er unterwegs auf dem Schiffe, 775. Die rechtgläubigen Geschichtschreiber haben sein verhaßtes Bild ziemlich stark karrikirt. Man gab ihm den Beinamen Kopronymus, weil er als ein böses und dämonisirtes Kind sich schon gegen die Taufe gesträubt und den Taufstein verunreinigt haben sollte. Sodann erzählte man von seiner Grausamkeit die abscheulichsten Dinge. Man sagte, nichts sey ihm lieber gewesen, als wenn man ihm eine Schüssel voll abgeschnittener Nasen gebracht habe, u. dgl. m.

Ihm folgte sein Sohn Leo, zubenannt der Chazar, weil seine Mutter eine Tochter des Chazarenchans gewesen war. Er nahm die Griechin Irene zur Gemahlin. Während seiner kurzen Regierung führte er einen glücklichen Krieg in Syrien gegen die Muhamedaner. Er verfolgte, gleich seinem Vater, den Bilderdienst aufs strengste. Irene aber hing demselben an und hatte selbst Heiligenbilder in ihrem Bette versteckt. Als der Kaiser dahinter kam, gerieth er in großen Zorn und trennte sich von ihr, starb aber schon 780.

3.

Irene.

Der Sohn des Kaisers, Constantin, zubenannt Porphyrogenetos, der im Purpur geborene, war erst zehn Jahre alt, Irene übernahm daher für ihn die Regierung und traf sogleich Anstalt, den Bilderdienst wieder einzuführen. Doch mußte sie vorsichtig seyn, weil die Bilderfeinde noch zu mächtig waren. Zuerst verlangte sie nur, daß jedermann seine Meinung von den Bildern frei äußern dürfe. Dann ging sie einen Schritt weiter und ließ die Gebeine der h. Euphemia mit großer Feierlichkeit nach Byzanz bringen, eine Handlung, die im größten Widerspruche mit dem Verfahren des verstorbenen Kaisers stand. Denn dieser hatte nicht nur die Bilder, sondern auch die Reliquien verdammt, dieselben aus allen Kirchen wegnehmen und zerstören, den Sarg der h. Euphemia unter andern ins Meer werfen lassen. Der Sarg war aber bei der Insel Lemnos wieder zum Vorschein gekommen und mit seiner Zurückführung war auch die Verehrung der Reliquien wieder frei gegeben. Um einen Halt von außen zu gewinnen, knüpfte Irene Verbindungen mit Frankreich an und Karl der Große, welcher damals sein abendländisches Reich erweiterte, ergriff diese Gelegenheit gern, um seinen Einfluß auch auf das Morgenland zu erstrecken und bot der Kaiserin Irene die Hand seiner Tochter Rothrudis für ihren Sohn an. Doch wurde diese Verbindung bald wieder abgebrochen, weil der große Karl die griechische Dame nicht zuverlässig fand. Beide Theile schlossen sich jeder dem Feinde des andern an. Irene unterstützte, wiewohl ohne Erfolg, den letzten Longobardenprinzen Adelgis, dem Karl die Lombardei entrissen hatte, und Karl schloß Freundschaft mit dem Chalifen Harun al Raschid, der das griechische Kaiserthum hart bedrängte. Irene suchte den letztern durch eine Gesandtschaft zu begütigen. Er nahm aber ihren Gesandten und Liebling Stauracius

gefangen und gab ihr nicht Frieden, bis sie ihn mit einem schweren Tribut erkaufte.

Glücklicher war Stauracius in der Unterwerfung der Südslaven, die schon seit Justinians Zeiten sich des ganzen Hellas und Peloponneses bemächtigt hatten. Ohne Geschick für die Schiffahrt hatten sie nur den Acker gebaut und waren durch das Meer von ihren Stammesgenossen abgeschnitten geblieben und allmählig zum Christenthum bekehrt worden. Es kostete daher nicht viel Mühe, sie als Unterthanen dem griechischen Reiche förmlich einzuverleiben. Sie vergaßen nach und nach ihre slavische Muttersprache, redeten aber die griechische Kirchen- und Conversationssprache mit slavischem Munde, was heute noch das sogenannte Neugriechische kennzeichnet.

Nachdem Stauracius dieses nützliche Werk verrichtet hatte, nahm Irene die Bildersache ernstlich vor. Als sie aber im Jahr 786 ein Concil nach Byzanz berief, um mit Hülfe des schon von ihr gewonnenen Patriarchen Tarasius den Bilderdienst wieder herzustellen, empörten sich Soldaten und Volk und jagten das Concil auseinander. Sie wußte sich jedoch zu helfen. Unter dem Vorwande, die Muhamedaner hätten den Krieg wieder angefangen, schickte sie die Soldaten nach Asien und ließ dieselben, als sie weit genug weg waren, auflösen und gehen, wohin sie wollten. Ein neues Concil aber berief sie nach Nicäa, wo Tarasius die Bilderfeinde dadurch auf seine Seite zog, daß er ihnen zusicherte, jeder werde seinen Bischofsitz behalten, wenn er nur seine Meinung von den Bildern ändere. Auch wurde die Anbetung der Bilder und das Niederknien vor denselben nicht gefordert, sondern nur ihre Wiedereinführung und Verehrung. Kaum aber war der Kaiserin dieser Staatsstreich gelungen, als ihr ein neuer Feind in ihrem eigenen Sohne heranwuchs. Er hätte gern die Frankin geheirathet, sie aber zwang ihm die armenische Maria auf. Als er zwanzig Jahre alt war, wollte er sich von der Mutter nicht mehr wie ein Kind behandeln lassen und fand Freunde und Rathgeber, die ihm sagten, er solle den Stauracius verdrängen und selber regieren. Stauracius erfuhr es und warnte Irene, die den Sohn mit eigener Hand züchtigte und einsperrte. Als sie aber

den Soldaten einen Eid abforderte, daß sie, so lange sie lebe, nur von ihr allein Befehle annehmen wollten, brach Murren unter ihnen aus und, anstatt ihr zu willfahren, verlangten sie den Constantin zum Kaiser. Dieser wurde nun herausgeholt und übernahm die Regierung, Stauracius und sein Anhang wurden gegeißelt und verbannt, 790. Allein der junge Kaiser verstand nicht zu regieren. Er sollte gegen die Bulgaren kämpfen und lief davon. Nachher hegte er gegen den tapfern Feldherrn Nicephorus und die armenischen Legionen Verdacht und ließ jenen blenden. Da empörten sich die Armenier, so daß er gegen sie förmlich zu Felde ziehen mußte. Bei diesem Anlaß verstieß er auch seine armenische Gemahlin und heirathete eine schöne Zofe seiner Mutter, wodurch die Mutter selbst sich wieder bei ihm einschmeichelte. Sie nahm nun wieder Theil an der Regierung und sorgte dafür, daß Constantin sich durch seine Unfähigkeit immer mehr verhaßt machte, während sie selbst sich durch Versprechungen wieder eine große Partei gewann. Auch Stauracius durfte an den Hof zurückkehren und der einfältige Kaiser fiel in das ihm gestellte Netz. Denn als er einmal von Constantinopel aus an das andere Ufer fahren wollte, sagte man ihm, es führen ihm Offiziere entgegen, die sich seiner bemächtigen wollten. Er rettete sich nun eilig auf einem Boote nach Triton, wo sich Anhänger um ihn sammelten, aber auch solche, die im Solde seiner Mutter standen. Diesen letzteren ließ Irene sagen, wenn sie jetzt nicht rasch handelten, werde sie sich mit ihrem Sohne wieder versöhnen und sie würden dann das Opfer seyn. Sie ergriffen daher den Kaiser, banden ihn und brachten ihn zur See so schnell als möglich in den Palast der Kaiserin und hier ließ ihm Irene in demselben Purpursaale, in welchem sie ihn geboren hatte, die Augen ausstechen. Die Sonne selbst, sagen die Geschichtschreiber Zonaras und Cedrenus, wendete sich von dem Greuel der Mutter ab und hüllte sich siebzehn Tage lang in Wolken, 797.

Irene regierte nun allein mit Stauracius, dem sie aber bald in Aetius einen jüngeren und begünstigteren Nebenbuhler gab, welcher sich unter andern das Verdienst um sie erwarb, die noch leben=

den, aber eingesperrten Söhne des Kopronymus umbringen zu lassen, damit ihr auch von dieser Seite niemand mehr im Wege stehe. Beide auf einander eifersüchtige Günstlinge waren übrigens Eunuchen und wetteiferten im Prunke, mit dem sie durch die Straßen zogen. Stauracius hatte die Leibwache für sich und behauptete sich, bis ein Blutsturz seinem Leben ein Ende machte, 799. Bald darauf erfuhr Irene, daß sich Karl der Große zum römischen Kaiser im Abendlande habe ausrufen lassen und das brachte sie auf den Gedanken, ihm ihre Hand anzutragen. Sie fühlte den Boden unter ihren Füßen wanken, daher dieser letzte Versuch, sich einen Halt von außen zu verschaffen, oder wenigstens einen sichern Rückzug zu bahnen. Sie war allgemein verabscheut. Schon Stauracius hatte ihr getrotzt. Aetius betrog sie und wollte seinen Bruder auf den Thron bringen. Nicetas aber, der Oberste der Leibwache, der ihm dabei helfen sollte, betrog auch ihn, indem er sich von Nicephorus, seinem Freunde, welcher den Finanzen vorstand, aus der Staatskasse Geld geben ließ, um die Soldaten zu bestechen und dann den Nicephorus selbst zum Kaiser ausrief. Irene lag krank und erfuhr von allem nichts, während Nicephorus schon von der Hand des schmiegsamen und verrätherischen Tarasius die Krone empfing, 802.

Nicephorus war ein echter Geldmann. Da er wußte, daß Irene beträchtliche Schätze verborgen habe, ging er zu ihr ohne kaiserlichen Schmuck, als ein ergebener Diener wie ehedem, und versprach ihr alles, was sie verlangen würde, so daß sie ganz ohne Sorge seyn dürfe. Nur bäte er sie, ihm die verborgenen Schätze zu entdecken. Sie that es, weil sie froh war, mit ihrem Leben und mit der Freiheit davon zu kommen, da sie auf etwas viel schlimmeres gefaßt gewesen war. Sobald aber Nicephorus die Schätze weg hatte, brach er das ihr gegebene Wort, steckte Irenen zuerst in ein Kloster und ließ sie nachher in rauhester Jahreszeit auf die Insel Lesbos bringen, wo sie, an allem Mangel leidend, sich mit Spinnen ernähren mußte und im tiefsten Elende starb. — Nicephorus machte sich durch seinen Geiz verhaßt, doch wurde eine Empörung der Truppen unter Bardanes unterdrückt. Als aber der Kaiser

gegen die Muhamedaner zu Felde ziehen mußte, die unter Harun al Raschid schon über das Gebirge Taurus gekommen waren, wurde er in einer Schlacht, in der 40,000 Griechen sollen erschlagen worden seyn, verwundet, 803. Der Chalif zog nicht eher ab, als bis ihm vom byzantinischen Reiche alles, was jenseits des Taurus lag, abgetreten wurde. Auch Cypern und Rhodus wurden von den Muhamedanern verheert. Mitten unter diesen Drangsalen stritt sich Nicephorus mit Theodor Studita, dem Haupte der Mönche, um die Grenzen der kaiserlichen Gewalt in Kirchensachen und ließ ihn einsperren, weil er diese Gewalt eingeschränkt wissen wollte. Auch die Bulgaren griffen wieder an unter ihrem Chan Krumus. Nicephorus unterlag und fiel in der Schlacht, 811. Aus seinem Schädel ließ Krumus sich eine Trinkschale machen. Der Sohn des Kaisers, Stauracius, wurde verwundet aus der Schlacht gerettet, aber von seinem Schwager Michael Rhangabe entthront und in ein Kloster gesteckt. Michael selbst aber unterlag in einem neuen Bulgarenkriege und wurde durch seine eigenen Soldaten abgesetzt und gleichfalls ins Kloster geschickt, 813. Ein tüchtiger Feldherr, Leo der Armenier, ersetzte ihn.

Krumus war nach seinem Siege vor Byzanz gerückt und jagte vor den Mauern den Einwohnern tödtlichen Schrecken ein, konnte aber die festen Mauern nicht bewältigen. Leo, der ihn nicht anzugreifen wagte, schickte Meuchelmörder gegen ihn aus, die aber ihres Zwecks verfehlten. Krumus entging der Gefahr und rächte sich durch furchtbare Verheerung des Landes. Erst im folgenden Jahre 814 war Leo wieder stark genug, ins offene Feld zu rücken, überfiel die Bulgaren und richtete eine furchtbare Niederlage unter ihnen an. Auch Krumus verlor hier das Leben. Nachdem er sich nun von außen Ruhe verschafft hatte, widmete sich Leo den Kirchenangelegenheiten. Er war ein Feind der Bilder und verlangte vom damaligen Patriarchen Nicephorus, er solle sie wieder abschaffen. Nun gab es wieder einen heftigen Streit, der dem Kaiser das Leben verbitterte. Da trugen sich seine Feinde mit einer Weissagung, Michael der Stammler, bisher sein vertrautester Freund, werde den Thron

besteigen, und weckten des Kaisers Verdacht. Da ließ er den Michael in Ketten legen und im kaiserlichen Palast bewachen. Als er aber einmal tief in der Nacht ein Licht ergriff und nach ihm sah, fand er ihn ohne Fesseln auf dem Ruhebett schlafen, den gleichfalls eingeschlafenen Wächter daneben. Daraus erkannte er, daß die Wächter den Gefangenen aus Liebe schonten, und mußte ihn für um so gefährlicher halten. Er beschloß, ihn hinrichten zu lassen, allein Michaels Freunde kamen ihm zuvor, verkleideten sich als Priester, verbargen ihre Schwerter unter dem weiten Gewande und überfielen den Kaiser, als er eben in der Kirche dem Priester administrirte. Es war der heilige Weihnachtsmorgen, aber die Mörder scheuten weder die heilige Zeit noch den Altar, sondern stießen den Kaiser, obgleich er sich tapfer mit dem Kruzifix wehrte, nieder, 820. Dann liefen sie in das Gefängniß, holten den Michael heraus und riefen ihn zum Kaiser aus, ehe man noch Zeit hatte, ihm die Fesseln abzunehmen.

Michael der Stammler hatte einen unbegrenzten Ekel vor dem theologischen Gezänke und verlangte daher Frieden unter den Parteien und allgemeine Toleranz. Das wollten aber die Parteien nicht, und insbesondere die Bilderfreunde erklärten sich scharf gegen die religiöse Gleichgültigkeit. Thomas, ein Feldherr, der schon von früher her sein Gegner war, empörte sich gegen ihn, unterlag aber. Dagegen nahmen die Muhamedaner Sicilien ein und das Reich war in trauriger Verwirrung. Michael starb 829.

4.

Byzantinischer Geist und Geschmack.

Michaels Sohn Theophilus war noch jung, aber seine Mutter stellte ihm eine Menge schöner und vornehmer Mädchen vor und gab ihm einen goldenen Apfel, welchen er derjenigen reichen sollte,

die ihm am besten gefallen würde. Die schöne Icasia gefiel ihm, als er aber zu ihr sagte: „Durch ein Weib (Eva) ist das Uebel in die Welt gekommen", und sie ihm rasch antwortete: „aber durch ein Weib (Maria) wird sie täglich gerettet", meinte er, sie sey ihm zu gescheidt, und wählte die bescheiden schweigende Theodora. Aber auch diese hatte ihren eigenen Kopf und trieb hinter dem Rücken des Kaisers einträgliche Handelsgeschäfte. Als er dahinter kam, ließ er ein Schiff voller Waaren, welches für sie bestimmt war, da es eben im Hafen ankam, vor ihren Augen verbrennen. Er fiel auf den seltsamen Gedanken, die Legitimität an dem Mörder Leos rächen zu wollen, obgleich er selbst nur durch die Usurpation seines Vaters und durch die Ermordung jenes Leo auf den Thron gelangt war. Um aber die Mörder gewiß alle bestrafen zu können, ließ er ausrufen, sein Vater habe sie noch nicht genug belohnt, er wolle besser belohnen. Als sie sich aber meldeten, ließ er sie alle hinrichten. Am extremsten äußerte sich seine Gerechtigkeitsliebe, als ein armes Weib, der sein Schwager eine hohe Mauer vor ihr Häuschen gesetzt hatte, sich deshalb bei ihm beschwerte und er sofort die Mauer und den ganzen Palast seines Schwagers niederreißen ließ. Die Muhamedaner bedrängten ihn fortwährend, die Bulgaren jedoch bewog er zu einem 30jährigen Frieden. Endlich gelang es ihm, durch den gelehrten Johannes Grammaticus den Chalifen Mamum, welcher ein Freund der Gelehrsamkeit war, zu begütigen und dessen Nachfolger Motassem war durch innere Kämpfe unter den Muhamedanern abgehalten, das griechische Reich zu bedrängen. Im Gegentheil hatte Theophilus den Vortheil, daß sich nicht nur viele tapfere Perser, die den Islam nicht annehmen wollten, sondern auch verfolgte muhamedanische Sectirer zu ihm flüchteten und seine Streitkräfte vermehrten.

Theophilus hatte in einem gewissen Theophobos, der unter den Griechen ein kümmerliches Leben führte, einen persischen Prinzen erkannt und bediente sich desselben, um die Perser gegen die Muhamedaner aufzuregen. Die letztern aber unter dem Chalifen Motassem bedienten sich wieder der Türken, als der alten Perserfeinde,

und nahmen 10,000 Reiter derselben in Sold. Es handelte sich besonders um den Besitz der Stadt Amorium in Phrygien, wovon der Krieg der amorische hieß. In einer großen Schlacht bei Dasmenda in Cilicien, welche die Griechen gegen den Rath der Perser unvorsichtig begonnen hatten, kamen die Türken in einem blitzschnellen Umritt den Griechen in den Rücken und richteten ein schreckliches Gemetzel unter ihnen an, ja der Kaiser selbst wäre verloren gewesen, wenn ihn Theophobos nicht gerettet hätte, 838. Der Chalif wurde durch innere Unruhen in seinem Reiche abgerufen.

Theodora, des Kaisers Gemahlin, verehrte heimlich die Bilder und hatte dergleichen bei sich versteckt, wie einst Irene. Theophilus, welcher gleich seinen Vorgängern den Bilderdienst verdammt hatte, war sehr zornig und verfolgte die Bilderfreunde aufs neue mit so großer Härte, daß er einem berühmten Maler, dem Mönch Lazarus, die Hände mit glühendem Eisen abbrennen ließ. Da sein ältester Sohn Constantin gestorben war und er nicht wünschte, daß für seinen jüngsten Michael dessen bilderfreundliche Mutter einst regieren möchte, ernannte er seine Tochter Thekla zur Mitregentin und schenkte sein ganzes Vertrauen dem Alexius, den er von niederer Geburt seiner Vorzüge wegen erhoben und seiner Tochter zum Gemahl gegeben hatte. Als dieser aber auf einem Zuge nach Sicilien nicht im Stande war, diese Insel wieder zu gewinnen und durch Versuche, zwischen Muhamedanern und Longobarden zu laviren, verdächtigt wurde, als strebe er nach einer unabhängigen Herrschaft im südlichen Italien, rief ihn der Kaiser zurück. Unglücklicherweise starb Thekla und der unversöhnliche Kaiser ließ den unschuldigen Alexius geißeln, worauf derselbe in ein Kloster ging. Mit dem Alter nahm auch der Argwohn des Kaisers zu. Der einzige dankbare Freund, dem er die Regentschaft für seinen Sohn hätte überlassen können, Theophobos, war ihm eben deshalb, weil das Volk soviel auf ihn hielt, verdächtig und als er schwer erkrankte, ließ er den edlen Perser enthaupten und sich seinen Kopf noch aufs Sterbebett bringen, 842.

Obgleich dieser sehr eigenthümliche Kaiser zu den Verfolgern

des Bilderdienstes gehörte, war er doch, was ganz damit im Widerspruch stand, im übrigen der größte Beförderer der Künste, wie der Wissenschaften. Unter der Mitwirkung des Johannes Grammaticus errichtete er Schulen, sammelte die lange vergessenen Werke der Alten und ließ sie durch Abschriften vervielfältigen. Durch den großen Mathematiker Leo, den ihm der Chalif gern abspenstig gemacht hätte, ließ er eine Menge Meisterwerke verfertigen, aber leider in Golde, so daß sie nicht lange nachher als ein Opfer der Raublust und Geldgier eingeschmolzen wurden. Als das merkwürdigste unter diesen Meisterstücken wird ein Pyrotelegraph gerühmt, der durch eine Uhr im kaiserlichen Palast geleitet wurde und Feuersignale bis zur Grenze des Reichs trug, und von dort zurück. Sodann zwei große Orgeln, deren Pfeifen von Gold und mit Edelsteinen besetzt waren. Ein goldener Löwe, welcher brüllen konnte; Geyer, die sich von selbst auf ihren Flügeln hoben. Eine Platane, auf deren Aesten künstliche Vögel harmonisch sangen. Durch den Antonius von Syleum, der ein großer Meister in der Musik war und von dem noch griechische Kirchengesänge erhalten sind, ließ der Kaiser eine Capelle und einen Sängerchor dirigiren. Auch verschönerte er seine Hauptstadt durch eine Menge von Neubauten, Kirchen, Paläste, das erste große Hospital rc. Einen der Paläste nannte man von seiner Schönheit die Perle. Doch fiel der byzantinische Geschmack schon etwas ins Gekünstelte und Bizarre. Ein neuer Palast, der Triconchus, bestand aus drei halbzirkelförmigen Gebäuden mit goldenem Dach und schrägen Galerien. Ein anderer hatte fünf Thürme. Ein großer Saal war so gebaut, daß man an dem einen Ende das leiseste Wort hörte, was am andern gesprochen wurde. Auf einem freien Platze ließ der Kaiser einen Springbrunnen errichten, welcher statt des Wassers Nüsse, Mandeln rc. auswarf, zwischen ehernen Löwen, welche Wein ausspieen.

Hier ist der schickliche Ort, überhaupt von der byzantinischen Kunst zu reden. Die Baukunst entwickelte sich aus dem älteren, rein römischen Style, dem sie das längliche Viereck der Basilika, die Säulen und den Rundbogen entlehnte; sie bildete aber nach und

nach vorzugsweise den Bogen aus in den zahlreich sich mehrenden halbkugelförmigen Dächern oder Kuppeln und in den halbrunden Säulengalerien und Nischen (Conchen). Die byzantinische Malerei, die wir hauptsächlich nur als Kirchenmalerei kennen, verließ den römischen Katakombenstyl, der noch etwas von der heitern Anmuth antiker Symbolik beibehalten hatte, und führte strenge, ja harte Typen der Christus- und Heiligenbilder ein. Das Allegorisiren wurde, weil es zu leicht auf den Abweg der Gnosis führte, nicht mehr geduldet und der historische Christus festgehalten, dessen treues Portrait man in einem Bilde, welches der König Abgarus hatte fertigen lassen, und in dem Abbild, welches der Heiland auf seinem letzten Gange in dem Schweißtuch der heiligen Veronika abgedruckt hatte, zu besitzen glaubte. Dieser seitdem allgemein beibehaltene Typus des Christuskopfes mit gescheiteltem Haar und mäßigem Bart sollte aber nicht etwa durch gleichsam überirdische Schönheit die Seele entzücken, sondern vielmehr durch etwas Schreckliches (als Richter der Lebendigen und der Todten), oder durch den Ausdruck tiefsten Leidens (am Kreuze) die Seele erschüttern. Die schrecklichen Zeiten und namentlich auch die Verfolgung der Bilder und Maler selbst haben ohne Zweifel auf den tiefen Ernst dieser Darstellungen eingewirkt. Dagegen suchte man sichtbar Trost bei der heiligen Jungfrau. Marienbilder ohne das Kind finden sich häufig schon in den römischen Katakomben. Mit dem Kinde kommen sie erst im fünften Jahrhundert vor, dann aber bezeichnen sie ausdrücklich die Gottesmutter, die Königin des Himmels in der Glorie, und es versteht sich von selbst, daß die Maler nach Kräften bemüht waren, ihr eine ideale Schönheit zu geben. Man glaubt, der Evangelist Lucas, der ein Maler war und deshalb Patron der Maler wurde, habe die h. Jungfrau noch, als sie lebte, gemalt. Die Bilder wurden gerade, weil man sie ausrotten wollte, von den Gläubigen mit so inniger Liebe umfaßt und heilig gehalten, daß sich sogar der Wahn erzeugte, einige besonders alterthümliche Christusbilder seyen acheiropoetisch, d. h. nicht mit Händen gemacht, sondern vom Himmel gekommen. Was die Heiligen betrifft, so duldete die griechische Kirche nach Be-

endigung des Bilderstreites keine Statuen mehr, sondern nur gemalte Bilder, gab aber allen heiligen Gestalten auf denselben etwas Statuarisches, nicht als ob die Maler aus Unbehülflichkeit und Unreife in der Kunst keine lebendigeren Gruppen hätten zu Stande bringen können, sondern aus Grundsatz, um dem Feierlichen und Ernsten, was in dem Heiligen ausgedrückt werden soll, keinen Eintrag zu thun. Uebrigens wurden die Kirchenwände, Decken und selbst Fußböden der Kirchen vorzugsweise mit Mosaikbildern belegt und das spröde Material verlangte Einfachheit und Größe der Figuren und eignete sich nicht für beengte Gruppen und kleines Detail. Neben diesen großen Kirchenbildern suchte die bunte Miniaturmalerei in den Pergamenthandschriften auch den Sinn für das Weltliche und Zierliche zu befriedigen.

Die Poesie lag sehr darnieder. Was hätte auch die durch grobe Sinnenlust verdorbene Phantasie, oder der durch theologische Spitzfindigkeiten ausgetrocknete Verstand der Griechen noch der Poesie bedürfen können? Im 6. Jahrhundert kamen nur geschraubte Epigramme und Beschreibungen von Bauwerken vor, im 7. Satiren des Christophorus auf den Reliquiencultus; im 8. soviel wie nichts, im 9. wieder einige Beschreibungen. Erst zur Zeit der Kreuzzüge sollte noch eine späte Blüthe byzantinischer Poesie, obwohl auch nur kümmerlich, ausschlagen.

Die Philosophie starb mit den letzten Schulen in Athen und Alexandrien aus, der große Aristoteles wurde dem Abendlande nicht durch Griechen, sondern durch Araber erst später wieder in Erinnerung gebracht. Indeß nistete sich die alte griechische Sophistik in die Theologie ein und machte sichs darin, wie die unendlichen Zänkereien der Gnostiker, Arianer, Monophysiten, Monotheleten ꝛc. bewiesen haben, im Hause des Herrn ganz bequem.

Die Geschichte jener trüben Jahrhunderte wurde indeß von vielen byzantinischen Geschichtschreibern, wenn auch oft nur parteiisch, flüchtig oder auch wieder zu weitläufig, überhaupt nicht mehr classisch genug, aufgezeichnet, von Prokopius (die Kriege Belisars) und dessen Fortsetzer Agathias, von Synkellos und seinem Fortsetzer,

Theophilaktos Simokatta (Geschichte des Kaisers Mauritius). Die angesehensten, wenn sie auch auf die früheren Jahrhunderte zurückgehen, gehören erst dem 10. und folgenden Jahrhundert an, Zonaras, Cedrenus, Constantin Porphyrogenitus ꝛc. Als Geograph machte sich im 6. Jahrhundert Kosmas Indikopleustes, als Archäolog Hesychius und Joh. Lydus bemerklich.

Im allgemeinen macht das Byzantinerthum den unheimlichen Eindruck des Greisenhaften, Verwilderten und Verfaulten, von dem ein giftiges Miasma ausgeht, und das doch noch immer zähe in der Weltgeschichte fortleben will, da es längst hätte hinausgefegt seyn sollen.

5.

Trennung der griechischen und römischen Kirche.

Dem Theophilus folgte sein dreijähriger Sohn Michael III. unter der Vormundschaft seiner Mutter Theodora, welche nicht verfehlte, ihre bilderfreundliche Gesinnung zur Geltung zu bringen. Da viele diese Gesinnung theilten, die Bischöfe aber wie gewöhnlich dem jeweiligen Inhaber der Staatsgewalt blind gehorchten, gelang es ihr, in Folge geheimer Verabredungen gegen den Willen des Patriarchen Johannes geschwind ein Concilium zusammen zu bringen, den Johannes abzusetzen und an seine Stelle den Methodius zu ernennen, der die Bilder wieder einführte. In feierlicher Prozession zog die ganze Geistlichkeit unter lautem Gesange mit den schon bereit gehaltenen Bildern in die große Sophienkirche, wo Theodora mit dem jungen Kaiser sie empfing und die Bilder wieder aufgestellt wurden. Das Volk blieb ruhig, weil es schon lange durch die zahlreichen Mönche für die Wiederkehr der Bilder gestimmt worden war.

Man hat der Kaiserin Mutter vorgeworfen, daß sie absichtlich die Erziehung ihres Sohnes vernachläßigt habe, damit sein Verstand nicht zur Reife kommen solle und sie allein regieren könne. Auch

in dieser Beziehung habe sie sich die Kaiserin Irene zum Muster genommen. Wenn dem so ist, so hatte sie vergessen, welche traurigen Folgen Irenens Verhalten nach sich zog. Michael III. gab sich frühzeitig den gemeinsten Ausschweifungen hin und war kaum 18 Jahre alt geworden, als ihn Bardas, seiner Mutter Bruder, verführte, sich gegen eben diese Mutter aufzulehnen. Während Theodora mit fanatischer Grausamkeit die Secte der Paulicianer, welche altmanichäische Lehren erneuerte, aber, sofern sie bilderfeindlich war, großen Anhang fand, durch massenhafte Hinrichtungen unterdrückte, ließ sie geschehen, daß Muhamedaner und Bulgaren das Reich verwüsteten. Dies mag dazu beigetragen haben, daß man eine Regierungsveränderung wünschte. Nun bewog Bardas den jungen Kaiser, zuerst seiner Mutter vornehmsten Rathgeber und Minister Theoctisios ermorden zu lassen und dann die Mutter selbst von der Regierung zu vertreiben. Doch durfte sie noch im Palaste bleiben. Von dieser Zeit an trieb Michael nichts als den bubenhaftesten Unfug, wählte sich die schlechtesten Gesellschafter aus, verschwendete an sie die Einkünfte des Staates und beschäftigte sich mit nichts, als mit Schwelgen, Circusspielen und Theater. Als er im Cirkus sitzend, von einem feindlichen Angriff Nachricht erhielt, verbot er, ihn mit solchen Nachrichten in seinem Vergnügen zu stören, und hemmte die Thätigkeit des Pyrotelegraphen, um gar keine Nachrichten mehr von der Grenze her zu empfangen. Seine größte Lust war, die Religion zu verspotten. Ein Marienbild ließ er in den Cirkus bringen und nachdem er selbst als Wagenrenner unter den andern mitgerannt und natürlicherweise der erste geblieben war, nahm er den üblichen Preis aus der Hand dieses h. Bildes. Ein andermal verkleidete er sich als Patriarchen und sein ganzes lüderliches Gefolge in Bischöfe und Priester und stattete so seiner Mutter einen Besuch ab. Die fromme Kaiserin glaubte wirklich, es sey der Patriarch, und empfing ihn knieend, als eine ungezogene Geberde des Sohnes und das laute Gelächter seines Gefolges sie enttäuschte und in den tiefsten Kummer versetzte. Um den damaligen Patriarchen Ignatius seine Verachtung noch mehr fühlen zu lassen,

wartete er eine Prozession desselben ab und ließ dann seinen Possenreißer Gryllus mit seinem wilden Gefolge, alle wieder in geistlicher Tracht, in einer zweiten Prozession der seinigen begegnen, die frommen Gesänge derselben nachäffen und mit lautem Geschrei und schamlosen Possen ihre Andacht stören.

Bardas scheint eingesehen zu haben, daß er unter diesem Kaiser nicht lange würde fortregieren können, wenn er nicht etwas mehr Ordnung einführe. Um aber die alte Partei der Kaiserin unschädlich zu machen, sorgte er für deren Entfernung und ließ auch ihren Freund Ignatius absetzen, an dessen Stelle er den gelehrten Photius berief, von dem wir noch eine reiche und unschätzbare Sammlung von Auszügen von verlorenen Schriften älterer Griechen besitzen, der aber ein gemeiner Höfling und ohne alle geistliche Würde war. Der Papst in Rom, Nicolaus I., verwarf ihn, aber er behauptete sich durch die Hofgunst und rächte sich an dem unglücklichen Ignatius und dessen Anhängern durch grausame Quälereien im Kerker. Bardas bewog hierauf den Kaiser, sich aufzuraffen und selbst einmal zu Felde zu ziehen, da die Paulicianer mit Arabern verbunden ins Reich gefallen waren. Michael ging, aber nur um sich schlagen zu lassen. Aehnliches Unglück hatte er anfangs auch gegen die Bulgaren, bis Bogoris, der König dieses kriegerischen Volkes, sich plötzlich zum Christenthum bekehren ließ. Fromme Mönche hatten denselben schon günstig gestimmt, doch würde er die Bekehrung wohl noch hinausgeschoben haben, hätte ihn nicht eine Hungersnoth veranlaßt, sich Lebensmittel im Gebiet des Kaisers zu rauben, sein von Hunger erschöpftes Heer aber eine Niederlage erlitten. Jetzt erst machte er Frieden und nahm die Taufe an, 863. Bald darauf erschien vor Byzanz ein neuer niegesehener Feind, nämlich eine Flotte mit Normannen. Diese tapfern Söhne Schwedens waren zu Lande durch Rußland bis zum schwarzen Meere vorgedrungen, von dem sie her kamen. Sie legten sich vor Byzanz, plünderten die bevölkerten Ufer ringsumher, besonders die Kirchen, und konnten nicht vertrieben werden, nicht einmal durch das griechische Feuer, bis ein Sturm ihre Schiffe zertrümmerte und der Rest erschrocken davonfloh, 866.

Inzwischen fuhr Michael in seinen tollen Belustigungen fort und zwang den Patriarchen Photius, an seinen wilden Gelagen theilzunehmen. Bardas, der ihn zuweilen ermahnte, wurde eben deshalb überflüssig und Michael hing sich an den Makedonier Basilius, der als Knabe von den Bulgaren gefangen worden war und damals schon durch seine Schönheit allgemeines Aufsehen erregt hatte. Dem Kaiser empfahl er sich durch seine Stärke und Gewandtheit im Reiten und Ringen, wurde erst sein Stalldiener und bald sein Liebling. Er gab ihm seine bisherige Maitresse zur Frau und nahm dafür dessen Schwester. So waren sie ein Herz und eine Seele. Bardas nahm sich in Acht und schützte sich durch einen großen Anhang. Erst als Photius ihm unter dem Siegel des h. Abendmahles versichert hatte, der Kaiser habe nichts böses gegen ihn im Sinne, ging er in die Falle und wurde umgebracht. Der Kaiser aber setzte sein unvernünftiges Leben fort und ließ, um Geld zu bekommen, die Meisterwerke des Kaiser Theophilus des Goldes wegen zerstören und einschmelzen. Als er nun auch den Basilius bald satt hatte und einen neuen Günstling, den Basilicinus, bereits zum Cäsar und Nachfolger ernannte, wollte Basilius das Schicksal des Bardas nicht theilen, sondern ließ seinen Nebenbuhler und den Kaiser selbst, als sie nach einem Gelage betrunken dalagen, niedermachen, und bestieg selbst den Thron, 867.

Diese wilde und verworrene Zeit ist merkwürdig, weil in ihr der Bilderstreit ein Ende nahm. Im Sinne der bilderstürmenden Kaiser kämpften nur noch die Paulicianer, weil aber ihre Lehre allzu manichäisch war und sie in Verbindung mit den Muhamedanern als Reichsfeinde auftraten, konnten sie die Mehrheit der griechischen Christen nicht mehr auf ihre Seite bringen. Ihr Stifter war Constantin von Mananalis, den Namen aber erhielten sie vom Apostel Paulus, weil sie diesen allein anerkannten. Zu ihrem eigenen Schaden blieben sie nicht einig, sondern trennten sich in zwei feindliche Secten des Baanes und Sergius. Es glückte daher dem thatkräftigen Kaiser Basilius sie zu überwinden und für immer unschädlich zu machen.

Basilius setzte den Photius ab und den Ignatius wieder ein und verständigte sich auch mit dem Papste. Als aber der Papst die Bulgaren, die von Byzanz aus bekehrt worden waren, vom östlichen Kirchenverbande losriß und zum westlichen schlug und seine geistliche Gewalt auch über Byzanz allzu energisch ausdehnte, änderte Basilius seine Politik und erhob nach des Ignatius Tode den Photius abermals zum Patriarchen von Byzanz. Dieser aber rächte sich jetzt am Papst, indem er eine große Vereinigung aller orientalischen Bischöfe, auch derer im muhamedanischen Gebiet, einleitete und den Papst der Ketzerei beschuldigte, weil er den h. Geist nicht vom Vater allein, sondern auch vom Sohne ausgehen lasse. Nicolaus I. war gestorben, Hadrian ihm gefolgt und dieser Papst von Sicilien her durch die Araber bedroht, konnte also der Griechen Anmaßung nicht zurückweisen. Inzwischen starb Basilius, 886. Sein Sohn Leo, der Philosoph, dessen Kriege mit den Russen wir später betrachten wollen, setzte den Photius wieder ab, der bald darauf ebenfalls starb. Photius war in der That ein Hohepriester, dessen sich der Kaiser, wenn er ihn auch brauchte, schämen mußte. Nie hat die abendländische Kirche einen zäheren und bösartigeren Feind gehabt.

Wie viel in diesen kirchlichen Kämpfen vom Zufall abhing, zeigte wieder Leo, der nach einander drei Frauen geheirathet hatte und noch die vierte nehmen wollte, das war die schöne Zoë, die ihm bereits einen Sohn geboren hatte. Da der byzantinische Patriarch Nicolaus nach dem Kirchengesetz die Trauung verweigerte, wandte sich Leo nach Rom, wo Papst Sergius III. seinen Wunsch erfüllte, in der Hoffnung, die schon so gut wie abgefallene morgenländische Kirche mit der abendländischen wieder vereinigen zu können. Nicolaus that den Kaiser in den Bann, wurde aber ab- und Euthymius an seine Stelle gesetzt. Von außen stürmten wieder Muhamedaner und Bulgaren auf das arme Reich ein und den kummervollen Kaiser quälten Gewissensbisse und Angst vor Empörungen, denn die Mehrzahl der Griechen wollte sich Rom nicht mehr unterwerfen, so daß er in seiner letzten Krankheit den Nicolaus zurückrief und statt des jungen Sohnes Constantin aus einer von der Kirche mißbilligten

Ehe seinen Bruder Alexander zum Nachfolger ernannte, 911. Euthymius wurde von den fanatischen Bischöfen persönlich mißhandelt und ihm der Bart ausgerauft. Bald darauf starb er im Kloster. Aber auch Alexander, der sich rohen Lastern hingab, starb schon im folgenden Jahre als er einmal an der Tafel zu viel gegessen hatte.

Constantin Porphyrogenitos wurde anfangs von seiner Mutter Zoë geleitet, nach deren Verstoßung aber von Romanus, dessen Tochter er heirathete, der ihn einsperrte, sich selbst zum Kaiser machte und große Kriege mit dem Bulgarenkönig Simeon bestand, dessen Sohn Peter endlich seine Enkeltochter Maria heirathete und den Frieden auf dieser Seite herstellte. Auch eine russische Flotte wurde damals vor Byzanz zurückgeschlagen. Als Romanus alt geworden war, nahm ihn sein eigener Sohn Stephan gefangen und steckte ihn in ein Kloster, 944, wurde aber von dem bisher gefangen gehaltenen Constantin überlistet und selbst ins Kloster gesteckt. Nun erst konnte Constantin frei regieren und hinterließ das Reich seinem Sohne Romanus, 959. Dieser entriß den Arabern die Insel Creta wieder, starb aber schon 963 an dem Gift, das ihm sein eigenes Weib gemischt hatte. Statt seiner jungen Söhne bemächtigte sich der Feldherr Nicephorus Phokas, ihr Buhler, des Throns, entriß den Muhamedanern auch noch Antiochia, wurde aber 969 ermordet und Johann Tzimisces auf den Thron erhoben, der als großer Kriegsheld glücklich mit den Russen kämpfte, aber 975 vergiftet wurde. Nun erst kam des Romanus rechtmäßiger Erbe Basilius II. auf den Thron, ein gewaltiger Krieger, zubenannt der Bulgarentödter, weil er im J. 1019 die Bulgarei gänzlich unterwarf, und seinem Reiche einverleibte. Derselbe wollte auch Sicilien wiedererobern und knüpfte deshalb Unterhandlungen mit dem damaligen Papst Johann XIX. an, bestach ihn durch große Geschenke und sollte eben von ihm das gewünschte Zugeständniß, nämlich die Gleichstellung des byzantinischen Patriarchen mit dem römischen Papst erlangen, als sich Rom, Italien, Frankreich wie ein Mann dagegen erhoben. Basilius II. starb 1025. Sein Bruder Constantin nach drei Jahren ebenfalls, worauf dessen Eidam Romanus folgte, aber 1034 durch

seine Gemahlin Zoë vergiftet wurde, die ihren Buhler, Michael den Paphlagonier, zum Kaiser erhob, nach dessen Tode 1041 ein wüthender Thronstreit ausbrach, in welchem Zoë die Oberhand behielt und den Constantin Monomachus heirathete, der schwere Kämpfe mit den Russen bestand.

Unter diesem Kaiser erhob sich ein neuer Kirchenstreit. Der byzantinische Patriarch Michael Cerularius verhöhnte die abendländische Kirche, weil sie sich des ungesäuerten Brodes, statt des gesäuerten, beim h. Abendmahl bediene und wegen anderer Nebendinge; darauf antwortete Abt Humbert für den Papst Leo IX. Der Kaiser selbst mißbilligte das Verfahren des Patriarchen und war in seiner Bedrängniß durch auswärtige Feinde sehr geneigt, im Abendlande Schutz zu suchen und die östliche Kirche Rom zu unterwerfen. Humbert, als Gesandter des Papstes, durfte in der Sophienkirche im J. 1054 die Bannbulle des Papstes gegen den Patriarchen auf den Altar legen und die unbedingte Unterwürfigkeit der griechischen Kirche unter die römische verkünden. Nun aber empörte sich das Volk, der Kaiser verlor alles Ansehen, Humbert entkam zwar unverletzt, aber Michael Cerularius hielt sogleich eine Synode, in der er alle Ansprüche Roms für immer zurückwies und sich für das von Rom gänzlich unabhängige Haupt der griechischen Kirche erklärte. Der arme Kaiser starb noch in demselben Jahr, vielleicht aus Verdruß über die Schmach, die ihm der Patriarch zufügte, 1054.

Seitdem nun ist die griechische Kirche von der römischen getrennt geblieben. Einigemal haben noch byzantinische Kaiser in der Noth sich an Rom gewandt, aber nie haben sich die griechischen Bischöfe mehr unter Rom fügen wollen und der Gegensatz beider Kirchen hat sich nach und nach auch in den inneren Einrichtungen schärfer ausgeprägt.

Hier ist noch der Leiden zu gedenken, denen die griechischen Christen im Orient unter der muhamedanischen Herrschaft unterworfen waren. Zwar duldete der Islam neben sich alle die Religionen, deren der Koran gedenkt (andere nicht), aber die Bekenner derselben wurden hart gedrückt. Die griechischen Christen durften keine Glocken

mehr läuten, mußten ihre Priesterkleider, Geräthe und h. Bücher sorgfältig verbergen, durften auf keinem Pferde reiten rc. Endlich wurde ihnen der Gebrauch ihrer Sprache bei Verlust der Zunge verboten. Sie sollten auf einmal alle arabisch sprechen. Die Juden spielten dabei die Spione und Verräther und 70,000 Christen sollen, weil Juden angaben, sie hätten griechisch gesprochen, durch Ausschneiden der Zunge bestraft worden seyn, bis der Diaconus Abdullah in Antiochia, welcher 1052 starb, die h. Schriften ins Arabische übersetzte und den armen Christen dadurch den Unterricht in ihrem Glauben wieder ermöglichte.

Achtes Buch.

Karl der Große.

1.

Untergang des Longobardenreichs.

Der Gedanke, das Frankenreich als das größte unter den abendländischen Reichen in eine innige Verbindung mit der abendländischen Kirche zu bringen und beide in einem großen Organismus zu verschmelzen, war vom h. Bonifacius ausgegangen. Der erste König der neuen fränkischen Dynastie, Pipin, hatte mit dem Papst Stephan einen engen Bund zur gegenseitigen Unterstützung und Mehrung des Reichs, wie der Kirche geschlossen. Die Ansprüche des byzantinischen Kaiserthums, als des nominell noch fortbestehenden altrömischen, waren auf die Seite geschoben worden. Das Reich der Longobarden aber empfand den doppelten Druck Frankreichs und Roms und konnte seine Unabhängigkeit zwischen beiden kaum mehr behaupten.

Seitdem Pipin den Kirchenstaat gewährleistet hatte, war derselbe erweitert und gesichert, daher begann die römischen Familien, die durch Landbesitz und große Clientel vorragten, nach dem Besitz des heiligen Stuhls zu gelüsten. Wer ein Glied seiner Familie auf diesen Stuhl bringen konnte, war im Stande, diese Familie durch Beneficien und Lehen der Kirche ansehnlich zu bereichern. Dieses

System des s. g. Nepotismus ging nicht sowohl von den Päpsten aus, als von den Laienfamilien, welche die Papstwahlen lenkten, damit die Päpste Nepotismus treiben könnten. Auf Stephan II. folgte der fromme Papst Paul I., nach dessen Tode 767 aber der Dux Toto, der im Tuskischen reich begütert, und seinem Namen nach wahrscheinlich ein Longobarde war, das ihm untergebene Landvolk bewaffnete, in die Stadt kam und auf gewaltthätige Art seinen Bruder Constantin zum Papst einsetzte. Christophorus, der erste Notar des heiligen Stuhls und andere ehrliche Männer, welche diese Mißwahl nicht anerkannten, flohen zu Theodicius, dem lombardischen Herzog von Spoleto, der ihnen Waffen lieh, kehrten mit Heeresmacht nach Rom zurück, vertrieben Toto's Anhang und ließen ordnungsmäßig einen neuen Papst wählen, Stephan III. Toto wurde erschlagen, Constantin auf einem Esel durch Rom geführt, verhöhnt und geblendet, 769. Christophorus und sein Sohn Sergius behandelten nun aber auch wieder ihren Papst wie ihre Puppe. Das benutzte der Lombardenkönig Desiderius, um dem Papste gegen sie beizustehen und sich dadurch ein Verdienst um den heiligen Stuhl und dessen Gunst zu erwerben. Unter dem Vorwand, am Grabe des h. Petrus beten zu wollen, kam er nach Rom, entfaltete dort seine Waffen und befreite den Papst von seinen Vormündern, welche beide geblendet wurden und in Klöstern starben.

Mittlerweile war König Pipin 768 gestorben und hatte das Reich unter seine Söhne vertheilt. Der ältere, Karlmann, bekam Austrasien, der jüngere Karl Neustrien; gegen den letztern erhob sich Hunold, der schon seit 745 im Kloster lebte, aber über seines Sohnes Weifar Tod sich erbittert hatte. Karl besiegte ihn, nachdem er von seinem Bruder Karlmann vergeblich Hülfe verlangt hatte. Hunold gelobte nach Rom zu pilgern, ließ sich aber mit den Longobarden in Umtriebe ein und kam in einem Volkstumulte um. Seitdem waren nun die fränkischen Königsbrüder gespannt, Karlmann starb aber schon 771 und obgleich er zwei Knaben hinterließ, duldete doch Karl nicht, daß diese erbten, sondern riß das ganze Reich an sich. Karlmann's Wittwe Gilberga beging die Unvorsichtigkeit,

mit ihren Kindern zu Desiderius nach Pavia zu entfliehen und bei ihm Schutz zu suchen, der ihn nicht gewähren konnte. Unmittelbar vorher hatte Karl seine lombardische Gemahlin Desiderata verstoßen und die schwäbische Hildegard geheirathet. Dies mußte allerdings ihren Vater erzürnen, allein was vermochte er gegen die Uebermacht? Desiderata wird als eine liebenswürdige Dame geschildert, die sich hohe Achtung in Frankreich erworben hatte und um die Karls Mutter Bertha noch oft geweint haben soll. Karl aber schätzte das weibliche Geschlecht, wie die Bande des Blutes gering und folgte nur dem Zuge seines Genies, indem er schonungslos niedertretend, was ihm im Wege lag, welthistorischer Größe, gewaltigen Thaten und Werken und einem unsterblichen Ruhme nachtrachtete.

Desiderius, wohl fühlend, daß alles für ihn auf dem Spiele stand, beschwor den Papst Hadrian I., der auf den dritten Stephan gefolgt war, den Sohn Karlmann's zum Könige zu krönen, und wahrscheinlich war er es auch, der gerade jetzt die Sachsen zu einer Erhebung gegen Karl aufreizte. Hadrian aber fürchtete den schwachen Lombarden viel weniger als den starken Franken und hielt zu Karl, während dieser seinen ersten harten, aber siegreichen Feldzug gegen die Sachsen bestand, 772. Im folgenden Jahre konnte nun Karl über die Alpen gehen, um dem Papst zu helfen. Er nahm seinen Weg über den großen St. Bernhardsberg und umging dadurch die lombardische Aufstellung. Sobald er sich nun in der Ebene zeigte, ergriff die Lombarden großer Schrecken und sie liefen auseinander, wohl viele in der Ueberzeugung, daß sie gegen die Uebermacht der Franken doch nichts ausrichten würden. Der Verrath spielte hier eine große Rolle, denn es kam gar zu keiner Schlacht. Desiderius warf sich nach Pavia, sein Sohn Adelgis nach Verona, wo sie sich noch eine Zeit lang vertheidigten. Allein Karl war seiner Sache so gewiß, daß er, als sich Pavia im Winter noch nicht ergab, diese Stadt nur einschließen ließ und nach Rom ging, um dort die Ostern zu feiern, 774. Papst Hadrian I. empfing ihn vor Sanct Peters Dom unter einem ungeheueren Zulauf des Volks und erneuerte mit ihm

den Bund, den Stephan mit seinem Vater geschlossen hatte. Karl ließ sich die Urkunde der pipinischen Schenkung vorlesen und fügte eine neue Urkunde hinzu, die dem römischen Stuhle noch mehr schenkte. Auch diese Urkunde existirt nicht mehr und man hat viel über sie gestritten. Wir dürfen aber unbedenklich dem Bericht des Anastasius folgen, nach welchem die carolingische Schenkung noch weiter ging als die pipinische und noch die Herzogthümer Spoleto und Benevent, Capua, Venetien, Istrien und Corsica umfaßte. Dagegen mußte sich der Papst verpflichten, diesen ganzen Kirchenstaat vom Kaiser zu Lehen zu nehmen, ihm Treue zu schwören und einzuwilligen, daß der Frankenkönig das Recht habe, künftig die Päpste nach seiner Vorschrift creiren zu lassen. Zugleich behielt sich Karl das Recht vor, Synoden seiner fränkischen Bischöfe zu präsidiren, die sich wenig um den Papst bekümmerten. Der Vortheil bei diesem neuen Uebereinkommen war also entschieden auf der Seite des Königs, wie das in der Natur der Dinge lag, denn der Papst war der Schutzlose und Bittende, der König aber der Mächtige und Gewährende. Zudem lag es nicht im Charakter Karl's, irgend eine Gewalt aus der Hand zu geben. Er faßte das Verhältniß des Staates zur Kirche nicht als ein freies Einverständniß Gleichberechtigter auf, wie der h. Bonifacius, sondern er machte die Kirche von der Staatsgewalt abhängig und es bedurfte erst ganz neuer Zustände und Personen, um das Uebergewicht des Staates zur carolingischen Zeit wieder auf ein Gleichgewicht zwischen Staat und Kirche zurückzuführen.

Von Rom ging Karl wieder vor Pavia und die Stadt fiel endlich durch Hunger. Desiderius wurde genöthigt, ein Mönch zu werden. Als sich auch Verona nicht mehr halten konnte, floh Adelgis nach Byzanz und versuchte von dort aus noch einmal sein lombardisches Erbe wieder zu erobern, allein vergebens. Er wurde gefangen und endete im Kerker. Von dem berühmten Geschichtschreiber der Longobarden, Paul Warnefried, wird erzählt, er sey als Verschwörer gegen die Franken verurtheilt worden, Augen und Hände zu verlieren, Karl aber habe ihn geschont und gesagt: Wo sollten

wir wieder Hände finden, die so schöne Geschichten schreiben? Die Wahrheit dieser Anekdote ist indeß in Zweifel gezogen worden. Karl setzte sich die eiserne Krone der Lombarden auf und regierte das Land hinfort als sein eigenes, jedoch mit Beibehaltung der lombardischen Herzöge, die sich ihm unterworfen hatten. Als er aber wieder mit den Sachsen kämpfen mußte, empörte sich Rotgaud, Herzog von Friaul, und Karl mußte noch einmal kommen, um ihn zu überwältigen. Er ließ ihn enthaupten, 776. Zehn Jahre später empörte sich Aregis, Herzog von Benevent, Eidam des gefangenen Desiderius. Wahrscheinlich war es ihm unerträglich, Vasall des Papstes zu seyn, dessen Verhalten den Untergang der longobardischen Unabhängigkeit herbeigeführt hatte. Da er aber seine Ohnmacht erkannte, unterwarf er sich und bat sich von Karl die einzige Gnade aus, ihn nicht sehen zu dürfen. Sein Sohn Grimoald durfte Benevent behalten und hütete das Reich gegen die Griechen und Saracenen in Unteritalien. Die Venetianer in den Lagunen blieben nach wie vor unabhängig und als Karls Sohn Pipin sie unterwerfen wollte, vermochte er ihnen nicht beizukommen, da ihre Fahrzeuge den seinigen überlegen waren. Dagegen wurde die Insel Sardinien durch den fränkischen Grafen Burchard erobert.

Indem Karl im Innern seines großen Reichs die strengste Ordnung einführte, war er bemüht, die Herzöge, die einem größeren Volksstamm und Ländergebiet vorstanden, auszutilgen und nur Grafen in kleineren Gebieten bestehen zu lassen, denen, wenn sie sich etwa empören wollten, weniger Mittel zu Gebote standen, als den Herzögen. Auf dem kirchlichen Gebiete dagegen führte Karl überall große erzbischöfliche Sprengel ein, denen sich die Bischöfe unterordnen mußten. Wie die herzogliche Gewalt ihm gefährlich schien, so die erzbischöfliche brauchbar und nützlich, denn durch wenige ihm ergebene Erzbischöfe konnte er das ganze Kirchengebiet regieren und durch ihre eng zusammenhaltende Aristokratie zugleich die monarchischen Ansprüche des Papstes einschränken. Deswegen zwang er dem Papst die Bestätigung der erzbischöflichen Vorrechte ab und bediente sich gelegentlich der Erzbischöfe gegen den Papst. In Italien selbst

trachteten die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand ihre Kirchengüter zu vermehren und ihre Sprengel auszudehnen, um dem römischen Bischof so viel als möglich die Waage zu halten. Trotz alle dem behielt Rom sein unermeßliches moralisches Uebergewicht.

Nichts macht die unwiderstehliche Gewalt des römischen Bischofs, des römischen Geistes und der römischen Traditionen anschaulicher, als der Triumph derselben in der endlichen Lösung des großen Bilderstreites. Schon i. J. 767 hatte König Pipin auf einer Synode fränkischer Bischöfe zu Gentilly die Bilderfrage vorgenommen und obgleich die Beschlüsse derselben nicht mehr bekannt sind, so weiß man doch, daß der Papst sich vorher die größte Mühe gab, den Einfluß einer griechischen, bilderfeindlichen Gesandtschaft bei Pipin zu schwächen und daß er nachher dennoch mit dem Ergebniß der Synode nicht zufrieden war. Auf dem Concil von Nicäa, 787, wurde der Bilderdienst im griechischen Reiche unter lebhafter Zustimmung des Papstes hergestellt. Plötzlich aber im Jahre 744 versammelte König Karl zu Frankfurt am Main eine Synode, und ließ hier nicht nur die Ketzerei des spanischen Bischof Felix verdammen, sondern entschied auch im Bilderstreite, daß zwar die Bilder bleiben, aber keine religiöse Verehrung genießen sollten. Er stand damals in Verbindung mit dem Chalifen Harun al Raschid gegen die Ommaijaden in Spanien, welche den Felix begünstigt hatten, und gegen die Kaiserin Irene. Er wollte vielleicht aber auch die Gelegenheit ergreifen, in Kirchenangelegenheiten etwas auch ohne den Papst und seiner Ansicht entgegen zu beschließen. Seine Motive können aber nur untergeordneter und vorübergehender Natur gewesen seyn, denn er ließ sich vom Papst Hadrian I. in einer sanften Schrift belehren und die Frankfurter Beschlüsse hatten lediglich keine Folge. Die Bilder genossen fort und fort nicht nur Duldung, nicht nur Verehrung (Proskynesis), sondern bei allen wunderthätigen Bildern auch Anbetung (Latria).

Noch mächtiger als die Bilder wirkten die Reliquien. In ihnen besaß Rom eine unerschöpfliche Macht über die Seelen. Im 8. Jahrhundert entstand eine solche Nachfrage nach heiligen Reliquien

in der ganzen Christenheit, daß man deren kaum genug aufzutreiben wußte und die römischen Katakomben mit ihren zahlreichen Märtyrergräbern förmlich geplündert wurden. Während die Longobarden im Jahre 755 Rom belagerten, zerstörten sie die schönen s. g. Domusculte oder Landwirthschaften, welche die Päpste in der Campagna errichtet hatten, um deren verödete Felder wieder zu bebauen. In diesen ländlichen Gebäuden suchten und fanden sie aber nicht so viel Beute als unter der Erde, denn sie gruben überall Gebeine aus, um sie als Reliquien theuer zu verkaufen. Unter dem Papst Paulus erreichte die Leidenschaft für das Sammeln der Reliquien in Rom den höchsten Grad. Wochenlang zogen Wagen voll heiliger Gebeine in die Stadt ein, begleitet von Prozessionen mit frommen Gesängen. Es bedurfte aber auch einer ungeheuren Menge derselben, denn in ganz Europa gab es keine Kirche, die nicht für ihren Altar irgend eine Reliquie, das Gebein, wenn auch nur das kleinste Knöchelchen eines Märtyrers zu erhalten wünschte.

Man hat die Reliquiensucht jener Zeit, die brennende und zitternde Begierde, sich dem Heiligen persönlich zu nähern, es reell zu besitzen, anzutasten und zu küssen, für einen endemischen Wahnsinn gehalten, dieses Sichverlieben und Vergaffen in Knochen für durchaus unschön erklärt und vollends an dem frommen Betrug sich geärgert, der unstreitig bei der Erwerbung von Reliquien vielfach mit unterlief. Indeß muß diese merkwürdige Erscheinung aus einem höhern weltgeschichtlichen Gesichtspunkt angesehen werden. Die große Waage der Weltgeschichte gleicht vieles aus. Die inbrünstige Liebe und Andacht zu Knochen und Gerippen war gewiß eben so sittlich-schön und nicht häßlich, als früher die inbrünstige Liebe und Andacht zum Fleisch, zur Aphrodite Pandemos, Lais und Phryne etwas sittlich Häßliches und nicht Schönes an sich gehabt hatte.

2.

Die Sachsenkriege.

Die Sachsen, welche sich schon lange zur See und zu Lande furchtbar gemacht hatten, scheinen ein sehr hartes Volk gewesen zu seyn. Lange, bevor noch von Normannen die Rede war, beherrschten Sachsen die Nordsee mit ihren Schiffen, als überall gefürchtete Seeräuber. Oben schon wurde des litus saxonicum erwähnt, welches von Holland bis zur Bretagne reichte und der vornehmste Schauplatz sächsischer Räubereien und Niederlassungen war. Auch nach Britanien kamen die Sachsen schon früh, wie uns die Geschichte des Carausius dargethan hat. Sogar das ferne Aquitanien bekam mit sächsischen Seeräubern zu kämpfen. Sidonius Apollinaris erzählt, diese Sachsen seyen durch keinen Meersturm zu erschrecken gewesen, ja sie hätten während eines solchen am liebsten angegriffen, weil man sie dann am wenigsten erwartet habe. Sie seyen immer blitzesschnell gekommen und ebenso schnell wieder verschwunden, hätten die größten Grausamkeiten ausgeübt und allemal den zehnten Gefangenen ihren Göttern geopfert. Ihr Hauptgott aber war Wodan und alle kleinen sächsischen Königsgeschlechter, die wir kennen, rühmten sich von Wodan abzustammen, sie waren also ganz vom odinischen Geiste durchdrungen. Daß sie nun als uralte Feinde der Franken das Christenthum vorzüglich deshalb haßten, weil sie es zuerst bei den Franken fanden, war begreiflich. Mochten die Missionäre noch so eindringlich reden, vom Franken wollte der Sachse nicht belehrt, noch bekehrt seyn. Daß aber die Franken unter der Bekehrung immer zugleich politische Unterwerfung verstanden, war nur zu gewiß. Also verstockte den Sachsen ihr alter Freiheitssinn das Herz gegen das Christenthum und sie waren noch nicht fähig, zu begreifen, daß sie, als Deutsche nichts besseres thun konnten, als mit den übrigen Deutschen in einem Reich und einer Kirche zusammenzustehen. Erst viel später haben sie das begriffen und dem Reich und der Kirche un-

schätzbare Dienste geleistet. Damals aber erfüllte sie noch der tiefste Ingrimm gegen den weißen Christ und den Frankenkönig. Sie vereinigten sich damals gegen Karl und standen wahrscheinlich in einer geheimen Verbindung mit den Longobarden. Ein gemeinsames Haupt hatten sie nicht. Sie unterschieden sich nach Stämmen in einer merkwürdigen Dreitheilung. Die größere Masse der Sachsen wohnte auf dem linken Ufer der Elbe und theilte sich in Ostphalen, Engern und Westphalen: die kleinere Masse wohnte auf dem rechten Ufer bis über die Mündung der Elbe hinaus (Nordalbingien) und theilte sich in Thiedmarsen (Dietmarschen), Holsaten (Holsteiner) und Stormaren. Nach dem Stande theilten sich die alten Sachsen wieder dreifach, in Aethelinge (Adel), Frilinge (Freie) und in Laten oder Lassen, worunter wohl unterworfene, frühere Einwohner oder angesiedelte Knechte zu verstehen sind. Alle drei Stände wählten sich Vertreter, jeder zwölf, welche jährlich einmal in Marclo zusammentraten und gemeinsam des Volkes Wohl beriethen. Auch wurden alle Jahre die überzähligen jungen Männer, jüngere Söhne, denen der ältere das Erbe vorweg genommen hatte, gesetzlich aus dem Lande gewiesen, um sich mit dem Schwerte anderswo Land und Besitz zu erobern. Diese waren es, die unter versuchten Führern auf Seeraub ausgingen und sich an fremden Küsten niederließen.

Die Grenzkriege zwischen Franken und Sachsen dauerten schon seit Jahrhunderten fort. Indem das Frankenreich immer mehr anwuchs, neigte sich der Sieg auch in den Sachsenkriegen auf seine Seite und wenigstens die nächsten Sachsenstämme mußten den Frieden von den Franken mit einem jährlichen Tribut erkaufen. Karl aber wollte sich damit nicht mehr begnügen. Nach seinem System mußten die Sachsen, wie alle übrigen Deutschen, seinem großen Reiche einverleibt werden und Heiden zu bekehren galt nicht bloß als ein Recht, sondern als eine Pflicht christlicher Fürsten, zumal des Schirmherrn der Kirche. In diesem Sinne nun berief Karl im Jahre 772 eine große Reichsversammlung nach Worms und verständigte sich hier mit dem gesammten Volke der Franken und aller bereits mit ihnen vereinigten christlichen deutschen Stämme über die

sächsische Frage. Nachdem er den h. Libuin mit absichtlicher Ostentation zu den Sachsen geschickt hatte, um denselben während ihrer großen Volksversammlung zu Marclo das Evangelium zu verkünden, die Sachsen ihn aber, wie Karl selbst nicht anders erwartete, fortgewiesen hatten, stimmte die Reichsversammlung in Worms mit König Karl darin überein, daß nunmehr den Sachsen der Krieg erklärt werden müsse, um sie, die sich nicht gutwillig hätten bekehren lassen, mit Gewalt zu Christen zu machen. Hierauf sammelte Karl den großen fränkischen Heerbann, ging über den Rhein und warf alles vor sich nieder. Einen ernsten Widerstand fand er diesmal nicht, obgleich die Sachsen Zeit gehabt hätten, sich darauf vorzubereiten. Da sie ihn später mit der größten Energie leisteten, scheinen sie absichtlich zurückgehalten zu haben, wahrscheinlich mit Rücksicht auf ihren Verbündeten in Italien, der damals losschlug und dadurch die Franken zur schnellen Rückkehr aus Sachsen nöthigte. Auf diesem ersten nur kurzen sächsischen Feldzuge kam Karl bis an die Weser, eroberte einen befestigten Ort Namens Eresburg, und zerstörte ein großes Heiligthum der Sachsen, Irmensul genannt, eine hölzerne Säule oder einen Baumstamm, von dem man glaubte, er stütze die Welt. Etwas Bestimmteres wird davon nicht gemeldet.

Während Karl die Longobarden in Italien niederwarf, rüsteten sich die Sachsen und fanden an Wittekind, dem Herzog der Westphalen, einen zweiten Arminius, der sie zu begeistern und zusammen zu halten wußte. Neben ihm wird Alfwin oder Alboin, Herzog der Ostphalen, genannt. Sie drangen siegreich bis an den Rhein vor und rächten sich an den Franken durch Mord und Raub. Karl aber kam i. J. 775 mit einer so ansehnlichen Heeresmacht wieder, daß er die Ost- und Westphalen sammt den Engern auseinander warf. Er selbst eroberte Siegburg, baute die zerstörte Eresburg wieder auf und machte eine fränkische Veste daraus, erzwang trotz des heftigen Widerstandes der Sachsen den Uebergang über die Weser und erschütterte den Muth der Ostphalen dergestalt, daß einer ihrer Edelsten, Hesso, Christ wurde und Treue gelobte. Dasselbe that auch Bruno, Führer der Engern, der mit einer Tochter

Wittekinds vermählt war. Die neubekehrten Sachsen zogen sich aber in den großen Buchenwald (Buchonia) gegen Fulda hin zurück unter den nähern Schutz der Franken. Ein zweites fränkisches Heer schlug unterdeß auch die Westphalen bei Lütbeke. Weil Karl aber bald noch einmal nach Italien umkehren mußte, um den Herzog von Friaul zu bekämpfen, mußte er Sachsen wieder verlassen, nachdem er zahlreiche Geißeln mitgenommen hatte. Man würde nicht begreifen, warum er persönlich nach Friaul zog, um einen kleinen longobardischen Herzog zu bekämpfen, wenn ihn die Lage der Dinge nicht sehr dazu genöthigt hätte. Der damalige Herzog Thassilo von Bayern grollte dem Franken und hatte nur nicht Muth genug, sich offen an die Longobarden und Sachsen anzuschließen. Die Erhebung Rotgauds in Friaul hatte wahrscheinlich den Zweck, ihm Muth zu machen und wenn Karl nicht rasch zugegriffen hätte, so würden sich wahrscheinlich Lombarden und Bayern und vielleicht auch die immer noch unzufriedenen Alemannen gegen ihn erhoben und mit den Sachsen eine furchtbare Coalition gebildet haben.

Die Sachsen hatten sich schon wieder empört, als Karl ihnen kaum den Rücken gekehrt hatte. Von Wittekind angeführt, nahmen sie Eresburg wieder ein, konnten aber Siegburg nicht wiedergewinnen. Nun erschien Karl und verbreitete einen solchen Schrecken, daß sich ihm wieder alles in Sachsen, wenn auch nur zum Scheine, unterwarf und Wittekind selbst nach dem Norden zu dem Dänenkönig Siegfried floh, dessen Schwester Gewa er geheirathet hatte. Karl blieb diesmal länger in Sachsen und schlug sein Hoflager in Paderborn auf, theils um den Sachsen seine ganze Macht und Pracht vor Augen zu führen, theils um sie durch Güte zu gewinnen. Hier erschienen vor ihm fremde Gesandte und unter andern auch die arabischen Fürsten, die seinen Beistand gegen die Ommaijaden in Spanien ansprachen. Auch viele Sachsen fanden sich ein, versöhnten sich mit Karl und ließen sich taufen, 777. Als er bald darauf den Zug nach Spanien unternahm, der die Gründung der fränkischen Mark jenseit der Pyrenäen zum Ergebniß hatte, brach die Empörung im Rücken abermals aus und Karl mußte immer wieder nach Sachsen

umkehren. Am meisten ärgerte die neu bekehrten Sachsen der Zehnte, den sie der Kirche geben sollten. Man kam daher zu keinem Frieden. Karl mußte fast jährlich neue Empörungen des hartnäckigen Volkes dämpfen. Im Jahre 778 erfocht er einen Sieg bei Leisa; in den folgenden Jahren baute er feste Burgen an der Elbe und kam dadurch zum erstenmal mit slavischen Wenden in Berührung, die jenseit dieses Flusses wohnten. Da dieselben als Nachbarn natürliche Feinde der Sachsen waren, scheint ihnen Karl sehr geschmeichelt zu haben, wenigstens kamen, als er i. J. 780 in Lippspring Hof hielt, viele von ihnen zu ihm und ließen sich taufen. Er glaubte nun das Sachsenland endlich beruhigt zu haben und begab sich abermals nach Italien, um die dortigen Angelegenheiten zu ordnen. Aber die letzte Ruhe in Sachsen war nur trügerisch gewesen. Wittekind kam zurück und setzte alles wieder in Flammen. Man hat bemerkt, daß die Deutschen, wenn sie angegriffen werden, im Widerstande träge, unbesonnen und uneinig sind, daß erst schwere Niederlagen sie zur Besinnung und in Hitze bringen, daß sie, wenn sie völlig besiegt scheinen, erst am furchtbarsten werden und daß sie den Krieg, wenn der Feind ihn beendigt glaubt, jetzt erst anfangen. Der Aufstand verbreitete sich plötzlich über ganz Sachsen, die neuen Kirchen wurden zerstört, die Priester erschlagen. Willehad und Liutgerd, die vornehmsten Missionäre, welche Karl unter den Sachsen arbeiten ließ, entkamen nur mit Noth. Karl war abwesend, ein fränkisches Heer unter den Grafen Adelgis, Geilo und Worad sollte eben gegen die slavischen Sorben ausrücken, die sich der fränkischen Nachbarschaft nicht so sehr erfreut zu haben scheinen, wie die etwas nördlicher wohnenden Wenden. Dieses fränkische Heer hielt nun inne, um sich der Sachsen zu erwehren und wurde von Köln aus schnell verstärkt durch den Grafen Theoderich. Der letztere rieth dringend von einem Angriff ab, man solle warten, bis der König komme, der wirklich schon im Anzug war. Die andern aber trachteten nach dem Ruhme, den Aufruhr niedergeschlagen zu haben, ehe der König kam. Da trennte sich Theoderich von ihnen, sie griffen Wittekind beim Berge Suntel an der Weser an, erlitten eine furchtbare Niederlage und

kamen selbst darin um, 782. Nur wenige Franken konnten sich noch zu Theoderich retten. Bald aber erschien Karl mit seinem Heerbann und übte schreckliche Rache. Jeden Sachsen, der sich nicht augenblicklich taufen ließ, befahl er zu tödten. Tausende wurden in die Flüsse gejagt und getauft oder ertränkt, die Wohnungen zerstört. Bei Verden ließ Karl 4500 Sachsen, die mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren, an einem Tage enthaupten. Diese Grausamkeit aber reizte die Sachsen nur zu noch größerer Wuth auf und im folgenden Jahre führte Wittekind dem Frankenkönig ein so gewaltiges Heer entgegen, daß die Schlacht bei Detmold, in welcher das fränkische Heer lange blutig mit ihm rang, unentschieden blieb. Allein Karl hatte größere Hülfsmittel und konnte sein Heer so ansehnlich verstärken, daß es in einer zweiten Schlacht an der Hase den Sieg errang. Doch war derselbe so schwer erkauft, daß Karl zum Andenken der Schlacht auf dem Berge Osnegge St. Hülpen, d. h. der Hülfe Gottes, eine Capelle baute, 783. Der Kampf dauerte dennoch fort. Im folgenden Jahr schlug Karls ältester Sohn gleiches Namens die Sachsen noch einmal bei Steinfurt und der König selbst noch einmal bei Schöningen. Da mußte sich Wittekind auf die See retten und beunruhigte die fränkischen Küsten.

König Karl schlug 785 abermals zu Paderborn sein Hoflager auf und blieb im Lande, um überall die zerstörten Kirchen wieder herstellen zu lassen. Auch gab er damals den Sachsen ein neues Gesetz von furchtbarer Strenge. Wer als Heide sich nicht taufen lassen wollte oder wer als Christ noch einen heidnischen Gebrauch mitmachte oder einen christlichen versäumte, die Fasten nicht einhielt &c. sollte sterben. Gleichwohl scheint auch viel in Güte verkehrt worden zu seyn. Karl ließ durch Amalwin mit Wittekind und Alfwin eifrig unterhandeln und diese, die Unmöglichkeit, länger widerstehen zu können, begreifend, ließen sich endlich billig finden. Nach der Volkssage kam Wittekind verkleidet an Karls Hoflager und wohnte unerkannt der heiligen Messe bei. Da während der Wandlung erblickte er in der Hostie ein glänzend weißes Kind und überzeugte sich dadurch von der Wahrheit dessen, was die Christen glaubten.

Gewiß ist, daß Wittekind und Alfwin mit Karl Frieden schlossen. Wittekind begab sich mit seiner Gemahlin Gewa und einer großen Menge ihm getreuer Sachsen nach Attigny in Frankreich, wo sie alle in Gegenwart Karls die Taufe empfingen. Wittekind blieb Herzog in Westphalen und wurde ein so eifriger Christ, daß er viele Kirchen baute.

Die Nordalbingier blieben aber immer noch unabhängig und heidnisch, weshalb Karl einen systematischen Krieg mit ihnen führen ließ, in Folge dessen er viele tausend Nordsachsen nach den Niederlanden und an den Rhein versetzte. Davon hat Sachsenhausen bei Frankfurt noch den Namen. Um Holstein besser überwachen zu können, befreundete sich Karl mit den slavischen Obotriten im heutigen Mecklenburg und suchte ihren Fürsten Wiltzan zu stärken. Die Obotriten waren von den Welatonen oder Wilzen, ihren slavischen Nachbarn, bedrängt. Karl half ihnen und schlug die Wilzen, 989. Wiltzan fiel vier Jahre später in einem Kampf mit den Nordalbingiern, sein Nachfolger Thrasiko brachte aber den letztern eine schwere Niederlage bei, 798.

Um die Sachsen immer im Auge zu behalten, schlug Karl i. J. 794 seine Residenz in Aachen auf, und machte wiederholte Besuche bei ihnen, wobei er die Politik befolgte, durch große Gunstbezeugungen den Adel zu bestechen. Die Theilnahme der Frilingen und Laten an den sächsischen Landtagen gefiel ihm nicht. Er wollte alles auch hier auf fränkischen Fuß setzen und die alten Freien unter den Lehnsadel beugen.

3.

Der Ursprung Oesterreichs.

Der Kampf mit den Longobarden und Sachsen wäre dem großen Könige sehr erschwert worden, wenn der Agilolfinger Thassilo, Herzog von Bayern, nicht so feiger Natur gewesen wäre. Seine

Gemahlin Liutberga war des Desiderius Tochter und die Stimmung der Bayern einem Bündniß mit den Longobarden und der Unabhängigkeit günstiger als den Franken. So lange Desiderius noch nicht besiegt und die Sachsen noch ungeschwächt waren, hätte Thassilo mit denselben vereinigt dem Frankenreiche trotzen können. Aber er wagte nichts und erst, als es schon viel zu spät war, im letzten Sachsenkriege verweigerte er dem König die Heeresfolge. Karl schickte den Grafen Chrodbert nach Bayern, um in seinem Namen zu handeln, dieser sein Sendbote aber wurde umgebracht. Dennoch half Thassilo den Sachsen nicht und mußte sich daher gefallen lassen, daß Karl, nachdem er mit Sachsen fertig war, seinen Heerbann nach Bayern führte und den unbotmäßigen Herzog auf dem Lechfelde bei Augsburg einschloß. Da unterwarf sich Thassilo und erhielt Verzeihung, 787. Man sagt ihm nach, er habe den Eid der Treue absichtlich falsch geschworen und sogar seinen Bayern zugemuthet, dasselbe zu thun. Das ist wohl nur eine Verleumdung, weil wirklich so zu handeln doch allzu unklug gewesen wäre. Indessen hielt Thassilo den Eid wirklich nicht, indem er schon im nächsten Jahr die Avaren gegen Frankreich aufzureizen suchte. Er glaubte, das sey tiefes Geheimniß, und begab sich an den Hof Karls zu Ingelheim am Rhein. Hier aber kam sein Verrath an den Tag und er wurde von den Großen des Reichs zum Tode verurtheilt. Karl ließ ihm abermals Gnade widerfahren, schickte ihn aber nebst seinem Sohne ins Kloster, hob die herzogliche Würde in Bayern auf und ließ das Land durch fränkische Grafen regieren. Die Bayern selbst leisteten keinen Widerstand, auch hatte ihnen das Benehmen ihres Herzogs nie Achtung oder Zuversicht einflößen können.

Die Avaren folgten inzwischen dem Rufe Thassilos und kamen durch Bayern bis Franken vorgestürmt, aber ihre wilden Reiterschaaren erlagen bei Ips der besseren Disciplin der Franken unter dem Grafen Garamund und Odaker; es sollen 10,000 von ihnen im Kampf geblieben und viele in die Donau gesprengt worden seyn, 788. Drei Jahre später unternahm Karl von Regensburg aus einen großen Heereszug gegen die Avaren. Zu gleicher Zeit

brach auch sein Sohn Pipin von Italien her gegen sie auf und erfocht den ersten Sieg über sie noch vor dem Vater. Dieser selbst verfolgte die Avaren bis an die Raab, verbrannte ihre Ortschaften und führte eine große Menge Gefangene mit sich fort. In seinem Heere diente ein Alemanne aus dem Thurgau von solcher Größe und Stärke, daß er mit seiner langen Lanze die Avaren wie Frösche aufspießte und in die Höhe hob. Doch konnte Karl das Land nicht behaupten, weil die Avaren in Wälder und Gebirge flüchteten und wegen einer Viehseuche die Lebensmittel ausgingen. Da aber die Avaren unter sich selbst uneinig wurden und einer ihrer Chane, Tudun, sich zu Karl flüchtete und Christ wurde und auch ein Theil der Slaven, die immer von den Avaren bedrängt worden waren, sich unter Winimir an die Franken anschloß, konnte Karl im Jahr 796 durch seinen Sohn Pipin die Eroberung des Avarenreichs vollenden lassen. Pipin zog von Italien aus, ein fränkisches Heer unter dem Grafen Gerold der Donau entlang und Winimir von Norden her. Es gab einen letzten furchtbaren Kampf. Die Avaren wehrten sich verzweifelt und sogar Tudun trat wieder auf ihre Seite über. Aber alle ihre s. g. Ringe, große Lagerplätze, die durch Verhaue von allen Seiten geschützt waren, wurden erstürmt und unermeßliche Schätze darin erbeutet, welche Karl nach Aachen bringen ließ und wovon er die Hälfte dem Papste schenkte. Tudun wurde gefangen, und hingerichtet. Weil Gerold an der Spitze der Alemannen oder Schwaben in diesem Kriege das Beste gethan hatte, verlieh Karl den Schwaben das Recht, künftig bei jedem Kriege im Heerbann den ersten Schlachthaufen zu bilden und die Reichsfahne voranzutragen.

Das Reich der Avaren nahm damit ein Ende und der nördliche Theil desselben wurde mit dem Frankenreiche vereinigt. Der Rest blieb den Slaven. Auf das den Avaren abgenommene Land im Osten von Bayern ging nunmehr der Name Austriens über. Neustrien und Austrien waren unter Karl vereinigt und diese Namen erloschen, sobald der mehr nationale Unterschied zwischen den romanisirten Franzosen und den vereinigten Deutschen hervortrat. Der Name Austria oder Oesterreich blieb ausschließlich dem eroberten

Avarenlande, als dem jetzt östlichsten Theile des Frankenreichs und wurde von fränkischen Grafen verwaltet, welche man, weil es Grenzland war, Grafen der Grenze (Mark) oder Markgrafen nannte. Innerhalb dieses Landes lebten Slaven, die bisher den Avaren unterworfen gewesen waren. Man muß sich diese letzteren überhaupt als ein tapferes Reitervolk denken, welches sich unter den ackerbauenden Slaven als Eroberer zum Adel aufgeworfen hatte, sich von den Slaven steuern und bedienen ließ, selbst nur dem Kriege lebte und in den Ringen seine sicheren Versammlungsorte und Festen hatte. War dieser wenn auch noch so tapfere und turbulente, doch gewiß nicht zahlreiche Adel überwältigt, so war auch das eigentliche avarische Volk verschwunden oder seine Reste verloren sich in der Zerstreuung, während nur die Slaven übrig blieben. Man findet in der Geschichte keine Spur mehr eines noch zusammenhängenden echt avarischen Volksrestes, eben weil es sich hier nur von einem aufgeriebenen und zersprengten Adel handelt. Bei Nestor, dem ältesten Chronisten Rußlands finden wir, die Obre, d. h. die Avaren hätten die Slaven so geknechtet und geplagt, daß sie die Weiber derselben vor den Pflug gespannt hätten, aber Gott habe sie um ihres Stolzes willen vernichtet, daß man sprichwörtlich sage: „sie sind untergegangen wie die Obre, kein Vetter, kein Erbe ist mehr von ihnen vorhanden."

Durch die Franken wurden die Slaven frei, hielten sich daher gern an diese. Nach einer alten Ueberlieferung waren die Slaven in Kärnthen schon Christen geworden und rotteten selbst ihren heidnischen Adel aus, vielleicht ihre avarischen Herren. Deshalb wurden ihnen von Graf Gerold große Freiheiten gewährt. Nach der leobner Chronik lud ein Herzog Ingo von Kärnthen das Volk zur Tafel und ließ die Bauern von Gold und Silber herrliche Gerichte schmausen, die Edelleute aber vor der Thür auf dem Boden sitzen, weil jene Christen, diese Heiden waren. Aus den verschiedenen und dunklen Nachrichten geht wenigstens soviel hervor, daß sich auch diese südlichen Slaven beim Sturze des Avarenreichs betheiligt haben, und daß ihnen dafür Ehrenrechte bewilligt wurden. Der Beweis

dafür liegt auch in dem noch auf spätere Zeit forterbenden Bauernrecht in Kärnthen. Wenn nämlich daselbst ein neuer Herzog gewählt wurde, setzte sich ein Bauer auf den Fürstenstein bei Kärnburg unfern von Klagenfurt und der neue Herzog mußte vor ihn hintreten und ihm geloben, gerecht zu regieren, und damit er dessen immer eingedenk bleibe, durfte ihm der Bauer eine Ohrfeige geben. An Kärnthen schlossen sich im Süden Krain (von kraiwa, Grenze), die Grafschaft Görz (von gora Berg) oder die windische Mark, östlich die Steiermark und nördlich bis zur Donau das Oesterreich im engeren Sinn, ob und unter der Ens.

Weiter nordwärts zwischen der Donau, Saale und Elbe hatten sich andere, bisher noch unabhängige slavische Stämme festgesetzt, die Maharanen an der March im heutigen Mähren, die Czechen oder Bojohemen im heutigen Böhmen. Dieser Name, Bojenheim, war gleich dem bayrischen dem Lande geblieben, weil ehemals die längst verschollenen Bojen dort gewohnt hatten. Zwischen Böhmen und der Saale wohnten Sorben, nordwärts von diesen Wenden und über diesen an der Ostsee Obotriten in Meklenburg, Wilzen in Pommern. Alle diese unabhängigen Slaven waren unter sich uneinig, das Reich des Samo, in welchem sich einst mehrere Stämme gegen die Avaren vereinigt hatten, längst wieder zerfallen. In der Regel war jeder Stamm des Nachbars alter Feind, die Obotriten Feinde der Wilzen, die Wenden Feinde der Sorben, so daß sich der Frankenkönig immer der einen gegen die andern bedienen konnte. Die Obotriten hat er am meisten begünstigt, weil sie ihm gegen die Sachsen halfen und zugleich die Wilzen abhielten. Auch mit den Wenden hatte er sich frühe befreundet.

Nach der glücklichen Beendigung der Avaren= wie der Sachsenkriege hielt König Karl im Jahr 799 wieder Hof zu Paderborn, umringt von seinen siegreichen Helden und von den bekehrten Heidenfürsten und zu Gnaden angenommenen Feinden, als plötzlich der in Rom neugewählte, aber von einer Gegenpartei schrecklich mißhandelte Papst Leo III. von dorther auf der Flucht ankam, ehrenvoll geleitet von des Königs Sohn Pipin. Karl ließ das ganze Heer, welches

er um sich hatte, aufstellen und bei des h. Vaters Ankunft dreimal die Knie beugen. Dann umarmte er den unglücklichen Hirten der Seelen und versprach ihm Hülfe.

4.

Das römisch-deutsche Kaiserthum.

Nach dem Tode des Papst Hadrian im J. 794 war Leo III. von den Römern zum Papst gewählt worden und hatte derselbe seine Bestätigung beim König nachgesucht und erhalten. Zwar wird ihm vorgeworfen, er habe seine Wahl durch Bestechung durchgesetzt, allein um so mehr bedurfte er der königlichen Huld, wenn er sich halten wollte. Er unterwarf sich also dem König auf das demüthigste und übersandte ihm die Schlüssel des Grabes Petri und die Fahne von Rom zum Zeichen, daß die oberste Schutzherrlichkeit über Rom ihm zustehe. Fast zur nämlichen Zeit empfing Karl auch die Schlüssel des h. Grabes in Jerusalem und die Fahne dieser Stadt, ihm zugesandt vom Patriarchen daselbst mit Bewilligung Harun al Raschids, d. h. dieser Chalif ließ dem ihm befreundeten König des Abendlandes eine Artigkeit erweisen, indem er die abendländischen Pilger am h. Grabe als unter fränkischem Schutz stehend betrachtet wissen wollte. Die christlichen Wallfahrer waren überhaupt unter dem Chalifen nie gehindert gewesen, ihre Andacht am h. Grabe zu verrichten, so wie auch der christliche Patriarch in Jerusalem nie von ihm geplagt wurde. Beiläufig sey bemerkt, daß, wenn alle Abendländer im Orient heute noch Franken heißen, dieß aus jener Zeit, aus der Zeit Karls und seines großen Frankenreichs herstammt.

Karl antwortete dem Papst Leo sehr gnädig: „ich freue mich über deine Wahl und über deinen demüthigen Gehorsam und die Versicherung deiner Lehenstreue.“ Aber eine Gegenpartei in Rom, die seiner Wahl die Rechtmäßigkeit absprach, gerieth in Wuth, überfiel den Papst auf offener Straße und wollte ihm Augen und

Zunge ausreißen. Es glückte ihm jedoch mit einem blauen Auge davonzukommen, sich heimlich aus Rom und zu Pipin zu flüchten, der ihn nach Paderborn brachte. Karl würde sich des einmal von ihm anerkannten Papstes unter allen Umständen angenommen und den Unfug der Römer nicht geduldet haben. Leo aber wollte seinem Pontificat einen Glanz geben, hinter dem alles Kleinliche und Trübe, was etwa seiner Wahl anklebte, verschwinden sollte. Nach einer Notiz in der Chronik des Diaconus Johannes soll er damals in Paderborn dem König die römische Kaiserkrone angetragen haben. Und in der That konnte er sich aus der schlimmen Lage, in die er gerathen war, nicht höher erheben, als wenn er den mächtigsten Herrscher der Erde in die Lage brachte, aus seiner Hand und gleichsam durch seine Autorität die Krone zu empfangen. Indessen kann der Gedanke auch wohl von Karl selbst ausgegangen und die Ausführung dem bedrängten Papste vorgeschrieben worden seyn.

Die ungeheure Tragweite des Gedankens, die hohe, weltgeschichtliche Bedeutung desselben hat vielleicht keinem der beiden Contrahenten vorgeschwebt, oder haben sie wenigstens das moralische Gewicht desselben nicht erwogen. Karl dürfte die Erneuerung des römischen Kaiserthums noch sehr im antiken Sinne gemeint haben und noch nicht in dem christlichen Sinne des spätern Mittelalters, wonach das Kaiserthum nur ein Lehen Gottes und das Regieren nach Gottes Geboten minder ein bequemes Recht als eine schwer auszuübende Pflicht seyn sollten. Dem Papst dagegen mußte alles daran liegen, sich neben dem damals allvermögenden Kaiser geltend zu machen und aus dem Recht der Kirche eine Pflicht für das Kaiserthum herzuleiten und festzustellen. Man darf ja nicht glauben, daß die große Idee des Gottesstaates im Mittelalter damals schon völlig gereift war.

Karl bewegte sich im J. 800 nach Italien, nachdem er den Papst schon vorausgeschickt und dort in sein Recht wieder hatte einsetzen lassen. Auf einem Concil in Rom wurde schon im Winter des J. 799 die Kaiserfrage erörtert und beschlossen, es stehe einer römischen Kaisercreirung im Abendlande nichts im Wege, weil es

keinen römischen Kaiser im Morgenlande mehr gäbe. Damals regierte nämlich in Byzanz die Kaiserin Irene, Weiber aber waren selbstverständlich von der Uebung kaiserlicher Gewalt ausgeschlossen. Dieses formellen Rechtstitels bedurfte man noch, weil bisher der oströmische Kaiser immer noch wenigstens dem Namen nach in Rom als Kaiser, der Frankenkönig aber nur als Patricius gegolten hatte. Nachdem alles vorbereitet war, kam Karl nach Rom, am 23. Nov. 800, und sieben Tage später eröffnete er eine große Versammlung aller damals in Rom anwesenden Großen, sowie des Volks. Er saß neben dem Papste und rings um sie her saßen die hohen Geistlichen, die weltlichen Großen aber, der Adel, der niedere Klerus und das Volk mußten stehen. Der König präsidirte, wandte sich mit seiner mächtigen Stimme zuerst an die Römer und forderte, daß die Beschuldigungen gegen den Papst hier vor seinem Forum untersucht werden sollten. Da erhoben sich sämmtliche Bischöfe und erklärten, sie besäßen keine Vollmacht und kein Recht, den Statthalter Christi zu richten. Hierauf erhob sich der Papst freiwillig und reinigte sich durch einen Eid von aller Schuld. Das alles war ohne Zweifel vorher verabredet, weil der Papst von jedem Mackel rein seyn mußte, bevor der König aus seiner Hand die Krone annehmen konnte. Jetzt erst holte Leo III. die zu diesem Zwecke schon lange verfertigte kaiserliche Krone und nachdem er am h. Weihnachtsfeste in der Peterskirche die Messe gelesen hatte, setzte er vor allem Volk diese Krone dem König Karl aufs Haupt und erklärte ihn damit zum römischen Kaiser und das Volk rief: Heil Karl, dem von Gott gekrönten Augustus, dem großen und friedebringenden Kaiser Leben und Sieg!*)

So war denn das *römische Kaiserthum* wieder hergestellt. Seltsamerweise wurde die byzantinische Kaiserin Irene, nachdem man

*) Die Krone Karls des Großen, welche, zu unsern alten Reichskleinodien gehörig, noch jetzt im Schatze der Wiener Burg gezeigt wird, ist nicht diejenige, welche Karl damals aufsetzte, sondern eine Paradekrone, die auf sammtenen Kissen vorgetragen wurde, und viel zu weit, als daß sie je auf eines Menschen Haupt gepaßt hätte.

sie schon einmal benutzt hatte, um die Errichtung eines neuen abendländischen Kaiserthums mit ihrer weiblichen Incompetenz zu entschuldigen, jetzt noch einmal persönlich von Karl benutzt, um auch noch das oströmische Reich für sich in Anspruch zu nehmen. Denn da sie in großer Bedrängniß war, wie wir oben gesehen haben, suchte sie seine Hülfe nach und bot ihm ihre Hand an und er griff begierig zu, weil er damit ein Recht auf die Besitznahme von Byzanz gewann und dem alten Dualismus des ost- und weströmischen Reichs schnell ein Ende machen konnte. Allein die Verhältnisse in Byzanz gestatteten die Ausführung nicht, Irene wurde gestürzt, die fränkischen Gesandten, die nach Byzanz kamen, verhöhnt.

Obgleich das neue Kaiserthum ausdrücklich den Namen des römischen trug, so blieb es doch niemand verborgen, daß es ein deutsches Kaiserthum war. Die romanischen Bestandtheile dieses Reiches waren die untergeordneten. Sowohl die romanisirten Franken in Neustrien, als die romanisirten Longobarden in Italien standen weit zurück hinter den deutsch gebliebenen Franken und hinter den übrigen echt deutschen Stämmen, die erst durch den Zutritt der Sachsen vollwichtig geworden waren. Lange konnte man Alemannen, Bayern, Thüringer und Friesen nur als Anhängsel der Franken betrachten. Sobald aber Sachsen hinzu getreten war, erhielten die Deutschen des rechten Rheinufers dermaßen das Uebergewicht, daß nunmehr die überrheinischen Franken nur noch als Anhang von ihnen gelten konnten. Darum mußte auch des neuen Reiches Name bald den Zusatz erhalten: das heilige römische Reich deutscher Nation. Sofern es aber demnach das alte römische Imperium nicht mehr seyn konnte, gesetzt auch, Karl hätte es dazu machen wollen, erhielt die Kaiserwürde auch den Völkern gegenüber eine gänzlich neue Bedeutung. Der deutsche Volksgeist und das alte deutsche Herkommen schränkte die kaiserliche Gewalt durch die Reichstage ein. Wenn auch seit dem Aufkommen des Lehenwesens von einer Vertretung des gemeinen Volkes nicht mehr die Rede seyn konnte, so zog doch der Comitat und der Episcopat, die geistliche und weltliche Aristokratie der Bischöfe und Grafen, dem Kaiser solche Schranken, wie sie die

früheren altrömischen Kaiser niemals beengt hatten. Die Bischöfe vertraten jedenfalls auf den Reichstagen in einer ganz verfassungsmäßigen Weise die vom Kaiser unabhängige Macht der Kirche und auch die weltliche Aristokratie vertrat durchaus nicht blos ihr Standesinteresse, sondern auch das der Volksstämme, zu denen sie gehörten. In dem neuen deutschen Reiche war also die Vertretung der Stände und Stämme dasjenige, was es vom altrömischen Kaiserthum wesentlich unterschied und dem neuen von vorn herein eine ganz andere Grundlage gab.

Es war am Papste, als dem Oberhaupt der Kirche, sein Verhältniß zum neuen Kaiser, als dem Oberhaupt des Staates oder weltlichen Reiches endlich festzustellen, nachdem dasselbe gegenüber dem oströmischen Kaiser stets geschwankt hatte. Obgleich nun Karl nicht gemeint war, sich eine Ueberordnung des Papstes oder auch nur eine völlige Gleichstellung desselben in Bezug auf die wirkliche Machtübung gefallen zu lassen, so mußte er doch Anstands halber die Neben- und nicht bloß Unterordnung des Papstes nach göttlicher Anordnung zugeben, d. h. er mußte dem Papst das geistliche Regiment anheimstellen und sofern der Papst Stellvertreter Christi auf Erden war, sich auch vor ihm beugen, um aus seiner Hand allein die Krone, sowie überhaupt jeden Segen von oben zu empfangen; wogegen er streng darauf hielt, daß der Papst in allen weltlichen Beziehungen sein Vasall und Getreuer blieb. Die Gleichstellung der geistlichen und weltlichen Macht wurde aber vom Papst Leo III. der Mit- und Nachwelt augenscheinlich gemacht in berühmten Mosaikbildern. Ein solches Bild in der Kirche der h. Susanne zu Rom zeigte Papst und Kaiser neben einander, jeden auf einem Berge stehend, jeden mit dem viereckigen Nimbus, den Papst als Mönch mit einer Kirche in der Hand, den Kaiser als Ritter mit dem Schwerte. Das Bild ist seit fast 300 Jahren zerstört, aber in Abbildern erhalten. Sodann war auf dem Triclinium Leos in andern Mosaikbildern der Heiland dargestellt, welcher zugleich dem Papst Sylvester die Schlüssel und dem Kaiser Constantin dem Großen die Fahne übergibt, und gegenüber in gleicher Weise der Apostel Petrus, der dem Papst Leo die

Stola, dem Kaiser Karl die Fahne reicht. Auch diese Gemälde sind nur in Abbildungen erhalten. In ihnen war nun schon die Solidarität des Papst- und Kaiserthums ausgesprochen, obgleich damals noch die gegenseitige Berechtigung mehr ins Auge gefaßt worden zu seyn scheint, als die gegenseitige Verpflichtung, an die erst später mit tieferem Ernste gedacht wurde.

Nach seiner Rückkehr von Rom widmete Karl noch einmal seine ganze Sorgfalt dem Sachsenlande. Er sah mit Recht in der Verschmelzung des Sachsenstammes mit den andern Deutschen den Schlußstein seines großen staatlichen Gebäudes. Da er es aber lediglich auf das Lehenwesen und die Kirche stützte, sah er in der alterthümlichen Volksfreiheit der Sachsen ein seinem Staate feindliches und zerstörendes Element und suchte sich davon durch eine systematische Gewaltthätigkeit zu befreien, indem er in Sachsen das Erbrecht aufhob und des Vaters Erbe keinem Sohne eher überließ, als bis derselbe bei ihm darum gebeten und persönliche Bürgschaften geleistet hatte. Mitten in das segensreiche Werk der sächsischen Bekehrung mischte sich politische Corruption. Wer sich nicht bei Karl einschmeichelte und Lehen von ihm nahm, wurde erb- und heimathlos. Die Güter der Widerspenstigen fielen den Geschmeidigen zu und so bildete sich auf Kosten der alten Volksfreiheit ein neuer Lehensadel in Sachsen, sich bereichernd mit den Alloden, welche den Freien entrissen wurden. Daher sagt ein Chronist: „Nachdem Karl den Adel an sich gelockt hatte, zertrat er das gemeine Volk mit den Waffen.“ Man kann sich daher denken, daß der s. g. Frieden von Selz, in welchem Karl im J. 803 das letzte Abkommen mit den Sachsen traf, dem armen Volke aufgezwungen wurde. Wie unzufrieden die Gemüther waren, so daß Wittekind selbst das Verfahren des Königs mißbilligt zu haben scheint, erhellt ziemlich deutlich daraus, daß Wittekind angeblich wegen Grenzstreitigkeiten vom fränkischen Grafen Gerold erschlagen wurde, 807. Wenn in dem so arg verstörten Lande auch nicht plötzlich vollständig organisirte Bisthümer entstehen konnten, so ist doch gewiß, daß Karl den Grund dazu legte und zwar in Minden, Halberstadt, Hildesheim, Verden, Bremen, Osna-

brück, Münster und Paderborn. Sie wurden sämmtlich Köln untergeordnet, dessen Bischof die höhere Würde des Erzbischofs erhielt und dem Mainz ein wenig die Waage halten sollte, damit keiner von ihnen dem Kaiser oder Papst gegenüber zu mächtig würde.

Aus unbekannten Ursachen begann der alternde Kaiser i. J. 805 einen großen Heereszug nach Böhmen. Man darf voraussetzen, daß die Böhmen als das mächtigste unter den slavischen Völkern, die jetzt an das Reich der Franken grenzten, gerechte Besorgniß vor der Eroberungslust der Deutschen hegten und sich mit den benachbarten noch freien Slavenstämmen zu verbinden suchten. Der Kaiser konnte aber den Panslavismus nicht aufkommen lassen, um nicht Oesterreich zu verlieren, falls dort seine slavischen Unterthanen etwa Lust bekamen, sich an die Böhmen anzuschließen. Karl bezweckte wahrscheinlich nur, die Böhmen ein für allemal zu schrecken. Sie waren so klug, ihm gar nicht Stand zu halten, als er drei fränkische Heere von verschiedenen Seiten in ihr Land einrücken ließ. Sie zogen sich nur in ihre Wälder und Gebirge zurück. Er aber, nachdem er große Verheerungen im Lande angerichtet hatte, kehrte wieder um. Böhmische Geschichtschreiber vermuthen, er müsse durch die Böhmen doch bedeutende Verluste erlitten haben, weil im nächsten Jahre die Sorben aufstanden, deren Fürst Milibuch so viel nicht gewagt haben würde, wenn er nicht mehr auf die Stärke Böhmens vertraut hätte. Allein dieser Fürst unterlag und fand den Tod, 806. Damals wurden Halle und Magdeburg von den Franken erobert und nach der Sage soll der letztgenannte Ort seinen Namen dem Umstande verdanken, daß die Franken dort Bilder der slavischen Liebesgöttin und ihres weiblichen Gefolges fanden und zerstörten.

Die Dänen, mit denen Wittekind früher verbündet gewesen war, sahen das Hinaufrücken der fränkischen Grenze zur Eider und Schley sehr ungern und bedienten sich ihrer Ueberlegenheit zur See, um an den fränkischen Küsten zu plündern, besonders in Friesland, wo sie eine Schatzung erzwangen. Sie bedrohten einmal sogar Aachen. Da sie aber auf dieser Seite nicht weit vorzubringen vermochten, suchten sie wenigstens den Franken die Ostsee zu verschließen

und ihr König Gottfried wollte sich des Obotritenlandes bemächtigen. Als er auch hier zurückgewiesen wurde, legte er im heutigen Schleswig einen großen Wall und Graben an, wodurch er den Deutschen jedes weitere Vordringen in der dänischen Halbinsel abschneiden wollte. Der Wall lief durch das ganze, hier jedoch nur schmale Land von der Nord- zur Ostsee und hieß das Danewirk (Werk der Dänen). Als Kaiser Karl i. J. 810 gegen Gottfried zu Felde ziehen wollte, erfuhr er, daß derselbe von seinen eigenen Leuten erschlagen worden sey. Sein Neffe und Nachfolger Hemming hielt es für besser, mit Karl Frieden zu halten, und man kam überein, daß die Eider des Reiches Grenze seyn sollte. Auch die Wilzen, welche, auf die Dänen vertrauend, wieder aufgestanden waren, wurden aufs Neue unterworfen.

Unter dem Namen der Normannen (Männer des Nordens) aber trieben damals Seeräuber ihr Wesen, die aus Dänemark, Schweden und Norwegen kamen und, wie lange vor ihnen die Sachsen, alle Sommer Raubzüge an ferne Küsten unternahmen. Kaiser Karl selbst erblickte einmal ihre Schiffe auf der See und soll geweint haben, weil er sich außer Stande sah, sie zu vertreiben.

5.

Karl der Große.

Karl starb im Frieden zu Aachen, wo er begraben ist, 814. Als sein Grab später von Otto III. geöffnet wurde, fand man ihn aufrecht sitzend im kaiserlichen Schmucke wie auf dem Throne. Der große Stein von weißem Marmor, der das Grab deckte und vom Grabe Cäsars in Rom soll weggenommen worden seyn, zeigt in antikem Relief den Raub der Proserpina und ist in der Revolutionszeit von den Franzosen geraubt worden, aber jetzt noch zu sehen in der Bernhardinerkirche zu Marseille.

Der erste deutsche Kaiser war von außerordentlicher Körper-

größe und verrieth im Blick und in der Stimme einen gewaltigen Helden und Herrscher. Bezeichnend ist, daß er sein Insiegel auf dem Schwertknopfe trug. Er konnte weder schreiben noch lesen, war aber doch der begabteste und durchdringendste Geist seiner Zeit. Einstimmig hat man ihn den Großen genannt. Die Kirche, der er so wichtige Dienste leistete, hat ihn zum Heiligen erhoben, was er freilich durch manche Handlung nicht verdient hat. Sein häusliches Leben war wenigstens nicht heilig, denn er heirathete nacheinander fünf Frauen und hatte daneben noch fünf Kebsweiber. Er wollte, nachdem er die Desiderata verstoßen hatte, absichtlich keine Frau mehr von vornehmer Abstammung, damit die Verwandten keine Ansprüche an ihn machen konnten und wählte sich nur Frauen, die ihr Glück einzig ihm verdankten. Seine Frauen waren die Schwäbin Hildegard, Luitgard, Fastrade und eine fünfte. Die Fastrade soll er so sehr geliebt haben, daß er sich noch von ihrer Leiche nicht trennen wollte, aber als er einen Ring unter ihrer Zunge wegnahm, war der Zauber gelöst. Der Name seiner fünften Frau Karls ist nicht bekannt. Nach dem Tode der letzten nahm er keine mehr, wohl aber noch fünf Kebsweiber nach einander, die Mathalgard, Gerswinde, Regina, Adelheid und eine Ungenannte. — Um sich die Last vornehmer Verwandten und künftiger Thronstreitigkeiten zu ersparen, vermählte Karl auch seine Töchter nicht, damit sie ihm nicht ehrgeizige Schwiegersöhne ins Haus brächten. Dagegen gestattete er ihnen Liebhaber, die seine Diener waren. Die berühmteste unter diesen Töchtern war Emma, welche nach einer weltbekannten Volkssage ihres Vaters jungen Schreiber Eginhard liebte. Da er einmal heimlich bei ihr gewesen, aber frischer Schnee gefallen war, worin sich, wenn er hinausging, seine Spuren verrathen haben würden, nahm ihn Emma auf den Rücken und trug ihn selbst hinaus. Aber im Mondschein wurde sie von ihrem Vater, der eine schlaflose Nacht hatte, erkannt. Indeß kam sie bei der Entdeckung mit dem Schrecken davon, denn sie durfte ihren jungen Freund heirathen. Als Emma starb, wurde Eginhard Abt in Seligenstadt. Er hat das Leben des großen Karl beschrieben. Bertha, eine andere Tochter des Kaisers,

hatte mit des Vaters Erlaubniß einen gewissen Engelbert zum Liebhaber und bekam einen Sohn, Nidhart, der ein namhafter Geschichtsschreiber wurde. Als Liebhaber der dritten Tochter wird der tapfere Odoin genannt. Auf Reisen ließ sich Karl gern von seinen Töchtern, wie von seinen Frauen begleiten. Als er aber gestorben war, machte sein Sohn und Nachfolger Ludwig der lustigen Wirthschaft ein Ende. Die galanten Schwestern wurden hinter Klostermauern eingesperrt und ihre Liebhaber verfolgt. Nur Odoin war zu stolz, um zu fliehen, zog das Schwert und schlug die Bewaffneten, die ihn verhaften sollten, so lange nieder, bis er selbst erschlagen war.

Auch mit seinen Söhnen hatte der große Karl wenig Glück. Der hoffnungsvolle Karl starb jung. Der zweite, Pipin, hatte sich in Kriegen hervorgethan und Italien verwaltet, soll sich aber aus unbekannten Gründen gegen den Vater empört haben und im Kerker gestorben seyn. Nur der dritte Sohn, Ludwig, blieb übrig und erbte den Thron, der unfähigste von allen.

In seiner Regierungsweise blieb Karl dem System seiner Vorfahren treu, indem er mittelst der Kirche und des Lehenadels die Unbotmäßigkeit der einzelnen Volksstämme bändigte und alle zu einem großen Ganzen vereinigte. Die Hof- und Reichsbeamten, Herzöge, Grafen waren zugleich Lehensträger, mit reichen Gütern belehnt, vassi, und hatten wieder einen niederen Adel von Lehensträgern unter sich, vassi minores oder vasalli. Das waren theils Krieger, die man mit Lehen belohnte, theils Freie, die ihr Allod in ein Feod oder Lehngut hatten verwandeln lassen. Um die Stärke der einzelnen ihm unterworfenen Volksstämme zu brechen, schaffte Karl die herzogliche Gewalt fast überall ab und ließ nur die Grafschaften bestehen und dieselben durch sogenannte Sendgrafen (missi dominici) häufig besuchen und überwachen. Das waren seine Adjutanten in Krieg und Frieden. Die Maifelder oder großen fränkischen Volksversammlungen wurden zu einer bloßen Form und Schaustellung, indem der Kaiser die wichtigsten Geschäfte, wenn sie weltlicher Art waren, mit den großen Vasallen und Grafen allein auf Hoftagen (placita), und wenn sie geistliche Angelegenheiten betrafen, mit Bi-

schöfen allein auf Synoden abmachte. Er ertheilte einzelnen deutschen Volksstämmen neue Gesetze, wie den Sachsen, oder machte Zusätze zu den alten und erließ allgemeine Gesetze (capitularia) zu verschiedenen Zwecken. Alle mußten dazu dienen, die Einheit des Reichs gegenüber der alten Eifersucht der Stämme, die Macht des Kaisers, der Aristokratie und der Kirche gegenüber der alten Volksfreiheit und eine bessere neue Gesittung gegenüber der alten Rohheit zu stärken. Auch die Geistlichkeit bedurfte damals noch strenger Mahnungen zur bessern Zucht ihrer Glieder.

Der kaiserliche Scharfblick erkannte, daß seinem Reiche, wie mächtig es auch war, doch noch wesentliche Elemente des Wohlstands und der Bildung fehlten. Er suchte daher vor allem den Ackerbau, Obst- und Weinbau und die Viehzucht zu fördern, schuf auf seinen eigenen Landgütern Musterwirthschaften und gab in einem capitulare de villis Anweisungen zu allem, was in die ländliche Oekonomie einschlug. Die Verbindung, in welcher die Mönche der verschiedensten Länder standen und die ruhige Muße derselben in den Klöstern hatten zur natürlichen Folge, daß Sämereien von fernher am leichtesten in den Klostergärten angebaut und von dort verbreitet wurden. So begannen nützliche Culturpflanzen und Obstarten in die deutschen Wälder einzuwandern. Man muß sich wundern, daß Karl bei seinen großen Mitteln doch nicht an den Bau einer Handels- und Kriegsflotte dachte und sich nicht einmal der Neckereien der Venetianer und Normannen zur See erwehren konnte. Dagegen machte er den Anfang, den Main und die Donau durch einen Kanal zu verbinden, was für den Handel sehr wichtig hätte werden können. Für die Kunst geschah wenig. Karl baute zwar in Aachen einen merkwürdigen Palast, einen andern in Ingelheim und noch viele kleinere Pfalzen. Pfalz nämlich (palatium) hieß man jedes Haus des Königs. Karl legte die seinigen so an, daß er sie auf Reisen als Stationen gebrauchen konnte, während sie zugleich der Umgegend als ökonomische Muster dienten. Indem sich viele Menschen in der Nähe solcher Pfalzen ansiedelten, sind nicht wenige derselben allmählig große Städte geworden, z. B. Aachen, Nimwegen, Coblenz, Frank-

furt, Worms, Speyer, Straßburg, Zürich, Ulm, Heilbronn, Rottweil, Constanz, Augsburg, Salzburg, Ingolstadt ꝛc.

Karl liebte sich zu unterrichten. Oft brachten ihm Mönche aus dem Morgenlande nicht bloß Reliquien, sondern auch andere Merkwürdigkeiten mit. Von Harun al Raschid empfing er außer einem prachtvollen Zelte und andern Kostbarkeiten ein nie gesehenes Uhrwerk und Proben der schönsten südlichen Fabrikate, Gewürze ꝛc. Er dagegen schickte ihm wieder Producte des Nordens, worunter man besonders nordische Pferde, große fränkische Hunde, welche Löwen anpackten, und friesische Röcke bemerkt hat. Der wohlwollende Empfang der muhamedanischen Gesandten stach auffallend ab gegen den der griechischen. Denn als Kaiser Nicephorus sich doch gemüßigt sah, den großen Karl begrüßen zu lassen, sollen seine Gesandten am fränkischen Hofe arg geneckt worden seyn, zur Strafe für sein früheres Benehmen gegen Karls Gesandte. Karl faßte noch in späten Jahren eine große Liebe zu den Wissenschaften, lernte noch schreiben und sogar griechisch. Am liebsten ging er mit dem Engländer Alkuin um, den er gleichsam zum Minister des Unterrichts gemacht hatte, denn er ließ denselben Schulen errichten und wohnte selbst zuweilen dem Unterrichte bei. Man erzählt, wie er einst die unadeligen Schüler wegen ihres Fleißes gelobt, die adeligen aber wegen ihrer vornehmen Unwissenheit und Faulheit getadelt habe. Außer Alkuin waren noch mehrere gelehrte und geistreiche Männer häufig in der Gesellschaft des Kaisers, und bildeten eine Art von Akademie. Zu ihnen gehörten außer den schon genannten Engelbert und Eginhard noch Paul Warnefried, Peter von Pisa, der Bischof Turpin, Paulinus, Theodulf, Wala, Adelhard, Riculf, Rigbod und noch mehrere andere. Sie gaben sich unter einander classische Namen. Nur Karl selbst hieß König David, Alkuin aber Horatius, Engelbert Homer, Theodulf Pindar, Riculf Flavius, Adelhard Antonius, Rigbod Macarius u. s. w. Dieses Kokettiren mit den heidnischen Classikern war übrigens nur eine Spielerei, wenigstens blieb es unfruchtbar für die deutsche Literatur. Karl vergaß darüber keineswegs die deutsche Sprache und Dichtung. Er selbst soll eine fränkische Grammatik

entworfen haben. Auch sammelte er deutsche Heldenlieder, von denen wir leider nicht wissen, ob es dieselben waren, die seit dem 12. Jahrhundert neu bearbeitet wurden und in große Aufnahme kamen, die Nibelungen, das Heldenbuch 2c.

Wie die Literatur jener ersten Jahrhunderte nach der Völkerwanderung überhaupt, so war auch die Geschichtschreibung nur dürftig. An die spanischen Chroniken des Prosper Aquitanus und Idacius im 5. Jahrhundert reihten sich Gregor von Thours mit seiner interessanten fränkischen Chronik und der ostgothische Geschichtschreiber Jornandes, der übrigens nur das verlorene Werk des Cassiodorus auszog, im 6., der Spanier Isidor von Sevilla und die Franken Fredegar und Aimoin im 7., Paul Warnefried im 8. Jahrhundert. Ueber Karl den Großen schrieben außer Eginhard der poeta Saxo, der Mönch von St. Gallen, Bischof Turpin, die letztern romanhaft.

6.

Beginn der Romantik.

Die kleinen classischen Bestrebungen im Hofkreise und in ein paar Schulen blieben vereinzelt und gingen in der großen romantischen Strömung der Zeit wieder unter.

Die großartigste Erscheinung jener Zeit war die Erwärmung des deutschen Gemüths für das Christenthum, die tiefpoetische Gluth, mit welcher das Volk alles Heilige aufzufassen anfing, die innige Verschmelzung der nationalen und christlichen Sympathien. Man hat das Romantik genannt, obgleich es sich dabei, gerade mit Ausschließung des eigentlich Römischen, nur um etwas Germanisches und Christliches handelt. Ohne die tiefe Erwärmung des deutschen Volks für das Heilige würde man in Europa mittelst der Politik und den classischen Erinnerungen nicht weiter gekommen seyn, als in Byzanz. Die wahre innere freiwillige Ueberwindung des heidnischen

Trotzes, des odinischen Geistes im deutschen Volk und zugleich der wunderbare Sieg der theokratischen Idee über jede dynastische Praktik, der christlich-deutschen Kunst und Poesie sowohl über die alte Barbarei als über die antiken Reminiscenzen, kam aus den deutschen Wäldern, aus den niedern Hütten des Volks, unscheinbar, anspruchslos, allmählig, aber allüberwältigend. Es war nichts anderes, als Erwärmung eines großen und ehrlichen Volks für die beste Sache, die es jemals gab, und für das Schönste, was jemals Seelen entzückte. Das fromme Volk machte unendlich viel wieder gut, was die egoistische Politik der Großen verdarb, und wenn je die große Idee des Gottesstaats im Mittelalter verwirklicht werden konnte, so war es das Werk des Volks, der unwiderstehlichen Gewalt der Volksstimmung.

Es ist sehr interessant, den frühesten Spuren der erst im 12. Jahrhundert zur vollen Blüthe aufbrechenden Romantik nachzugehen. Sie bildete sich hauptsächlich mit der Legende aus, denn die vom Volk verehrten Heiligen erscheinen überall als die Lichtpunkte in dem geschichtlichen Dunkel, welches damals überall auf den Ländern lag, sofern nicht Hof- und Kirchenstreitigkeiten zufällig eine trübe Beleuchtung auf die Provinzen warfen. Nun sind freilich viele Legenden, die man bis in die ersten Jahrhunderte nach Christo zurückdatirt hat, erst später entstanden, aber seit Bonifacius und Karl dem Großen beginnt sicher das, was wir oben die Erwärmung für das Heilige genannt haben, und daher hat diese Zeit nicht nur so viele Legenden an die Gründung der neuen Kirchen angeknüpft, sondern auch wieder selbst den Stoff zu Legenden geschaffen, die erst später poetisch ausgebildet wurden. Die Untersuchung, wie viel Thatsächliches jeder solchen Legende zu Grunde liegt, ist insofern unerheblich, als es nur auf die weite Verbreitung und Wirkung des Erzählten, auf den Glauben daran und auf den sittlichen Einfluß desselben ankommt. Die allgemein im Volk verbreiteten Legenden haben unendlich mehr auf den Charakter des Volks eingewirkt, als alle Schulgelehrsamkeit. Das Volk aber war insofern einigermaßen selbstthätig dabei, als es nur solche Erzählungen sich zu Herzen nahm und im

Gedächtniß behielt, die am meisten seinem sittlichen Bedürfniß entsprachen und ihm zum Spiegel dienten.

Deshalb tritt in den deutschen Legenden jetzt nicht mehr das Martyrium von Heiligen, welche noch römische Namen tragen, sondern die durch das Christenthum verklärte echt deutsche Tugend von Männern und Frauen hervor, die von nun an auch vorzugsweise deutsche Namen tragen. Wenn sich dabei auch zuweilen Erinnerungen an die guten Gottheiten der Heidenzeit einmischen oder die Liebe des Volks, ohne die kirchliche Autorisation abzuwarten oder nur die Wahrheit der Thatsachen zu untersuchen, auf geschichtliche Personen Legendenartiges überträgt, um sie heilig zu sprechen, so wäre es doch verkehrt, dergleichen nur als Lügenwerk scharf kritisiren zu wollen. Man muß es vielmehr als einen gutmüthigen, instinktartig im Volk sich ausbildenden Glauben und als Befriedigung eines sittlichen Bedürfnisses achten.

So knüpft die fränkische Legende an Karls des Großen Mutter Bertha eine Fülle von Poesie an, worunter vieles den alten Mythen von der heidnischen Mutter Perchta entnommen ist, wodurch aber das christliche Gefühl nirgends beleidigt wird. Bertha erscheint hier vielmehr als die verfolgte Königstochter, die unerkannt als Magd dient und durch ihre demüthige Schönheit eines Königs Herz rührt, dann aber als Königin aus der Fülle ihres Reichthums den Armen im ganzen Lande unendlichen Segen spendet. In ähnlicher Weise knüpft die schwäbische Legende an Karls des Großen Gemahlin Hildegard, die Schwester des kühnen Grafen Gerold, ähnliche volksthümliche Poesie an. Hier ist es schnöde Verleumdung, in Folge deren die edle Königin verstoßen wird. Sie pilgert nach Rom, sie pflegt dort im Hospital Kranke mit unendlicher Geduld und feiner Heilkunst. Da wird ihr Verleumder, Bruder ihres Gemahls, todtkrank zu ihr gebracht und auch ihn heilt sie unerkannt. So wird ihre Unschuld offenbar, aber sie verzeiht dem Sünder.

Legenden von dieser das Volk anmuthenden Art, so zum Herzen sprechend und sittlich anwendbar, und so überall verbreitet, daß sie

ein Jahrtausend hindurch fast in jedes Bauern Hütte bekannt waren, sind für die Weltgeschichte ausgiebiger gewesen, als die ganze Wirksamkeit Alkuins und seiner gelehrten Schule.

Hieher gehört noch die schöne Legende von der heiligen Genoveva. Diese vielgetreue Frau war dem Pfalzgrafen Siegfried von Simmern vermählt und als derselbe unter Karl Martell gegen die Araber zu Felde zog, dem Hofmeister Golo zur Hut anvertraut worden. Der aber, sträflich ihrer begehrend und von ihr zurückgestoßen, verleumdete sie, als sey sie dem Grafen untreu gewesen, und so wurde sie sammt ihrem neugeborenen Kinde verstoßen und lebte Jahrelang im tiefen Walde, bis der Graf sie einst wiederfand und ihre Unschuld erkannte. So bildet in noch gar vielen Legenden der altheidnische deutsche Urwald den dunklen Hintergrund für die Lichtgestalten der christlichen Legende. Die h. Ida von Toggenburg, wie Genovefa verleumdet und in einen Abgrund gestürzt, ward gerettet und lebte verborgen im Walde als Einsiedlerin, bis auch ihr Gemahl sie wiederfand. Der h. Meinhard, Graf im Saulgau, vom Geschlecht der Zollern, brachte als Einsiedler im finstern Walde zu. Räuber erschlugen ihn und sterbend rief er vorüberfliegende Raben zu Zeugen an. Durch diese Raben aber wurde der Mord entdeckt und sein Leichnam aufgefunden, über welchem man das weltberühmte Kloster Einsiedeln erbaute. Vom h. Hubertus, einem vornehmen Franken, erzählt die Legende, er sey noch ein wilder Heide gewesen, als ihm einmal auf der Jagd ein Hirsch entgegen getreten sey, der zwischen seinen Geweihen ein Crucifix trug. Da ließ er von Stund an von der Jagd ab, wurde vom h. Lambert bekehrt und dessen Nachfolger im Bisthum Lüttich. Alle Jäger in der abendländischen Christenheit aber wählten ihn zu ihrem Schutzpatron. Man erkennt hieraus, wie tief die Legende in Leben und Sitte des Volks eingriff.

Außer der zarten Rücksicht auf die Frauen und dem eigenthümlichen Hintergrunde des Waldbunkels zeichnet die deutsche Legende im Beginn des Mittelalters eine tiefpoetische Heiligung der Unschuld und Jungfräulichkeit aus. In der südlichen, römischen und

griechischen Legende tritt dieser Zug viel weniger hervor. Wir dürfen ihn daher recht eigentlich als national deutsch ansehen, und aus ihm erklärt sich, warum die Deutschen vorzugsweise geneigt waren, die h. Jungfrau Maria anzubeten. Der Legende liegt der deutsche Volksglaube zu Grunde, daß der böse Dämon mit aller seiner Macht ohnmächtig sey gegenüber einer unschuldigen Jungfrau, und daß selbst die Kräfte und Gesetze der Natur ihr weichen müssen. Die heilige Notburga, das Urbild einer demuthsvollen und getreuen Magd in der deutschen Legende, konnte ihre Sichel an einem Sonnenstrahl aufhängen. Die h. Ritza, eine fromme Jungfrau zu Coblenz, pflegte, wenn sie die Glocke der St. Castorskirche läuten hörte, trockenen Fußes über den Rhein zu gehen, um daselbst zu beten. Einmal nahm sie aus Vorsicht einen Stab mit, da fing sie aber mitten im Flusse zu sinken an. Schnell sich besinnend warf sie den Stab weg und schritt nun in demselben Vertrauen wie früher sicher über das Wasser hin. Desselben Zaubers der Unschuld gedenkt die Volkssage des Elsaßes, die eine der berühmtesten geworden ist. Der fromme Jüngling Fridolin, Diener des Grafen von Zabern, wurde von einem neidischen Knechte verleumdet, als buhle er mit der Gräfin. Der Graf ging in den Wald und befahl den Knechten seines Eisenhammers den in den glühenden Ofen zu werfen, der sie fragen würde, ob sie seinen Befehl vollzogen hätten. Nachher hieß er den Fridolin hinausgehen und im Eisenhammer fragen. Fridolin gehorchte, konnte aber an der Kirche nicht vorbeigehen, ohne vorher noch einmal darin zu beten. Unterdeß ging der neidische Knecht in den Wald, weil er gern wissen wollte, ob Fridolin schon verbrannt wäre? Als er aber kam und frug, wurde er selbst in den Ofen geworfen und der Unschuldige war gerettet.

Neuntes Buch.

Die Trennung Deutschlands von Frankreich.

1.

Ludwig der Fromme.

Als Ludwig, zubenannt der Fromme, das Reich seines Vaters, des großen Karl, im J. 814, erbte, waren noch drei Söhne Bernhards, der ein Bruder Pipins des Kleinen und Oheim Karls gewesen war, Adalard, Wala und Bernar, ferner ein unehelicher Sohn Pipins, des ältern, bereits verstorbenen Bruders Ludwigs, Bernhard, am Leben. Der letztere war ein so fähiger Kopf, daß ihm sein Großvater Karl die Verwaltung Italiens anvertraut hatte, und es war, ehe Karl seinen letzten Willen aussprach, lange zweifelhaft gewesen, ob er nicht diesen Bernhard anstatt des weit unfähigeren Ludwig zum Thronfolger ernennen würde. Der gleichfalls sehr begabte Wala und seine Brüder arbeiteten für die Wahl Bernhards, aber vergeblich. Nachdem sich Karl der Große für Ludwig entschieden hatte, hegte dieser letztere immer noch einen geheimen Groll gegen Bernhard und nicht weniger gegen Wala und dessen Brüder. Als er nun zum Thron gelangte, fielen die letztern sogleich in Ungnade und Wala zog sich in das Kloster Corvey in Westphalen zurück.

Ludwig räumte am Hofe zu Aachen so ziemlich auf. Seine

Schwestern mußten fort, das leichtsinnige Leben nahm ein Ende. Er selbst führte mit seiner Gemahlin Irmengart ein ehrbares Leben und sein vornehmster Vertrauter, der Abt Benedict von Aniane, hielt streng auf Zucht. Unter dem Einfluß dieses Mannes hielt Ludwig eine große Reichsversammlung in Aachen, 817, auf welcher zuerst wichtige Kirchengesetze verabschiedet wurden. Die Canoniker oder Domherrn, Mitglieder des Domcapitels an jedem Bischofssitz, sollten allein den Bischof wählen dürfen, sich aber der strengen mönchischen Regel Chrodegangs unterwerfen. Die Kirche sollte keine Schenkungen mehr annehmen auf Kosten armer Verwandten der Verleiher. Kein Patron oder weltlicher Herr sollte mehr Priester dotiren ohne Einwilligung des Bischofs. Auch die Mönche sollten überall der Regel S. Benedicts nachleben. Alles sehr heilsame Maaßregeln, um dem Klerus seine Würde zu erhalten. Sodann wurde die Erbfolge im Reiche festgesetzt. Das Reich sollte ein ungetheiltes Ganze bleiben und das Erbrecht in der Erstgeburt beruhen. Allein die weltlichen Großen waren damit nicht zufrieden. Wie früher unter den Merowingern versprachen sie sich mehr Gewinn von der Theilung. Je mehr Könige, desto mehr gab es einträgliche Hof- und Staatsämter und desto mehr kam das Sonderinteresse der einzelnen Volksstämme zur Geltung. Diese Partei der großen Reichsvasallen wußte nun die Charakterschwäche Ludwigs zu benutzen, um ihn zu bewegen, daß er keinen seiner Söhne ganz vom Erbe ausschloß. Der Grundsatz der Reichseinheit wurde zwar nicht aufgegeben, aber die Ausführung blieb eine halbe Maaßregel, sofern Ludwigs erstgeborner Sohn Lothar zwar die Kaiserkrone und die Oberhoheit über das ganze Reich erben, aber nur die Mitte des Reichs zu beiden Seiten des Rheins und in Italien selbst verwalten, dagegen seinen beiden jüngeren Brüdern Pipin und Ludwig unter den Namen von Königen die Verwaltung Neustriens auf der einen und Austriens auf der andern Seite jenes Mitteltheils überlassen sollte.

Von Bernhard war bei dieser Theilung nicht die Rede, was ihn veranlaßte, sich auf alle Gefahr hin zu rüsten. Eine Partei, welche die Unabhängigkeit Italiens wollte und an deren Spitze Erz-

bischof Anselm von Mailand stand, scheint ihn noch mehr aufgereizt zu haben. Doch beging er keine offene Untreue und da ihn der Kaiser freundlich zu sich einlud und die Kaiserin ihm noch besondere Versicherungen gab, kam er zu Hofe und wurde hier treulos ergriffen und so grausam geblendet, daß er an der Wunde starb, 818. Die Kaiserin Irmengart starb bald nachher und Ludwig fiel in tiefe Reue, ja er wollte die Krone niederlegen und in ein Kloster gehen. Der Abt von Aniane würde dann aber allen Einfluß verloren haben, stimmte daher den Kaiser um und ließ ihm die schönsten Töchter der vornehmsten Reichsvasallen vorführen, damit er eine davon zur Gemahlin wähle und sich des Lebens und Regierens wieder erfreue. Das Mittel schlug an, Ludwig wählte die schöne Judith, Tochter des bayrischen Welfen, und dachte nicht mehr an das Kloster, 819. Dadurch sollte das Reich in große Unruhe und Noth kommen. Der ehrgeizige Abt Benedict aber erlebte die Folgen nicht, sondern starb schon 821.

Nun kam auf einmal Wala wieder zu Gnaden, dessen es auch sehr bedurfte, um die Ordnung in Italien aufrecht zu erhalten. Dort folgten mehrere schwache Päpste auf einander, welche sich wählen ließen, ohne des Kaisers Erlaubniß abzuwarten und sich gern von der kaiserlichen Gewalt unabhängig gemacht hätten, immer aber durch Gegenparteien in Rom gezwungen wurden, wieder zu derselben ihre Zuflucht zu nehmen. Papst Stephan IV. machte selbst eine Reise zu Ludwig und entschuldigte sich bei ihm. Sein Nachfolger Paschalis ließ sich wieder ohne Zustimmung des Kaisers wählen und sogar zwei angesehene Männer der kaiserlichen Partei umbringen, reinigte sich aber nachher durch einen Eid und krönte Ludwigs ältesten Sohn und Thronfolger Lothar, der deshalb nach Rom kam, noch bei des Vaters Lebzeiten zum Kaiser, 422. Dann kam Wala nach Rom und übte in des Kaisers Namen so großen Einfluß, daß nach des Paschalis Tode der kaiserliche Candidat Eugenius zum Papst gewählt wurde und alle Römer dem Kaiser huldigen ließ, 824. Als Eugenius drei Jahre nachher starb, durfte sein Nach-

folger Gregor IV. nicht eher die Weihe empfangen, als bis er dem Kaiser den Eid der Treue geschworen hatte.

Mittlerweile hatte Judith im J. 823 einen Sohn, Namens Karl, geboren und drang in den Kaiser, demselben eben so gut ein Königreich zu sichern, wie seinen älteren Brüdern. Vergebens redete Wala dagegen und warnte vor den üblen Folgen einer neuen Theilung. Ein Graf Bernhard von Toulouse, ein schöner Mann, dem der Kaiser die spanische Mark zu verwalten gab und der sich deshalb Graf von Barcelona nannte, gewann die Gunst Judiths und wurde der vornehmste Rathgeber des Hofes, Wala zurückgesetzt. Was für eine Wirthschaft damals am kaiserlichen Hofe herrschte, erkennt man am besten aus einer noch vorhandenen Klageschrift des Bischof Agobard in Lyon vom Jahr 826. Die Juden in Lyon trieben einen schändlichen Handel, indem sie Sklaven aus Frankreich und Deutschland auf Schiffen die Rhone hinunterführten und den Muhamedanern verkauften. Darunter waren viele Christen. Als der Bischof den Juden diesen Handel verbot, logen sie, es seyen nur Heiden. Der Bischof wollte diese Heiden taufen, die Juden aber sperrten sich dagegen und prahlten mit ihrem Einfluß bei Hofe. Agobard wendete sich an den Kaiser, welcher die Sache auch untersuchen ließ, aber die kaiserlichen Sendboten standen unter dem Einfluß des Bernhard und der Judith, die von den Juden Geld nahmen, vertuschten also das empörende Unrecht der Juden und duldeten, daß dieselben dem Bischof zum Hohn ihren verabscheuungswürdigen Menschenhandel fortsetzten. Beamte des Kaisers, schrieb Agobard, sollten helfen, waren aber, als sie nach Lyon kamen, ein Jubel für die Juden und ein Schrecken für die Christen. Agobard mußte noch in einer andern Schrift die Hofpartei bekämpfen, weil Judith und Bernhard damals gewaltthätig mit den Kirchengütern verfuhren und viele Lehen der Kirche an Laien vergaben. Diese Thatsachen können zugleich zum Maaßstabe dienen, mit welchem Recht der schwache Kaiser den Namen des Frommen verdient hat und wie unwissend die Geschichtschreiber waren, die in der Periode unserer Aufklärung gerade diesem Kaiser den Vorwurf machten, er sey ein blindes Werkzeug bigotter Bischöfe gewesen.

Kaum hatte Ludwig unter dem Einfluß der Kaiserin Judith und ihres allvermögenden Bernhard eine neue Theilung des Reichs verfügt und die älteren Söhne dabei verkürzt, um seinem Liebling Karl Schwaben und Burgund zu geben, als auch der Brüder Groll ausbrach, genährt durch Wala und die Mehrheit des Klerus, der um jeden Preis die Einheit des Reichs erhalten wollte. Da beschuldigte man Judith der Buhlerei mit dem Grafen Bernhard und der Zauberei, womit sie den Kaiser berückt habe, und Pipin nahm sie und den Vater unversehens gefangen, 830. Ludwig aber war gut berathen und wußte sowohl den Pipin als den dritten Sohn Ludwig auszusöhnen, indem er sie überzeugte, die klerikale Partei arbeite nur für Lothar und wenn ihr Einheitsplan durchgehe, so werde für Pipin und Ludwig vom Reiche so wenig etwas übrig bleiben, als für den kleinen Karl. Das war nun auch so einleuchtend, daß sich die beiden Brüder auf des Vaters Seite schlugen und denselben frei gaben, um so lieber, als er ihnen versprach, sie mit Provinzen zu entschädigen, die er dem Lothar abnehmen wollte. Die Häupter der klerikalen Partei wurden nun festgenommen, vor allen Wala, und dem Lothar wurde, weil er sich mit jener Partei gegen seinen Vater verschworen habe, die Kaiserkrone abgesprochen und nur noch Italien belassen. Die deutschen Länder aber, deren er verlustig erklärt wurde, bekamen nicht Pipin und Ludwig, wie ihnen versprochen war, sondern Karl, und es schien sogar, als wolle die intrigante Judith diesem ihrem Söhnchen auch noch die Kaiserkrone zuwenden. Das war zu viel. Die drei älteren Brüder vereinigten sich wieder, die klerikale Partei, Bischof Agobard von Lyon an der Spitze, trat zu ihnen und Wala wurde befreit, um die Seele des Bundes zu werden.

Da erlebte die Welt das nie gesehene Schauspiel, daß drei Söhne mit großen Heeren gegen ihren Vater ausrückten. Kaiser Ludwig hoffte den Streit noch friedlich schlichten zu können und berief eine große Reichsversammlung nach Worms. Nun kamen aber die Söhne mit ihren Truppen und bezogen ein Lager bei Colmar. Auch Papst Gregor IV. fand sich ein, um als oberster Schiedsrichter zwischen die Parteien zu treten. Er hatte aber die Lage der Dinge

nicht richtig beurtheilt und mußte sich, als er zuerst des Kaisers Partei nahm, von den deutschen Bischöfen harte Dinge sagen lassen, bis er auf ihre Seite übertrat. Dieser Parteiwechsel aber schwächte sein Ansehen nicht wenig. Er begab sich in das Lager des Kaisers, damit es wenigstens den Schein habe, als sey er es, der den Kaiser zur Nachgiebigkeit stimme. Ludwig aber schickte ihn fort, ohne seine Vermittlung anzunehmen. Inzwischen waren sich die beiderseitigen Lager so nahe gekommen, daß Verständigungen unter den Vasallen statt fanden, in deren Folge der Kaiser beinahe von allen seinen Leuten verlassen wurde und sich an seinen Sohn Lothar ergeben mußte, 833. Das Feld bei Colmar, wo diese Scene sich ereignete, wurde das Lügenfeld genannt, und in diesem Namen lag eine scharfe Kritik des Volks, dem die Untreue in der kaiserlichen Familie ein Greuel war und welches damals wenigstens noch die Genugthuung hatte, daß kein Blut vergossen worden war. Ludwig wurde von seinen Söhnen gezwungen, öffentlich ein schmachvolles Bekenntniß seiner Sünden abzulesen, seine Waffen abzulegen und ein Bußgewand anzuziehen. Dadurch erklärte er sich selbst zwar für unfähig, länger zu regieren, ließ sich aber doch nicht dahin bringen, das Mönchsgelübde abzulegen, weil er immer noch hoffte, den Thron wieder zu erlangen.

Diese Hoffnung täuschte ihn auch nicht, denn kaum hatte sich Lothar die Kaiserkrone angeeignet, so trauten ihm die jüngern Brüder schon nicht mehr, oder wurden von ihren Vasallen angetrieben, die Einheitspartei, die unter Ludwig beseitigt war, nicht wieder unter Lothar aufkommen zu lassen. In der That war es den Nebenkönigen, wie den nach Volksstämmen natürliche Corporationen bildenden Vasallen gleichgültig, wer Kaiser war, wenn das Kaiserthum nur geschwächt wurde und die Nebenkönige möglichst viel Unabhängigkeit erlangten. Deshalb nun traten Pipin und Ludwig plötzlich wieder gegen Lothar auf, so daß derselbe sich gezwungen sah, den Vater frei zu geben. Dieser theilte das Reich jetzt zwischen den jüngeren Söhnen und schloß nur den älteren aus. Lothar gerieth darüber in solchen Zorn, daß er die Normannen zu einem Einfall ins Reich

verlockte. Sie verwüsteten Friesland, während zugleich eine arabische Flotte in der Provence landete und Marseille plünderte. Lothar konnte sich aber im Norden nicht halten und zog sich wieder nach Italien zurück. Darauf hatte das Reich eine kurze Zeit Ruhe und der alte Ludwig suchte sich bei den Deutschen beliebt zu machen, indem er dem Kloster Corvey die Reliquien des h. Vitus schenkte. Dieselben wurden von Paris in feierlicher Procession bis Corvey gebracht. Ganz Paris weinte um ihren Verlust, unzähliges Volk strömte unterwegs herbei, sie zu sehen und in Westphalen empfing sie allgemeiner Jubel. Das war der Geist der Zeit, 836. Mit ähnlichem Prunk wurden damals auch die Leiber des h. Venantius nach Fulda, des h. Liborius nach Paderborn, des h. Epiphanius nach Hildesheim gebracht.

Der Friede dauerte nicht lange, denn das gegenseitige Mißtrauen der Parteien führte zu einem neuen Bündniß Lothars mit dem jungen Ludwig und Pipins mit Karl. Pipin ließ sich durch Judiths Ränke berücken, die ihm die Hälfte des Reichs versprach, wenn er ihr die älteren beiden Brüder verdrängen hülfe. Schon stand der Bruderkrieg bevor, als Pipin starb, 838. Er hinterließ einen gleichnamigen Sohn. Judith aber verständigte sich jetzt schnell mit Lothar, um sowohl diesen jüngeren Pipin, als auch seinen Bruder Ludwig vom Erbe auszuschließen, und Lothar war treulos genug, darauf einzugehen. Während dieser elenden Umtriebe starb der alte Kaiser Ludwig auf einer Rheininsel bei Ingelheim, nachdem er noch in den letzten Augenblicken wie die Jäger Hutz! Hutz! gerufen hatte, um die Teufel, die schon auf ihn warteten, zu verscheuchen, 840.

2.

Der Vertrag von Verdun.

Nach des Vaters Tode erkannte Karl, der jüngste Sohn, der den Beinamen des Kahlen erhalten hat, daß Lothar als nunmehriger

Kaiser ihn nicht mehr neben sich, sondern nur unter sich dulden würde, und trat demnach zu Ludwig über, welcher den Beinamen des Deutschen erhalten hat, nicht nur weil ihm die östliche Seite des Reiches zugetheilt worden war, sondern auch, weil er darauf ausging, alle deutschredenden Stämme unter sich zu vereinigen und dadurch das Uebergewicht über seine Brüder zu erlangen, da Lothar nur die romanisirten Lombarden und Karl die Neustrier für sich hatten. Lothar sah aber über die Nationalitäten hinweg und suchte seine Stärke in der Kaiserkrone und in der klerikalen Partei, welche die Einheit des Reiches erhalten wollte. Da er aber wohl wußte, die weltlichen Vasallen seyen mehr für die nationale Theilung gestimmt, suchte er die Vasallen seiner beiden Brüder theils durch Versprechungen an sich zu locken, theils mit dem Kaisernamen zu schrecken. Ganz mit ihm einverstanden war Otgar, der damalige Erzbischof von Mainz, der die Fußtapfen des großen Bonifacius nicht verlassen wollte und für die Einheit des Reichs und der Kirche alles opferte. Adelbert, Graf von Metz, wurde Lothars eifrigster Agent, um ihm die Vasallen zu gewinnen, und sollte dafür durch ein Herzogthum belohnt werden. Als er aber dem König Ludwig mit einem Heere entgegenzog, erlitt er im Ries bei Nördlingen eine Niederlage und wurde auf der Flucht erschlagen, weil seine eigenen Leute ihn im Stiche ließen, 841. Die natürliche Erklärung dieses Vorgangs liegt in der Abneigung des rein deutschen Adels gegen ein Kaiserthum, welches sie nöthigen wollte, länger mit den Romanen verbunden zu bleiben. Hier wirkte auch noch der alte Haß der Alemannen, Bayern, Thüringer und Sachsen gegen die Franken nach. Man fühlte sich endlich stark genug, um das Joch der Franken ganz abzuwerfen.

Nach seinem Siege ging Ludwig über den Rhein und vereinigte sich mit Karl. Lothar war ebenfalls in Frankreich eingerückt, um sich mit dem jungen Pipin zu vereinigen und dann über Karl herzufallen. So lange er den Pipin noch nicht an sich gezogen hatte, unterhandelte er; sobald dieser aber angekommen war, glaubte er sich stark genug, um mit einem Schlage die Brüder zu vernichten,

und am 25. Juni 841 stießen ihre Heere unfern von Auxerre bei Fontanet (Fontenay) auf einander. In diesem fürchterlichen Kampfe stand sich beinahe der ganze Adel des Reichs feindlich gegenüber und zerfleischte sich für seine unwürdigen Könige, ohne irgend einen vernünftigen Grund. Auf Lothars Seite allein sollen 40,000 Mann gefallen seyn. Wenn das nun auch übertrieben ist, so raffte doch gewiß diese Schlacht die Blüthe des fränkischen Adels hin. Man bemerkte insbesondere, daß der burgundische Adel in dieser Schlacht beinahe zu Grunde ging und daß die Wittwen und Töchter auf den herrenlosen Gütern Knechte heirathen mußten, um den Verlust zu ersetzen. Daher das Sprüchwort entstand: In Burgund adelt der Bauch. Man würde nicht begreifen, warum der Lehensadel sich zu dem Selbstmorde in dieser Schlacht hergab, wenn es nicht der kaiserliche Name und die Macht des Klerus erklärten. Der weltliche Adel hatte sich noch nicht gefaßt und genugsam unter sich selbst verständigt, um dem Kaiser schon vor dem Kampfe zu trotzen und die Schlacht zu vermeiden. Aber sein Interesse überwog, wenigstens schon so weit, daß der Kaiser die Schlacht verlieren mußte.

Die Sieger veranstalteten sogleich eine Synode der ihnen ergebenen Bischöfe, welche den Sieg für ein Gottesurtheil erklären mußten, und setzten die kaiserlich gesinnten Bischöfe ab. Diese Maaßregel schien ihnen durchaus nothwendig, um das Ansehen der klerikalen Partei zu brechen. Lothar aber, der sich vom Vasallenadel verlassen sah, zog sich nach Aachen zurück, gab dem normannischen Seeräuber Harald die Insel Walchern zu Lehen, nahm ihn in Sold gegen seine Brüder und ließ durch die Schiffe desselben die neustrischen Küsten ängstigen, während er selbst nach Sachsen ging, den dort bisher unterdrückten Frilingen und Laten die Freiheit wiedergab und ein großes Volksheer aus ihnen bildete, um seinen Brüdern damit zu trotzen. Das nannte man in Sachsen die Stellinga (Wiederherstellung des Alten?) und das Volk träumte schon, seine uralte Freiheit wieder errungen zu haben, vergessend, daß man einem treulosen Fürsten niemals die Freiheit verdanken kann. In der That machte Lothar, als er sich wieder stark genug fühlte, um mit einigem

Erfolg unterhandeln zu können, den verhaßten Brüdern Vorschläge zur Einigung und opferte ihnen zunächst seinen Neffen Pipin auf. Dieser Jüngling aber merkte es frühe genug und ging gleich selbst zu Karl über. Ludwig und Karl ließen sich durch Lothars Anträge nicht mehr täuschen und kamen im Winter in Straßburg zusammen, wo sie sich am 14. Februar 842 einen gegenseitigen Eid der Treue leisteten, den alle ihre Vasallen mitschwuren, die Ludwigs in deutscher, die Karls in romanischer Sprache. Der Eid forderte, daß keiner der beiden Brüder jemals mehr gegen den andern kämpfen sollte unter Verbürgung des gesammten Lehensadels. Man darf annehmen, daß die Könige zu diesem Eide von den Vasallen selbst gezwungen wurden. Später wenigstens haben beide Könige immer noch Gelüste gehegt, nach Lothars Beseitigung selbst Kaiser zu werden und das gesammte Reich zu erben. Daß der eine sich auf das romanisirte Neustrien, der andere auf Deutschland beschränken sollte, lag nicht in ihrem Sinn, entsprach aber den Neigungen und Interessen der Nationalitäten, deren Vertreter die Vasallen waren. Also konnte die Beschränkung den Königen nur aufgenöthigt werden. Hätten sie den Eid freiwillig geleistet, so hätten sie allein geschworen. In dem auffallenden Umstande, daß beide Nationen mitschworen, liegt der Beweis, daß die Könige dem Willen der Nationen folgen mußten und von denselben controlirt waren. Deshalb datirt sich von diesem Straßburger Tage an die für die Weltgeschichte so wichtig gewordene Trennung Frankreichs von Deutschland.

Bei der Zusammenkunft in Straßburg führten die Heere der beiden Brüder merkwürdige Waffenspiele aus. Die am meisten von einander verschiedenen Stämme stellten sich einander gegenüber, Sachsen und Basken, Bayern und Aquitanier, und führten kunstreiche Manöver aus, geriethen aber am Ende so hart an einander, daß die Könige sich dazwischen werfen mußten.

Die großen Vasallen schienen damals unter sich die einflußreichsten Verabredungen getroffen zu haben, um dem abscheulichen Bruderkriege ein Ende zu machen und auch den Lothar dahin zu bringen, daß er sowohl den Einheitsgedanken, als die dem Adel so

tief verhaßte und gefährliche Demagogie in Sachsen aufgab. Hiefür nun dienten Cobbo, ein ausgezeichneter sächsischer Etheling und Konrad, der Welfe, der Kaiserin Judith Bruder, zu Vermittlern. Der Vereinigung der Vasallen konnte weder der Kaiser noch das gemeine Volk widerstehen. Lothar gab die Sachsen auf und Ludwig der Deutsche durfte ihr Land mit einem Heere überziehen und an den bisherigen Volkshäuptern im Bunde der Stellinga blutige Rache nehmen. Cobbo, dessen Mutter, eine Schwester Wala's, also dem königlichen Hause der Karolinger entstammt war, benutzte seine Doppelstellung zwischen dem sächsischen und fränkischen Stamme, um seine Familie zur ersten im Sachsenlande zu erheben, und verschaffte wenige Jahre später seinem Bruder Liudolf die herzogliche Würde. Noch im Herbst 842 fanden bei Koblenz Berathungen von 120 Männern statt, von denen jeder der drei streitenden Brüder vierzig abgeschickt hatte. Weil sie aber allein über die Zukunft des Reichs beriethen, ohne die drei Brüder selbst daran Theil nehmen zu lassen, scheint es, der Adel habe hier mit großer Selbständigkeit gehandelt und sey fest entschlossen gewesen, den elenden Händeln der Brüder ein Ende zu machen, aber auch das Programm von Straßburg, d. h. die Theilung des Reichs, durchzusetzen. Nach Beendigung dieser großen Vorberathung zu Koblenz mußten sich die Könige entscheiden und ihre Boten traten nochmals im Sommer 843 zu Verdun zusammen und brachten den nach dieser Stadt benannten weltberühmten Vertrag zu Stande, wonach Lothar die Kaiserkrone, einen ziemlich schmalen Landstrich von Friesland dem Rheine entlang bis in die Alpen und südwärts ganz Italien, Ludwig aber Deutschland im Osten und Karl Frankreich im Westen erblich behalten sollten. Die Hauptsache in diesem Vertrage blieb die Trennung Deutschlands von Frankreich und die Italiens von beiden. Die Nationalitäten hatten über die Einheit, über die große Idee des Bonifacius, über Kaiser und Papst zugleich gesiegt. Warum sich Lothar mit dem schmalen und unhaltbaren Landstrich, der zwischen den soliden Reichen seiner Brüder hindurchlief und nach ihm Lotharingen genannt wurde, einstweilen begnügte, erklärt sich aus seinem Hintergedanken, daß es ihm dennoch später noch

möglich werden könne, wieder das ganze Reich in seine Hand zu bekommen. Er sah den ihm zugefallenen Theil des Reichs als Rippe des ganzen Blattes an.

Damit endete nun wirklich der lange Bruderkrieg und auf der neuen Grundlage des Vertrages von Verdun konnten die innern Zustände der drei Reiche sich in freierer Individualität entwickeln. Allein es dauerte noch lange, bis das Nationalitätsprinzip den Sieg errang. Die Idee einer allgemeinen Kirche, oder eines Reichs Gottes, welches nach Ueberwindung aller Feinde und Bekehrung aller Heiden die ganze Erde umfassen sollte, hatte sich dem Gemüth der Gläubigen tief eingeprägt und aus ihr folgte von selbst die Uebertragung der kirchlichen Einheit auch auf die Einheit eines allgemeinen weltlichen Reichs unter Einem Kaiser. Abgesehen von diesem Ideale lag es im dringendsten Interesse aller abendländischen Christen, gegen die Heiden im Osten und Norden und gegen die Muhamedaner im Süden fest zusammenzuhalten und auch zu diesem Zweck bedurfte es Eines Oberhauptes, Eines Kaisers. Wie mächtig nun auch die nationale Adelspartei war und nicht nur die Trennung der Königreiche, sondern auch wieder innerhalb der Königreiche die Trennung der Herzogthümer anstrebte, so kam sie doch nicht leichten Kaufes über die kaiserliche Idee hinweg, welche tief im Klerus und im gemeinen, vom Adel mißhandelten Volke wurzelte.

3.

Häßlichster Bruderhaß.

Durch das Zusammenhalten des Vasallenadels im gesammten Frankenreiche waren die drei feindlichen Brüder gezwungen, einander in Ruhe zu lassen, wenigstens durften sie den Heerbann und die Lehnsmannen nicht mehr gegen einander aufbieten. Dieser Zwang aber mehrte nur ihre geheime Erbitterung und sie befriedigten ihren Haß seitdem durch andre Mittel. Das große mächtige Reich Karls des

Großen wurde von seinen Enkeln verrathen. Jeder äußere Feind war jedem der drei Brüder willkommen, wenn er ihn nur gegen den andern hetzen konnte. Daraus allein erklärt sich, warum die verhältnißmäßig schwachen Normannen so lange ungestraft im Reiche der Franken sengen und brennen konnten. Die Könige der Franken selbst waren ihre Aufhetzer und Bundesgenossen.

Es ist unmöglich, auch nur einen der drei Brüder zu entschuldigen oder für weniger infam zu halten, als den andern, denn sie wetteiferten alle in der Treulosigkeit.

Die Kaiserin Judith starb 843 und ihr Sohn, Karl der Kahle, ließ jetzt erst den alten Liebhaber derselben, den Grafen Bernhard von Barcelona, obgleich er denselben vorher noch zum Herzog in Septimanien erhoben hatte, plötzlich festnehmen und umbringen. Einer Nachricht zufolge soll er ihn selbst niedergestoßen und noch seine Leiche mit Füßen getreten haben, obgleich man bemerkte, daß beide sich auffallend ähnlich sahen und ein gemeines Gerücht den alten Buhler der Kaiserin für Karls Vater ausgab. Es wäre denkbar, daß Karl durch den Mord das Gerücht habe niederschlagen wollen.

Lothar versuchte es zuerst, vermittelst der Kircheneinheit die des Reichs zu retten und das war auch die Aufgabe dessen, der auf dem Throne Karls des Großen saß. Drogo, Bischof von Metz, ein Bastard des großen Karl, unterstützte ihn dabei, zog mit einem Heere nach Italien, um Lothars Sohn Ludwig II. daselbst als künftigen König einzuführen und den Papst von Lothars Politik abhängig zu machen. Gregor IV. war 844 gestorben und Sergius II. ihm gefolgt, welcher den jungen Ludwig krönte. Drogo kehrte nun zurück und wurde von Lothar auserkoren, in einer allgemeinen fränkischen Reichsversammlung in Judiz bei Diedenhofen den Vorsitz zu führen und solche Vorschläge zu machen, durch welche Deutschland und Frankreich unmerklich dem Willen des Kaisers unterworfen werden sollten. Aber die Nationalen paßten auf und der Plan wurde vereitelt. Der Papst selbst warnte heimlich vor Drogo, denn er fürchtete sich vor der Herstellung eines einigen und mächtigen

Kaiserthums. Wie benahm sich nun Lothar? Ohne alle Würde, ohne den Stolz und Seelenadel, der dem Kaiser ziemte, ließ er sich nur vom Haß gegen die Brüder zum Verrath gegen das Reich selbst hinreißen, indem er sich der Normannen bediente, welche sowohl seinen Bruder Karl durch einen Raubzug an der Seine, als Ludwig den Deutschen durch einen andern an der Elbe ängstigen mußten. Die Normannen kamen damals bis Paris, fanden aber die Stadt von allen Einwohnern verlassen. Zugleich empörten sich gegen Karl die Bretagner und erhob sich abermals der junge Pipin, welchem Karl in der Noth Aquitanien überließ, 845. Im folgenden Jahre entführte Graf Giselbert, ein Vasall Karls, eine Tochter Lothars und Karl ließ ihn gewähren, ja hatte ihn vielleicht angereizt, denn jeder Bruder suchte den andern so viel als möglich zu ärgern. Im nächsten Jahre mußte Ludwig mit den Slaven in Mähren Krieg führen, die ohne Zweifel Lothar gegen ihn gehetzt hatte.

Während dies im Norden geschah, konnten die Muhamedaner ungestört im südlichen Italien weiter um sich greifen und die Küstenstädte plündern. Im August 846 landeten sie bei Ostia und überfielen von dort aus Rom, welches darauf nicht vorbereitet war. Nur die Deutschen, die in der Stadt ihre Herbergen und Genossenschaften hatten, weil immer viele Pilger aus Deutschland nach Rom kamen, griffen damals zu den Waffen und vertheidigten die h. Stadt, nicht nur Longobarden und Franken, sondern namentlich auch Sachsen und Friesen. Aber sie retteten nur die innere Stadt, nicht die wichtigen Kirchen, die draußen lagen, von Mauern unbeschützt. Die alte Peterskirche war voll von Schätzen, von Gaben der Gläubigen seit Jahrhunderten und aus allen Ländern. Das alles schleppten die Räuber nun fort, tanzten um den Altar und schleuderten eine Lanze in das Gesicht des Heilands, der aus einem Mosaikbild auf den Greuel herabsah. Gleiche Verwüstung erlitt die Paulskirche, während das herbeigeströmte Landvolk die schwarzen Teufel vergebens an der Aufwühlung des Apostelgrabes zu hindern suchten. Doch konnten die Räuber bei der Plünderung nicht lange verweilen, denn der longobardische Landgraf Guido von Spoleto eilte mit dem Auf-

gebot des Landvolks herbei, verfolgte die Räuber bis nach Civita Vecchia, wo sie sich einschifften, dann zerstörte ein Sturm noch viele ihrer Schiffe. Ein anderer Theil der Räuber hatte den Landweg nach Süden eingeschlagen, wurde aber bei Gaëta von Guido erreicht, wehrte sich verzweifelt und würde sogar gesiegt haben, wenn nicht ein anderer Landsturm unter Cäsarius herbeigekommen wäre. Der Schrecken in Mittelitalien war groß, denn man konnte nie wissen, ob die Räuber nicht wiederkommen würden. Sergius starb 847 und sein Nachfolger Leo IV. ließ den nach ihm genannten leoninischen Stadttheil in Rom bauen zum Schutz der vorher bloßgestellten Kirchen. Damals schlossen auch die Städte Neapel, Gaëta und Amalfi einen Bund zur Vertheidigung der Küsten und ihre Schiffe fuhren denen der Araber entgegen, als diese sich noch einmal vor Ostia blicken ließen. Kaum aber hatte die Seeschlacht begonnen, so wurde die arabische Flotte durch einen Sturm entführt und vernichtet, 849.

Während der Papst so beinahe schutzlos in jedem Jahre vor der Eroberung und Zerstörung Roms durch die Saracenen zittern mußte, erschienen in Frankreich die s. g. Decretalen des Isidor, eine angebliche Sammlung von Kirchengesetzen, welche der spanische Bischof Isidorus gesammelt haben sollte und in denen dem Papste die höchste Oberherrlichkeit auf Erden zuerkannt wurde, sowohl gegenüber dem Kaiser, als auch gegenüber den Bischöfen. Das Buch enthielt einige wahre Urkunden und Auszüge aus Kirchenvätern, war aber in der Hauptsache gefälscht und ging von der klerikalen Partei aus, welche durch den Sieg des Vasallenadels und der nationalen Parteiung in Straßburg und Verdun ihr Ansehen ganz verloren hatte. Auf den Kaiser war kein Verlaß mehr, es blieb daher den Klerikalen nichts übrig, als sich an den Papst zu halten und, wenn dieser selbst damals ohnmächtig war, ihn zu stärken. Die genauesten Untersuchungen haben dahin geführt, daß der vertriebene und später wieder eingesetzte Erzbischof Otgar von Mainz den Gedanken der falschen Decretalen gefaßt und der ihm untergebene Benedictus Levita die Ausführung übernommen hat. Sofern

aber Karl der Kahle es gerathen fand, sich lieber treue Freunde unter den Bischöfen zu erwerben, als sich dem Adel hinzugeben, der ihm mehr vorschreiben als gehorchen wollte, und die falschen Decretalen zuerst in Neustrien verbreitet wurden, hat wahrscheinlich auch der Erzbischof Venilo von Sens seine Hand mit im Spiel gehabt. Das Buch konnte damals noch nicht gründlich wirken, es enthielt aber einen Samen, welcher später aufging.

Im Jahr 848 hatte Ludwig der Deutsche wieder einen schweren Kampf mit Böhmen zu bestehen, wobei ihm Tachulf, der Graf im Nordgau, der auch Herzog der Sorbenmark genannt wird, die besten Dienste leistete. Dagegen gelang es Ludwig, den Normannenfürsten Rorich, der bisher in Lothars Solde gestanden, jetzt zu bestechen, daß er auch in Lothars Gebiet Raubzüge that.

Auf einer neuen allgemeinen fränkischen Reichsversammlung zu Mersen an der Maas i. J. 851 setzte der Lehnsadel durch, daß die kleinen Vasallen das Recht haben sollten, sich nach eignem Ermessen einen andern Lehnsherrn, als den Kaiser oder König zu wählen. Das war der glänzendste Sieg der Nationalparteien und die erste Bedingung, unter welcher die nationalen Herzoge an der Spitze der nur ihnen lehenspflichtigen Vasallen nach Unabhängigkeit trachten konnten. Ludwig der Deutsche unterstützte den Adel aufs lebhafteste, um ihn für sich zu gewinnen, wodurch Lothar sich veranlaßt sah, sich mit Karl gegen ihn zu verbinden. Allein die Brüder konnten nicht leicht mehr Krieg mit einander führen, seitdem sie den Vasallen Frieden gelobt hatten. Es blieb also bei Intriguen, in diesen aber war niemand glücklicher, als der Sachse Liudolf, der sich von Ludwig zum Herzog ernennen ließ und, indem er selbst nach Rom reiste und das Kloster Gandersheim stiftete und seine Tochter zur Aebtissin machte, sogar den Papst versöhnte, der sich gefallen ließ, daß Liudolf eine Masse Lehngüter der Kirche, die er an sich gerissen hatte, behalten durfte. Um diese Zeit entledigte sich der kahle Karl des jungen Pipin und eines jüngern Bruders desselben, indem sie in seine Gewalt fielen und Mönche werden mußten. Karl gewann

auch in Dänemark eine Partei und hetzte sie gegen die Länder seiner Brüder. Da schloß nun Lothar wieder einen Bund mit Ludwig gegen ihn, starb aber 855. Sein ältester Sohn Ludwig II. erhielt Italien und die Kaiserkrone, der zweite, Lothar II., ganz Lotharingien. Der Haß der Brüder aber erbte sich auf die Neffen fort, die selbst einander haßten, weil Ludwig II. sich verkürzt glaubte.

Ludwig der Deutsche hatte von diesen beiden strittigen Neffen nichts zu fürchten, oder konnte sie einen gegen den andern hetzen. Da nun auch Karl der Kahle jedenfalls keine so große Macht besaß, wie er, hoffte Ludwig nach Lothars Tode sich noch zum Alleinherrn des Reichs machen zu können. Nur die Slaven, die ihn immerfort wieder angriffen, hielten ihn zurück. Endlich aber kam er so weit, i. J. 858 über den Rhein gehen zu können, um wo möglich den tödtlich verhaßten Stiefbruder zu vernichten. Er hatte vorher tüchtig in Neustrien wühlen lassen und den Adel größtentheils auf seine Seite gebracht, so daß derselbe den Normannen keinen Widerstand leistete, die Normannen selbst aber waren angewiesen worden, die Güter des Adels zu schonen und nur die des Königs und der Geistlichkeit zu plündern. So war denn Karl und die klerikale Partei in Neustrien aufs äußerste gebracht, als Ludwig endlich selber kam, um vollends ein Ende zu machen. Allein er hatte sein Heer nur aufbringen können unter dem Vorwand, er wolle es gegen die Slaven führen. Als er es nun über den Rhein führte und das in Straßburg verpfändete Wort brach, gehorchten ihm seine deutschen Krieger nicht mehr und verließen ihn schaarenweise, um heimzukehren. Der neue Erzbischof Hincmar von Rheims aber hielt ihm eine donnernde Strafpredigt, worin er ihm ungescheut sagte, er sey es, der die Räuber ins Reich gerufen und den Adel verführt habe. Sein System, die Kirche zu zerstören, sey grundverkehrt und verleugne den Ursprung, den das Reich der Karolinger gehabt habe.

Als Ludwig kleinlaut über den Rhein zurückgekehrt war, faßten die neustrischen Bauern unter dem Einfluß des Klerus Muth und bewaffneten sich, um allein ohne den Adel die normännischen Räuber

aus dem Lande zu jagen. Auch erfochten sie über dieselben einen Sieg, wurden aber plötzlich vom Adel überfallen und bestraft, 859.

4.

Papst Nicolaus I.

Auf Papst Leo IV. war im J. 855 Benedict III. gefolgt. Eine im Mittelalter weit verbreitete Sage wollte wissen, nach Leos Tode sey unter dem Namen Johannes ein verkleidetes Weib auf den h. Stuhl gelangt, ein listiges Mädchen aus Mainz, in deutschen Schulen und später noch insbesondere in Athen gelehrt gebildet. Diese s. g. Päpstin Johanna habe ihre Rolle zwei Jahre lang gut gespielt, bis sie bei einer großen Procession in den Straßen Roms öffentlich eines Kindleins genesen und dadurch der ganze Betrug entdeckt worden sey. Die Sage ist wahrscheinlich aus einer Satire auf die falschen Decretalen Isidors entstanden, Johanna soll das in diesen Decretalen empfohlene Papstthum als ein falsches bezeichnen. Dadurch wird auch die Herkunft der Päpstin aus Mainz erklärt. Die Beziehung auf Athen aber scheint nach dem Kirchengeschichtschreiber Gfrörer, dem wir hier folgen, in den Verhandlungen gesucht werden zu müssen, welche Leo IV. und Benedict III. mit den griechischen Kaisern anknüpften. Da die Päpste sich von den Frankenkönigen verlassen, ja sogar bedrängt sahen, war es natürlich, daß sie ihre Zuflucht wieder nach Byzanz nahmen, von wo sie wenigstens Hülfe gegen die Sarazenen hofften. Unter diesen Umständen aber konnte es einem schadenfrohen Geistlichen im Frankenreiche, der die Kirche nationalisiren und den nationalen Erzbischöfen mehr Macht zuerkennen wollte, als dem Bischof in Rom, wohl leicht einfallen, über Päpste zu spotten, denen die falschen Decretalen eine überschwengliche Machtvollkommenheit decretirten und die in der Wirklichkeit doch ganz ohnmächtig waren; und so konnte jene Satire von der Päpstin entstehen, die erst einige

Jahrhunderte später von der kirchenfeindlichen Partei überhaupt benutzt und in weiteren Umlauf gebracht worden ist.

Benedict III. regierte nur kurz. Ihm folgte 858 Nicolaus I., der nach langer Zeit der päpstlichen Gewalt wieder Ansehen erwarb durch seine Charakterstärke. Einen besonders edlen Contrast bildet er gegen seinen Zeitgenossen Photius in Byzanz. Wenn die Trennung der griechischen von der römischen Kirche, welche damals unvermeidlich wurde, im allgemeinen Interesse der Christenheit zu beklagen ist, so war es doch allein Nicolaus, der die Freiheit, Unabhängigkeit, Ehre und Würde der Kirche gerettet hat, während Photius sie verrieth, wie in der byzantinischen Geschichte schon erzählt ist.

Ludwig II., König von Italien und nach seines Vaters Lothar Tode auch Kaiser, machte einen Versuch, den Papst zu beherrschen, indem er den Erzbischof Johann von Ravenna, der des Papstes Befehlen zuwiderhandelte, unterstützte. Da aber Nicolaus fest blieb, gab der Kaiser nach. Sein Bruder Lothar II. mußte des neuen Papstes Gewalt noch empfindlicher fühlen. Er verstieß nämlich seine treue Gemahlin Thiutberga unter den unwürdigsten Verleumdungen und legte sich die üppige Walrade bei. Die Verstoßene floh zu Karl dem Kahlen und rief den Schutz des Papstes an. Nun war auch Ludwig der Deutsche in ziemlicher Angst vor dem Papst, weil man ihm wegen seines treulosen Verfahrens gegen die neustrische Kirche mit dem Bann gedroht hatte, entschuldigte sich bei Nicolaus und selbst bei Hincmar von Rheims und schien sehr froh, mit den bußfertigen Mienen ohne eine Kirchenstrafe davongekommen zu seyn. Lothar II. aber suchte Hülfe bei ihm gegen etwaige Maaßregeln des Papstes und trat ihm das Elsaß ab, einzig um seiner Walrade willen. Zugleich begünstigte er eine Handlung, durch welche auch ins neustrische Königshaus der Skandal geworfen werden sollte. Judith, Karls des Kahlen Tochter, wurde, nicht ohne Zuthun Lothars, vom Grafen Balduin von Flandern entführt. Eine neustrische Synode that den Grafen in den Bann. Die Liebenden aber wandten sich an den Papst. Hier nun machte Nicolaus einen feinen und billigen Unter=

schied. Dem wollüstigen und treulosen König Lothar II. verbot er die Buhlerin bei Strafe des Bannes, die Liebenden aber tröstete er und versöhnte sie mit dem Vater.

In der entarteten Familie der Karolinger war alles möglich geworden. Die Bande des Blutes, die sonst Bruder und Bruder und Sohn und Vater in Liebe verbinden, waren zu den giftigsten Quellen des Hasses geworden. Die Brüder mußten sich hassen, weil es Brüder waren, Söhne gegen den Vater sich empören, weil es der Vater war. Diese furchtbare Consequenz der Unnatur kehrt leider in der Weltgeschichte nur zu oft, auch in andern Gebieten wieder. Ludwig der Deutsche verführte Karl des Kahlen Sohn Ludwig, und Karl der Kahle hinwiederum Ludwigs des Deutschen Sohn Karlmann zur Empörung gegen den Vater. Der junge Ludwig wurde aber, als er sich erhoben hatte, vom Grafen Robert, Karls treuem Vasallen geschlagen und mußte zu den Bretagnern flüchten, wo es ihm nicht so gut erging, daß er nicht vorgezogen hätte, reuig des Vaters Verzeihung zu suchen. Der junge Karlmann schloß einen Bund mit Rastiz, dem Fürsten der Mähren, und wollte sich ein selbständiges Oesterreich gründen, unterlag aber dem Vater und erhielt dessen Gnade, worauf Markgraf Gunthachar Oesterreich gegen die Slaven hütete, 862. Beide Prinzen, Ludwig und Karlmann, hatten gegen der Väter Willen die Töchter abtrünniger Vasallen geheirathet, zum Beweis, wie allmählig die ehrgeizigen und habgierigen Grafen, Markgrafen und Herzoge sich in die karolingische Familie einzudrängen suchten, nur um das Königthum plündern zu können. Wie tief die Karolinger herabgesunken waren, bewies der junge Pipin, der, dem Kloster entflohen, nachdem er weder bei dem neustrischen Adel noch in der Bretagne hinlänglichen Anhang gefunden hatte, zu den Normannen floh und sogar dem Christenthum abschwur, aber gefangen und zum Tode verurtheilt wurde, 864. Indeß rettete Hincmar von Rheims ihm das Leben und sperrte ihn wieder in ein Kloster.

Um den Papst zu täuschen, ließen sich die Erzbischöfe Gunther von Köln und Trutgaud von Trier in eine Intrigue mit Lothar II. zu Gunsten Walradens ein, wurden aber vom Papst abgesetzt. Nun

ließ sich Ludwig II. durch Abtretungen im Alpenlande von seinem Bruder bewegen, mit Heeresmacht nach Rom zu ziehen, um den Papst gefangen zu nehmen. Nicolaus I. aber entkam ihm durch die Flucht, 864. Der Angriff war verfehlt, der Papst zog den Bannstrahl nicht zurück. Ludwig gab am Ende nach, wie jene späteren Karolinger immer, wenn ihnen irgendwo Ernst entgegentrat, und nun bekam auch Lothar II. so große Angst, daß er dem Papst Gehorsam wenigstens heuchelte, die Buhlerin Walrade fortschickte und die arme Thiutberga wieder zu sich nahm, 865. Aber auf nicht lange, denn bald stieß er die letztere unter Mißhandlungen wieder von sich und rief Walraden zurück. Des Papstes Spruch blieb jedoch in Ansehen, die Buhlerin konnte nie die Rechte einer Königin erlangen und Nicolaus drohte den lothringischen Bischöfen mit dem Banne, wenn sie den Unfug duldeten. Lothar II. suchte sich nun Luft zu machen, um womöglich seine beiden Oheime zu beseitigen und mit seinem Bruder, dem Kaiser, im Bunde die höchste weltliche Gewalt an sich zu reißen, wie sie sein Vater angesprochen hatte. Ludwigs des Deutschen Sohn, Ludwig der jüngere, ließ sich verleiten, mit treulosen Grafen und mit dem Mähren Rastiz im Bunde sich gegen seinen Vater aufzulehnen, wie früher Karlmann; aber Karlmann blieb dießmal dem Vater treu und bändigte die Mähren, während der Vater selbst rasch den abtrünnigen Sohn bei Frankfurt überfiel und wieder zum Gehorsam zwang. Auf der andern Seite im Westen hetzte Lothar II. den Herzog Salomon von der Bretagne und die Normannen, die fort und fort an den Mündungen der Loire festsaßen, gegen Karl den Kahlen. In einer großen Schlacht fiel Karls tapferer Feldherr Graf Robert der Starke, aber die Normannen erlitten so großen Verlust, daß sie sich wieder zurückzogen. Auf diese Weise wurden die Anschläge Lothars II. gegen seine Oheime vereitelt, 866. Aber er wußte sich zu helfen, indem er Ludwig den Deutschen durch trügliche Versprechungen auf seine Seite brachte. Unter der Bedingung nämlich, daß sein unehelicher Sohn Hugo von der Walrade Herzog des Elsaßes unter Ludwigs des Deutschen Oberhoheit werden sollte, vertraute er dem letzteren

die Verwaltung ganz Lothringens an und machte ihm Anwartschaft auf das Erbe dieses Reichs, wenn er stürbe. Er selbst wollte einstweilen die Regierung niederlegen, um nach Rom zu gehen und dort den Papst zu versöhnen. Nach allem, was er bisher gethan hatte, muß man diese Zusagen für trüglich halten, zumal, da nichts wahrscheinlicher war, als daß Lothar den alten Ludwig überleben und er dann wieder freie Hand bekommen würde. Nicolaus I. starb 867. Sein Nachfolger Hadrian II. schien nachgiebiger gegen Lothar II. werden zu müssen, da Ludwig der Deutsche jetzt sein gewichtiges Wort für den Neffen einlegte. Lothar II. war daher auch so voll Zuversicht, daß er Wallrade nach Italien mitnahm.

Ehe wir von seinem ferneren Schicksal Kunde geben, halten wir noch das Bild des großen Papstes Nicolaus fest. Mitten in der Verwirrung jener Zeit gab es theologische Streitigkeiten nicht nur zwischen Rom und Byzanz, wovon früher schon die Rede war, sondern auch im Abendlande. Kaum waren auf deutschem Boden Klosterschulen gegründet, als auch schon der scholastische Dämon sich darin einnistete. Der Mönch Gottschalk in Fulda vertheidigte seit 829 die Prädestinationslehre, d. h. die göttliche Vorherbestimmung unter gänzlicher Verleugnung des freien Willens und sogar der Möglichkeit, selig zu werden, wenn man einmal von Gott zur Verdammniß prädestinirt sey. Rabanus Maurus, damals Abt von Fulda, duldete diese Lehre nicht und eine Mainzer Synode verdammte ihn. Eine zweite Synode in Neustrien, wohin er sich zurückgezogen hatte, verurtheilte ihn unter Hincmars Einfluß zur Geißelung und Einsperrung, 849. Nun erhoben sich Bischof Prudentius von Troyes, die gelehrten Mönche Ratramnus und Lupus für Gottschalk, während der berühmte Scotus Erigena für Hincmar schrieb. In dieses gelehrte Gezänk mischten sich aber politische Interessen, um es vollends zu vergiften. Hincmar war Metropolit in Neustrien, litt also mit unter allen Schlägen, die damals auf Neustrien und Karl den Kahlen fielen. Dazu kam eine revolutionäre Bewegung von unten. Die Suffraganbischöfe und die nur titulirten Chorbischöfe (von einem solchen war Gottschalk geweiht

worden und Hincmar ließ diese Weihe nicht gelten) strebten nach Unabhängigkeit vom Erzbischof. Die Erzbischöfe aber verkannten unter dem Einfluß der strittigen Könige und Volksstämme die Solidarität ihrer Interessen und schützten sich nicht in ihrem Ansehen, sondern untergruben es gegenseitig. Vor allem wirkte der lothringische Metropolit, Remigius von Lion dem Hincmar entgegen.

Natürlicherweise konnte nun die Appellation an den Papst nicht ausbleiben. Die von Hincmar abgesetzten Geistlichen riefen Leo IV. an, der sich in formeller Beziehung gegen Hincmar erklärte und eine Untersuchung vor dem päpstlichen Stuhl einzuleiten befahl. Auf demselben Standpunkt blieb Benedict III., aber erst Nicolaus I. nahm diese Angelegenheit kräftig in die Hand und benutzte sie, um die bisher angemaßte Macht der Erzbischöfe zu brechen. Jetzt erst sollte die Sache Gottschalks in letzter Instanz entschieden werden, allein der unglückliche Mönch starb noch vor der Entscheidung, 868. Dagegen schritt der Papst nun zu Gunsten des Bischof Rothad zu Soissons ein, welchen Hincmar als seinen Untergebenen abgesetzt hatte. Die Entscheidung dieser Frage war von der größten Wichtigkeit für die Kirchenverfassung. Wenn der Erzbischof keinen Bischof seines Sprengels mehr maßregeln konnte, so stand der Bischof ihm gleich und alle waren gleich sehr abhängig von Rom, der Metropolitanverband ein leerer Name. Wenn aber der Erzbischof in seinem Sprengel unumschränkt, als wäre er selbst ein Papst, gebieten konnte, so wurde die große abendländische Kirche in von einander unabhängige Erzbisthümer zerrissen und die kirchliche Einheit war ein leerer Name. Wenn nun dieses letztere geschah, so lag nichts näher, als die Verwandlung der erzbischöflichen Kirchen in Staatskirchen, weil der Erzbischof allein nicht Macht genug hatte, dem König seines Landes Widerstand zu leisten, und früher oder später ein Werkzeug der weltlichen Staatsgewalt werden mußte, wie der Patriarch in Constantinopel. Hier stand also die ganze Unabhängigkeit der abendländischen Kirche auf dem Spiele und Nicolaus I. erwarb sich ein unsterbliches Verdienst, indem er sie rettete. Hincmar selbst scheint das wohl begriffen zu haben und während es ihn bitter

kränkte, das gute Recht, was in materieller Beziehung auf seiner Seite war, gegen seine Feinde nicht durchsetzen zu können, unterwarf er sich doch freiwillig dem Papste, als dem einzigen Träger der kirchlichen Einheit. In einem sehr beweglichen Briefe bat er den Papst, den Werth des erzbischöflichen Amtes nicht zu unterschätzen, schloß aber mit den Worten, sein eifrigstes Bemühen werde bleiben, wenn ihm, der schon ein Greis sey, die Todesstunde nahe, sich nicht außerhalb der Gemeinschaft mit dem h. Stuhle zu befinden.

Dies war der letzte Sieg des Papstes Nicolaus, durch den im Gebiete der Kirche die Einheit erhalten wurde, die im Gebiete des weltlichen Reichs durch nichtswürdige Könige so elend unterging.

5.

Gegenseitiges Aufreiben der Karolinger.

Der neue Papst Hadrian II. wurde unter dem Einfluß Kaiser Ludwigs II. oder vielmehr der Gemahlin desselben, Engilberga, gewählt, 867. Wenn Ludwig II. unter so vielen Karolingern wenigstens als der minder schlechte erscheint, verdankt er diesen Vorzug nur seiner Geistesschwäche. Er stand ganz unter dem Pantoffel seines Weibes. Diese aber war von ihrem Schwager Lothar II. mit großen Geschenken und Versprechungen bestochen worden, sich seiner und Walradens anzunehmen. Solche Rücksichten nun entschieden die Papstwahl. Hadrian war vorher verheirathet gewesen, Grund genug, ihn bei der Wahl einem andern vorzuziehen, denn von ihm durfte man nicht die fürchterliche Strenge in Weiberfragen besorgen, wie von seinem Vorgänger. Und in der That sprach er Walraden vom Banne los, nachdem Lothar und mit ihm sein Gefolge den notorisch falschen Eid geschworen hatten, er habe Walraden, seit sie im Bann war, nicht berührt. Die Scheidung von Thiutberga auszusprechen, wagte jedoch der Papst noch nicht. Dieses falsche Spiel wurde schrecklich bestraft. Ein gewisser Eleutherius, Sohn eines verheirathe-

ten Bischofs, entführte die Tochter des Papstes und als sie ihm entrissen werden sollte, brachte er in der Verzweiflung die Geliebte sammt ihrer Mutter um. Lothar II. aber starb plötzlich auf der Rückreise von Rom, wie damals jedermann glaubte, durch Gottes Zorn wegen seines falschen Eides, 869.

Karl der Kahle fiel nun augenblicklich wie ein Raubthier über Lothringen her, um es an sich zu reißen. Der rechtmäßige Erbe Ludwigs II. in Italien schien ihm nicht sehr gefährlich, Ludwig der Deutsche lag schwer krank in Regensburg und seine Söhne waren nicht einig. Karl durfte also etwas wagen und rief zum Ueberfluß wieder die Slaven ins Feld, um die Deutschen im Osten zu beschäftigen. Unterdeß heirathete er, da seine Gemahlin Irmentrud eben zu rechter Zeit gestorben war, in aller Schnelligkeit die Richildis, eine Nichte Thiutbergas, um dadurch ein näheres Erbrecht auf Lothringen zu erlangen, und um die große Partei zu gewinnen, welche der Richildis Bruder Boso unter dem Lothringischen Adel für sich hatte. Unterdessen aber blieben die Söhne Ludwigs des Deutschen dem kranken Vater treu und Karlmann erfocht glänzende Siege wie über den abgefallenen Grafen Gunthachar, so über den Mährenfürsten Rastiz. Der Letztere wurde ihm durch dessen treulosen Neffen Swatopluk ausgeliefert und geblendet. Nun war Ludwig der Deutsche stark genug, sich gegen seinen Bruder Karl wenden zu können und dieser, immer feig in der Gefahr, gab nach und ließ sich gefallen, mit Ludwig Lothringen zu theilen, 870.

Damit war nun aber der Papst nicht zufrieden, zumal, da sich Karl der Kahle ohne seine Zustimmung bereits den Kaisertitel beigelegt hatte. Der alte Hincmar von Rheims erhielt daher von Hadrian Befehl, dem König Karl mit dem Banne zu drohen. Hincmar aber wies diese Zumuthung von sich in einem feinen Schreiben, durch welches ein doppelter Seufzer durchklingt, nämlich die Erinnerung an den Papst, daß Rom es selbst gewesen sey, welches die Macht der Erzbischöfe geschwächt habe, und die Klage, daß der Wehrlose gegen die weltliche Tyrannei nichts vermöge. Doch verfehlt der Erzbischof auch nicht, den Papst zu mahnen, er solle sich von den

weltlichen Händeln lieber fern halten. Der alte Erzbischof meinte es gut, denn welchen König auch damals der Papst begünstigen mochte, er hatte keine Wahl, einen guten auszufinden, sie waren alle schlecht.

Ludwig der Deutsche hatte die im karolingischen Hause bereits zur andern Natur gewordene Thorheit begangen, schon während er noch lebte, die künftige Theilung seines Reiches unter seine Söhne festzusetzen. Im Alter aber wandelte ihn die Sorge an, was aus dem Reich, ja was aus seiner eigenen Familie am Ende werden solle, wenn immerfort getheilt und wegen der Theilung ewig neuer Streit entzündet würde. Er dachte also daran, in seinem Hause das Erstgeburtsrecht einzuführen. Kaum aber war das ruchbar geworden, so empörten sich schon wieder seine jüngeren Söhne, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke. Der ältere Karlmann sah sich gezwungen, um freie Hand gegen die Brüder zu bekommen, den Frieden mit den Mähren durch Concessionen zu erkaufen. Swatopluk aber, den er bisher als Geißel behalten und jetzt frei ließ, rächte sich durch Treubruch, überfiel ein kleines bayerisches Heer unversehns und hieb es zur Hälfte nieder, 871. Nun erhoben sich auch die Böhmen, aber Ludwig der Jüngere half dem Karlmann, sie zurückzuschlagen. Damals überfielen die Deutschen einen vornehmen böhmischen Hochzeitszug und raubten die Braut, woher das Sprüchwort entstanden seyn soll, niemand weiß, wer die Braut heimführt.

Karl der Kahle sollte keinen Vortheil von den Verlegenheiten seines deutschen Bruders haben, denn sein eigener Sohn Karlmann empörte sich gegen ihn, indem er sich von den immer unbotmäßiger werdenden und immer mehr Recht verlangenden Vasallen verführen und gegen den Vater benutzen ließ, und sich dabei auch der Unterstützung des Papstes erfreute. Derselbe Papst Hadrian wandte aber plötzlich wieder das Blatt und schloß ein enges Bündniß mit Karl, bei dem er Verzeihung für den Sohn auswirkte.

Das hatte seinen Grund in einer Gefahr, die dem Papstthum unvorhergesehen von Byzanz aus drohte. Da die heillosen Zerwürf-

nisse unter den Karolingern einer Handvoll Normannen möglich machten, fast alljährlich das Reich zu plündern und ganze Küstenstriche desselben einzunehmen, deßgleichen den Slaven, sich der ihnen so sehr überlegenen Deutschen doch immer wieder mit Glück zu erwehren, dachte der byzantinische Kaiser Basilius daran, wieder Einfluß in Italien zu gewinnen und dadurch den Papst von sich abhängig zu machen. Der schwache Kaiser Ludwig II. ließ sich wirklich bereden, dem Griechen seine Tochter zu verloben, wodurch derselbe, da Ludwig keinen Sohn hatte, ein Erbrecht auf Italien gewann. Aber diese Verabredung wurde wieder rückgängig gemacht, da sich nicht nur der Papst, sondern auch die Italiener dagegen sträubten. Aus Rache zog Basilius die große Flotte, die er zum Schutz gegen die Araber geschickt hatte, wieder zurück, und nun kamen die Araber in großen Schaaren, von den Griechen selbst herbeigelockt, und brachten dem armen Kaiser Ludwig eine schreckliche Niederlage bei unfern von Bari, 867. Bald darauf schloß der damalige lombardische Herzog von Benevent, Adalgis, heimlich mit Basilius einverstanden, den Kaiser treulos in Benevent ein. Unterdeß einte sich der Papst mit Karl dem Kahlen und versprach ihm das Erbe Italiens und die Kaiserkrone, wenn Ludwig II. gefallen seyn würde.

Ludwig II. aber kaufte sich durch große Bewilligungen von Adalgis los und seine Gemahlin Engilberga kam in Trient mit Ludwig dem Deutschen zusammen, um diesem die Erbfolge in Italien zu versprechen, wenn er Karl den Kahlen beseitige. Ludwig der Deutsche hatte eben seine Söhne durch eine neue Theilung beruhigt und einen großen Heereszug nach Böhmen siegreich beendigt, so daß er nun von dieser Seite her Ruhe hatte und an die Behauptung Italiens denken konnte, 872. In demselben Jahr starb Hadrian, nachdem er die Kaiserkrone und Italien wiederholt Karl dem Kahlen zugesprochen hatte. Dieser letztere aber hatte seinen bösen Sohn Karlmann bisher nur aus Rücksicht gegen den Papst geschont, jetzt ließ er ihn blenden und lebenslänglich einkerkern, weil er sich sonst nie vor ihm sicher geglaubt hätte. Mit Salomon dem Herzog der Bretagne ver-

einigt, vertrieb er die Normannen aus Angers, bald darauf aber wurde Salomon ermordet. Ludwig der Deutsche mußte sich erst seiner immer noch zweifelhaften Söhne versichern, bevor er in Italien einschritt. Als er aber zu Frankfurt mit ihnen zusammenkam, fiel, wie es heißt, Karl der Dicke, in den plötzlich der Teufel gefahren war, vor seinen Augen in Zuckungen, Ludwig der Jüngere aber warf sich dem Vater zu Füßen und gestand, daß sie böses gegen ihn im Schilde geführt hätten, 873. Der Vater verzieh ihnen, denn wenn die Söhne auch einen Vatermord beabsichtigt haben mochten, mußte er auf die Vasallen Rücksicht nehmen, die hinter den Söhnen standen, Sachsen hinter Ludwig, Alemannen hinter Karl, Völkerstämme, die unter den Theilkönigen nach Unabhängigkeit trachteten.

Der neue Papst Johann VIII. wirkte für Karl den Kahlen fort und gegen die Deutschen, die ihm zu mächtig zu werden drohten. Karlmann in Bayern und Oesterreich wollte die von Griechenland aus durch Methodius allmählig bekehrten Mähren zu seinem Salzburger Sprengel ziehen, Byzanz verlangte ihre Unterwerfung unter den Patriarchen von Constantinopel, der Papst aber nahm sie in Anspruch, weil die pannonischen Bisthümer früher unmittelbar von Rom aus bestellt worden seyen. Methodius aber wirkte für den päpstlichen Anspruch im Interesse der slavischen Nationalität, die er gegen die Deutschen schützen und sichern wollte, 874.

Zum Elend jener Zeit kam eine Hungersnoth und Pest, die ungeheuer viele Menschen hinraffte. Damals starb auch Kaiser Ludwig II., 875.

Karl der Kahle machte sich sogleich auf den Weg, um Italien für sich in Anspruch zu nehmen, aber auch Ludwig der Deutsche schickte seinen Sohn Karlmann mit einem Heere eben dahin. Es kam jedoch zwischen Oheim und Neffen zu keinem Kampfe, denn der letztere wurde von dem ersteren durch reiche Geschenke bestochen und arglistig betrogen, indem er die Entscheidung verschieben zu wollen versprach, nach Karlmanns Abzuge aber gleich nach Rom eilte und sich daselbst zum Kaiser krönen ließ. Ludwig der Deutsche

rächte sich durch einen Einfall in Frankreich, wo ihm viele zufielen, denen Karls Regierung endlich unerträglich geworden war. Allein der Papst schreckte sie durch Drohungen zurück. Der alte Hincmar sagte auch damals wieder die Wahrheit. Was der Papst zum Lobe Karls sage, werde durch die Klagen des Landes widerlegt, doch gibt er stillschweigend zu, daß die andern Könige nicht besser seyen. Der Papst benutzte die Lage und ließ sich von Karl dem Kahlen um den Preis der Kaiserkrone förmlich alle die Rechte zuerkennen, welche zuerst die falschen Decretalen für den h. Stuhl in Anspruch genommen hatten, erstens überhaupt die Anerkennung dieser Decretalen als zu Recht bestehender Gesetze, sodann die künftige Unabhängigkeit der Papstwahlen ohne kaiserliche Einmischung, die Entfernung der kaiserlichen Beamten aus Rom, die Uebertragung der weltlichen Gewalt in Rom an den Papst und die Verwandlung des Königreichs Italien in ein Wahlreich. Der letztere Punkt war dem Papste besonders wichtig, weil er sich darin vorbehielt, Italien einen König nach seiner eigenen Wahl zu geben, wenn es mit den Karolingern immer weiter bergab gehen würde. Damit hängt auf das genaueste zusammen, daß Karl der Kahle, als er nach Frankreich zurückkehrte seinen neuen Schwager Boso als Statthalter in Italien zurückließ. Dieser bot sich dem Papste zum Werkzeug dar und ging mit ihm Hand in Hand, um die Macht des karolingischen Hauses fortwährend zu schwächen und Italien sich selbst anzueignen. Ein neuer König von Italien, der nicht Frankreich und Deutschland zum Rückhalt hatte, sondern einzig durch des Papstes Gunst und Gnade zum Thron gelangen konnte, also ein Vasall des Papstes und dessen Schutzmauer gegen Norden werden mußte, war natürlicherweise der römischen Politik das wünschenswertheste. Um dem Boso aber auch eine Art Erbrecht auf Italien zu erwerben, wurde Irmengard, Ludwig II. einzige Tochter, gezwungen, denselben zu heirathen. Um diese Ehe schließen zu können, ließ Boso seine erste Gemahlin Ingeltrud, die übrigens schon mit einem Bedienten davongelaufen und durch ihre Lüderlichkeit der ganzen Welt ein Aergerniß geworden war, vergiften.

In ganz ähnlicher Weise schloß heimlich ein anderer Großer des Reichs seinen Bund mit dem Papste zum Sturze des karolingischen Hauses, nachdem er selbst sich durch eine Verschwägerung mit diesem Hause groß und mächtig gemacht hatte. Das war der Sachse Liudulf, dessen Tochter Liutgarde Ludwig den Jüngeren heirathete und der dadurch als Herzog von Sachsen bald über alle andern deutschen Vasallen hervorragte, wie Boso über die romanischen. Er war aus einem alten edlen Geschlecht.

Damals starb Ludwig der Deutsche zu Frankfurt 876 und der neue Streit über sein Erbe gesellte sich zum alten Streit über das Erbe der Lothringer.

Karl der Kahle schien in seinen alten Tagen kindisch geworden zu seyn, denn seitdem ihn der Papst zum römischen Kaiser gekrönt hatte, legte er die fränkische Tracht ab und zeigte sich dem Volke nur noch in der demselben ganz fremden griechischen Tracht, so daß man ihn für einen Narren hielt. Als ihn nun vollends das Glück so sehr begünstigte, daß sein letzter Bruder starb und er als der einzige Enkel Karls des Großen übrig blieb, sah er alle Hoffnungsträume seiner verstorbenen Mutter Judith jetzt endlich erfüllt. Er war der einzige Kaiser, vom Papst getragen und gestützt, und es kam nur noch darauf an, ihm allein das ganze Reich zu unterwerfen und die Neffen hinauszutreiben. Der Befehl, welchen er den Söhnen Ludwig des Deutschen zugehen ließ, sich ihm, als dem Kaiser aller Könige zu unterwerfen, athmete Siegesgewißheit.

Die Deutschen hatten aber keine Lust, sich dem kahlen Karl zu unterwerfen, es kostete daher Ludwig dem jüngeren, der seinen Vater noch im Sterben zu Frankfurt gepflegt hatte, wenig Mühe, schnell ein großes und tapferes Heer zusammen zu bringen, welches mit Freuden bereit war, das große neustrische Heer, welches Karl der Kahle an den Rhein führte, mit blutigen Köpfen heimzuschicken. Am 7. October 876 trafen sich die Heere bei Andernach am Rhein und Karl der Kahle erlitt eine schreckliche Niederlage, verlor viele tausend Todte, sein ganzes Lager und seine Schätze und floh in Eile. Ludwig der jüngere erfocht diesen Sieg allein. Karlmann

war in Mähren beschäftigt und Karl der Dicke hatte keine Lust zu dem Bruder. Auf der Flucht gebar Karl des Kahlen junge Gemahlin Richildis einen Sohn, den aber ihr Bruder Boso bald aus der Welt zu befördern wußte. Karl hoffte aber auf noch weitere Nachkommenschaft und ließ sich durch die Liebe zu Richildis gegen seinen zweiten Sohn erster Ehe, Ludwig den Stammler, zu eben solchem Haß, wie gegen den ersten, den er hatte blenden lassen, fortreißen, so daß er denselben von der Nachfolge ausschließen wollte, um dieselbe den Kindern, die ihm Richildis bringen würde, zuzuwenden. So täuschte ihn Boso mit der Freude an Nachkommen, die noch nicht da waren, indem er ihm die vorhandenen nahm.

Sollten Richildens Nachkommen legitim seyn, so mußte diese Dame vom Papst als Kaiserin gekrönt werden. Zu diesem Zweck wollte nun Karl der Kahle nochmals einen Römerzug unternehmen. Die neustrischen Vasallen hatten aber an den Zügen nach Italien so wenig Freude, als die deutschen und benutzten die Gelegenheit, dem altersschwachen und lächerlich in seine Richildis verliebten Kaiser die Heeresfolge nach Italien nicht eher zu leisten, bis er ihnen die Erblichkeit ihrer Lehen zugesichert hatte. So verkaufte Karl die von seinen Vorfahren errungenen Hoheitsrechte bald an den Papst, bald an den Adel und das Königthum der Franken wurde ein Spielball beider. Kaum aber war er in Italien angekommen, als er erfuhr, der deutsche Karlmann sey mit einem großen Heere von der andern Seite eben dahin gekommen. Da ihnen Papst Johann VIII. entgegengereist war, konnte derselbe die Richildis noch geschwind in Tortona krönen, worauf diese Dame über die Alpen zurückfloh. Karl selbst wartete noch auf den Zuzug der Neustrier, aber sie kamen nicht und nun mußte auch er sich flüchten. Unterwegs, als er schon über den Mont Cenis herabgekommen war, erkrankte er plötzlich und starb, 877. Er kann wohl im Gebirge sich erkältet haben und war alt genug zum sterben. Gleichwohl hat man geglaubt, er sey vergiftet worden, 877.

Boso konnte den Stammler nicht verdrängen, da der alte Hincmar und die neustrischen Vasallen denselben stützten, jedoch blieb

ihm die Provence. Er mußte sich sehr gekränkt fühlen, durch Karlmann aus Italien und durch Hincmar aus Neustrien verdrängt worden zu seyn; er hielt sich also an seinen Gönner, den Papst, welcher 878 nach Frankreich reiste, um dem neuen König, Ludwig dem Stammler, die Kaiserkrone zu versprechen, wenn er Karlmann und seine Deutschen aus Oberitalien vertriebe und ihm gegen die Araber beistände, die von Unteritalien her Rom fortwährend bedrohten und denen er, um sie abzuhalten, einen schmählichen Tribut zahlen mußte. Ludwig sollte übrigens nur die Hindernisse wegräumen, welche dem Boso im Wege standen, und der alte Plan zwischen dem Papst und Boso in Bezug auf die Befreiung Italiens von jedem ferneren neustrischen und deutschen Einfluß bestand immer noch. Aber die Partei Hincmars und des neustrischen Adels wollte dieser italienischen Politik nicht zu Willen seyn und der Papst konnte nichts weiter durchsetzen, als daß der Stammler seinen zweiten Sohn Karlmann mit Bosos Tochter Adelheid vermählte, und mit Ludwig dem Jüngern einen verrätherischen Bund gegen dessen Bruder Karlmann einging. Ludwig der Jüngere wurde damit geködert, daß man ihm die Länder seines ältern Bruders Karlmann versprach. Karl der Dicke besorgte nun, es könne auch auf seine Länder abgesehen seyn, verband sich mit Karlmann und übernahm die Huth Italiens, während dieser nach Deutschland zurückkehrte. Aber er kam krank zurück, und man glaubte auch diesmal an Vergiftung. Während er mit dem Tode rang, kam Ludwig der Jüngere schnell herbei und verführte seine Vasallen zum Abfall, 879.

In demselben Jahre starb Ludwig der Stammler und hinterließ zwei Söhne, Ludwig III. und Karlmann. Diese raschen Todesfälle wurden alle als Vergiftungen bezeichnet, denn das unglückliche Haus der Karolinger eilte zu Ende und immer rascher folgten die wechselseitigen Morde. Ludwig der Jüngere fiel sogleich in Neustrien ein, und seine ehrgeizige Gemahlin Liutgarde war sehr ungehalten, als er sich mit einem Stück von Lothringen abfinden und Neustrien wieder in Ruhe ließ. Er wagte es aber nicht, mehr zu

verlangen, denn die Neustrier waren einig gegen ihn und wollten einen deutschen König so wenig, wie die Deutschen einen französischen. Auch nahm sich Karl der Dicke gegen seinen Bruder der Neustrier an. Des Stammlers beide Söhne theilten nach alter Gewohnheit und weil Boso den jüngern Karlmann, seinen Eidam, nicht leer ausgehen lassen wollte. Durch diese Theilung aber wurde Neustrien geschwächt und Boso durfte es jetzt wagen, unter dem Vorschub des Papstes sich zu Lyon zum König der Provence, deren Grenzen aber weit ausgedehnt wurden, mit einem Wort, des ganzen südöstlichen Frankreich krönen zu lassen, noch im J. 879. Nicht so glücklich war Hugo, der Walrade Sohn, dessen Bastardrechte nicht anerkannt waren, der sich aber jetzt in Lothringen ein Reich erkämpfen wollte. Durch Zusammenwirken der beiden neustrischen Könige und Karls des Dicken wurde er überwunden.

Ludwig der Jüngere war über diese Vorgänge sehr erbost und reizte nochmals die Normannen auf, in Neustrien einzufallen, allein die Normannen, schon gewohnt, sich von allen gegen alle hetzen zu lassen, kehrten bald wieder, von den Neustriern bestochen, ihre Waffen gegen ihn selbst. Vielleicht hatte auch Boso seine Hand mit im Spiel, denn als Karlmann damals nach langem Siechthum endlich starb, wollte Karl der Dicke dessen Erbe Ludwig dem Jüngern freiwillig überlassen, wenn derselbe sich im allgemeinen der karolingischen Coalition gegen den frechen Eindringling Boso anschließe. Karl konnte nämlich Italien nicht behaupten, so lange ihm Boso stets in gefährlicher Nähe blieb, und hatte im übrigen schon Recht, die sämmtlichen Karolinger zu mahnen, daß sie alle ihre Kronen verlieren würden, wenn sie duldeten, daß ein Fremder sich zwischen sie dränge. Als nun Ludwig der Jüngere seinem Bruder Karl alles versprochen hatte, was derselbe wollte, siehe da fielen die Normannen sogleich in großen Schaaren über Sachsen her und schlugen den sächsischen Heerbann in einer großen Schlacht bei Hamburg, 880. In derselben kamen Bruno, Herzog von Sachsen, Schwager Ludwigs des Jüngern, viele Grafen und Bischöfe um. Ludwig der Jüngere selbst siegte aber bald darauf in einer andern Schlacht bei Thuin, in der

5000 Normannen erschlagen wurden. Einen ebenso glänzenden Sieg erfocht um dieselbe Zeit Tachulfs Nachfolger in der Sorbenmark, Poppo, über die gleichfalls ins Reich eingefallenen Slaven. Aber noch in demselben Jahr 880 erlebte Ludwig der Jüngere den Tod seines einzigen rechtmäßigen Sohnes und Erben, eines damals noch kleinen Knaben, der zu Regensburg aus dem Fenster stürzte, wie es hieß, aber ohne Zweifel gestürzt wurde. Im folgenden Jahr 881 kamen die Normannen in großen Schaaren herbei, um die Niederlage von Thuin zu rächen, und Ludwig der Jüngere kam in so große Noth, sich ihrer zu erwehren, daß er den Bastard Hugo mit Lothringen belehnte, nur um ihn von den Normannen zu trennen. Die letztern verheerten die Niederlande und das Rheinland bis Köln und Bonn hinauf. Ein fränkisches Bauernheer, welches dem Kloster Prüm zu Hülfe gezogen war, wurde von ihnen vernichtet, und noch sah man kein Ende der Verwüstungen ab, als Ludwig der Jüngere zu Anfang des Jahres 882 starb.

6.

Karl der Dicke.

Mittlerweile hatte Karl der Dicke mit den beiden jungen Königen von Neustrien den Zug gegen Boso unternommen und diesen in Vienne belagert, brach aber plötzlich nach Italien auf und ließ die Neustrier im Stich, weil er jetzt dem geängstigten Papst am leichtesten die Kaiserkrone abzwingen konnte, die Johann VIII. auch wirklich auf sein Haupt setzen mußte. Die beiden neustrischen Könige konnten aber ihrerseits die Bezwingung Bosos nicht vollenden, weil die unbändigen Normannen den Norden ihres Reichs verheerten. Da zog Ludwig III. wider sie aus und erfocht bei Saulcourt in der Picardie einen glänzenden Sieg, in welchem 8000

normannische Reiter umkamen, 881.*) Es fällt auf, hier die Normannen beritten zu finden. Sie waren aber nicht erst auf Schiffen gekommen, sondern hatten sich längst an den Küsten niedergelassen und die starken Pferde des Marschlandes sich angeeignet. Nun kam auch Karl der Dicke aus Italien zurück und gebot als Kaiser eine allgemeine Erhebung des Reichs, um die unleidlichen Räuber endlich von den Nordseeküsten zu vertreiben und in ihr Meer zurückzuwerfen. Dieses Reichsheer wurde angeführt von Arnulf, dem Bastard des verstorbenen Karlmann, den dieser zum Herzog in Kärnthen ernannt hatte und der es auch blieb, obgleich sein Oheim, der dicke Karl, ihm feindlich gesinnt war, weil man ihn, der eine so wichtige Mark des Landes hütete, nicht entbehren konnte. Neben Arnulf befehligte das Reichsheer Heinrich, Herzog von Franken, der sich schon im provençalischen Kriege hervorgethan hatte. Die Normannen wehrten sich in einem großen befestigten Lager zu Aschloh unter ihren Königen Gottfried und Siegfried während des Sommers 882. Aber sie starben fast vor Hitze und ein furchtbares Ge-

*) Davon ist ein Siegeslied erhalten:

Tho nam her godes urlub Huob her Gundfanon uf Reit her thara in Vrankon Ingagan Nortmannon.	Da nahm er Gottes Urlaub, Hob er die Volksfahne auf, Ritt er her in Franken Gegen die Normannen.
Tho nam her skild indi sper Ellianlicho reit her Uuold her uuar errahchon Sina uuidarsahchon.	Da nahm er Schild und Speer, Kräftiglich ritt er, Wollt' er sich wahrlich rächen An seinen Widersachern.
Ther kuning reit kuono, Sang lioth frono, Jo alle saman sungun: Kyrieleyson.	Der König ritt kühne Sang ein Lied heilig, Ja alle zusammen sangen: Kyrieleyson!
Sang uuas gisungan, Uuig uuas bigunnan, Bluot skein in uuangon Spilodun ther Vrankon.	Sang ward gesungen Streit ward begonnen Blut schien in den Wangen, Sich rührten da die Franken.

witter erschreckte sie so, daß sie sich zu einem Vertrage bereit erklärten. Es gereicht dem Kaiser zum schweren Vorwurf, daß er sie mit allem ihrem Raube frei abziehen ließ; allein er hatte dabei seine Hintergedanken, denn er schickte dieselben Normannen nach Neustrien, um die beiden Könige dieses Landes, mit denen er eben erst verbunden gewesen war, in Noth und Angst zu bringen. Er traute sich nämlich zu, das ganze Reich Karls des Großen wieder in seiner Hand vereinigen zu können, wenn er es nur geschickt anfange. Ludwig III. suchte sich dadurch zu schützen, daß er den Hasting, welcher damals der keckste unter den normannischen Seekönigen und von den übrigen ganz unabhängig war, gegen Gottfried und Siegfried gewann, aber noch in demselben Jahre ereilte ihn der Tod, 882. Man sagte, ein schönes Mädchen sey vor ihm geflohen und er ihr bis in die Thür eines Hauses nachgeritten, wobei er sich zu Tode gestoßen habe. Dieses Märchen ist aber wahrscheinlich nur ersonnen worden, um den Meuchelmord zu verschleiern.

Nun war in Frankreich nur noch ein echter Karolinger übrig, der junge Karlmann, wie in Deutschland nur noch Karl der Dicke. Sie hielten aber nicht zusammen, wenigstens suchte der letztere den ersteren zu verderben. In der ganzen Race erscheinen Ludwig III. und Karlmann als die einzigen Unschuldigen, wofür schon der Umstand spricht, daß sie als Brüder immer einig Hand in Hand gingen. Aber in so lasterhafter Zeit konnten Recht und Unschuld nicht mehr aufkommen und das Todesnetz war schon über alle Nachkommen Karls des Großen geworfen. Karlmann erfocht, wie sein Bruder, einen Sieg über die Normannen bei Avaux, aber ohne erhebliche Folgen, vielmehr verband sich jetzt der lothringische Bastard Hugo mit dem Normannenkönig Gottfried und gab ihm seine Schwester Gisela zur Gattin. Im J. 883 floh das neustrische Heer vor der Uebermacht der Normannen bei Caviers und im folgenden Jahr konnte Karlmann ihren Abzug nur mit 12,000 Pfund Silber erkaufen, als er selbst plötzlich auf der Jagd von einem Diener, der angeblich einen Eber niederstechen wollte und fehl stieß, ermordet wurde, 884.

In Italien griffen die Muhamedaner immer weiter um sich. Bischof Athanasius von Neapel warf sich zum Tyrannen auf, schloß ein Bündniß mit den Arabern, und erlaubte ihnen sich bei Päſtum anzusiedeln und von hier aus weit und breit zu plündern, so daß sie unter andern auch das schöne Kloster Monte Cassino zerstörten. Papst Johann VIII. wurde 882 durch einen Verwandten, Namens Marius, mit einem Hammer todt geschlagen und der Mörder selbst auf den päpstlichen Stuhl erhoben, nicht ohne Zuthun Karls des Dicken, der alle seine Plane durch Meuchelmord durchzusetzen hoffte. Marius blieb ihm ergeben, ebenso der folgende Papst Hadrian III. Unter den großen Vasallen Italiens hielten sich damals Guido von Spoleto und Berengar von Friaul die Waage. Karl begünstigte den letztern, damit er den andern überwache und das Einigwerden der Italiener verhindere.

Um seinen Neffen Arnulf in Kärnthen im Zaum zu halten, hetzte Karl den Mährenfürsten Swatopluk gegen ihn und kam mit dem letztern sogar freundschaftlich zusammen.

Gegen die Normannen sollte ihm endlich auch ein Mittel helfen, was er schon so oft mit Glück angewandt hatte. Bei einer Zusammenkunft auf der Insel Betuwe, zu der sich Gottfried verlocken ließ, wurde derselbe von Karls Leuten verrätherisch zum Zorn gereizt und todtgeschlagen, 885. Eben so wurde Hugo, der lothringische Bastard, vor ihn gelockt, plötzlich gepackt und geblendet.

Karl hatte von seiner Gemahlin Richarda kein Kind, aber einen Bastard, Bernhard. Diesem wollte er die Nachfolge im Reiche sichern und scheute zu diesem Zwecke vor keinem Verbrechen zurück. Anfangs schien die Legitimirung seines Lieblings weniger schwierig, weil der unter seinem Einfluß gewählte Papst Hadrian III., mit dem er sich deshalb verabreden wollte, ihm gefügig war und sogar entgegen reiste. Aber dieser Papst starb unterwegs und die Römer wählten Stephan V., der ihm trotzte, 885. Karl konnte hier nun nichts mehr für seinen Zweck ausrichten und wurde wieder nach dem Norden gerufen, indem die Normannen zahlreicher als je in Neustrien eingefallen waren und das herrenlose Land ihm gänzlich

entreißen zu wollen schienen. Es existirte zwar noch ein jüngster Sohn des Stammlers, Karl der Einfältige, aber niemand dachte daran, diesem Kinde den Thron zu sichern, da jeder um die eigene Existenz zu kämpfen hatte, und man vergaß, wie es scheint, absichtlich die Rechte des Kindes, damit wenigstens der Kaiser, der selbst Anspruch auf Neustrien machte, geneigter würde, diesem unglücklichen Lande zu Hülfe zu kommen. Die Normannen setzten sich zu Rouen fest und umdrängten von hier aus Paris. Diese Stadt beschränkte sich damals noch auf die Seineinseln, obgleich sich auf beiden entgegengesetzten Ufern schon Vorstädte befanden. Die insularische Lage und mehr noch die Tapferkeit des Grafen Odo von Paris, welcher ein würdiger Sohn Robert des Starken war, und der fromme Muth des Bischof Gozzelin schützten die Stadt, welche trotz einer langen und scharfen Belagerung doch von den Normannen nicht eingenommen werden konnte. Vergebens riefen die Bedrängten den Kaiser an, welcher absichtlich zögerte und sich zureden ließ, damit es nicht scheine, als strebe er nach dem Besitz Neustriens und vielleicht auch, weil er sich vor den Normannen fürchtete. Erst im Frühjahr 886 führte der Franke Heinrich ein deutsches Heer in die Nähe von Paris, fiel aber in einen Graben und wurde von den Normannen erschlagen. Erst im Herbst kam der Kaiser selbst, aber nur, um einen Vertrag mit den Normannen zu schließen, in welchem er ihnen das ganze Land jenseits der Seine abtrat und ihnen noch dazu einen Tribut zahlte.

Karl ging nach dem Elsaß zurück, wo ihn eine schwere Krankheit befiel, vielleicht in Folge einer Vergiftung, denn er wurde fast irrsinnig und ließ sich die Kopfhaut aufschneiden, um von dem schrecklichen Uebel frei zu werden, welches ihn dennoch nicht mehr verließ. Um so eifriger trachtete er, für seinen Bastard zu sorgen, und wie er nie vor einem Mittel scheute, wenn es nur zum Zweck führte, erklärte er nicht nur, seine Gemahlin Richarda nie berührt zu haben, sondern klagte die tugendhafte und durchaus unschuldige Dame auch öffentlich vor allen Großen des Reichs des Ehebruchs an, damit seine Ehe mit ihr für nichtig erklärt und dagegen die

Mutter seines Bastard legitimirt werden könne. Die Kaiserin vertheidigte sich auf die würdigste Weise und zog sich in ein Kloster zurück. Auf einem Reichstage in Tribur wollte Karl die Nachfolge regeln, aber ohne es zu wissen, befand er sich schon in den Schlingen des Netzes, welches die Großen des Reichs in stillschweigendem Einverständniß mit der öffentlichen Meinung und mit dem Papst um ihn gezogen hatten. Am meisten war Arnulf von Kärnthen durch Karl bedroht gewesen und ihm, als dem einzigen tüchtigen Manne, den das karolingische Geschlecht noch aufzuweisen hatte, kam es, obgleich auch er nur ein Bastard war, zunächst zu, sich des karolingischen Erbes anzunehmen, welches er jedenfalls besser verwalten konnte, als der gänzlich bedeutungslose Bastard des dicken Kaisers und als das einfältige Kind in Neustrien, obgleich dies allein legitim war.

Alles war vorbereitet. Arnulf hatte sich mit den Erzbischöfen und Herzogen des Reichs und selbst mit Swatopluk verständigt. Den letztern hatte er dadurch gewonnen, daß er ihm den vorher strittigen Besitz Böhmens überließ. So konnte er mit einem Heere, welches zu einem großen Theile aus Slaven bestand, gen Tribur ziehen. Kaum aber entfalteten sich seine Fahnen im Angesicht der stolzen Kaiserburg, so gingen alle Vasallen des Kaisers zu ihm über und nicht der Kaiser, sondern er war es, der den Vorsitz der Reichsversammlung in Tribur führte. Arnulf wurde 887 zum König der Deutschen erwählt, Karl der Dicke förmlich und feierlich abgesetzt und nach Neidingen an der Donau verwiesen, wo er zwei Monate später gestorben oder wie man glaubt, erdrosselt worden ist.

Die geheimen Verhandlungen, welche diesem merkwürdigen Acte vorhergingen, sind nicht bekannt worden. Jedenfalls verdankte aber Arnulf seine Erhebung vorzugsweise den deutschen Erzbischöfen, denen es darum zu thun war, durch einen deutschen König immer noch das Aufstreben großer weltlicher Vasallen und den Zerfall Deutschlands in unabhängige Fürstenthümer zu verhüten. Die Seele des Bundes aber war Erzbischof Liutbert von Mainz, den Karl der Dicke kurz vorher abgesetzt hatte. Wie es scheint wurden auch, wenn nicht die Italiener, doch wenigstens die Neustrier und der Papst ge-

fragt und wurde von deutscher Seite stillschweigend die Emancipation der romanischen Länder zugestanden. Die Absetzung des Kaisers in Tribur kam also einer gänzlichen Auflösung des von Karl dem Großen gegründeten Kaiserthums gleich und das Nationalitätenprincip trug einen glänzenden Sieg davon.

Wie die Deutschen den Bastard Arnulf zu ihrem König wählten, so im folgenden Jahre 888 die Franzosen (Neustrier) den Grafen Odo von Paris, die Lombarden den Herzog Berengar von Friaul, die Burgunder in den westlichen Alpen zu St. Moriz in Wallis den Grafen Rudolf, aus welfischem Geschlecht, Sohn des Konrad, der ein Bruder der Kaiserin Judith gewesen war, die Westgothen in der Provence Bosos Sohn Ludwig, endlich die Basken in Aquitanien den Ramnolf zu ihren Königen. In Italien sah sich Herzog Guido von Spoleto zurückgesetzt und machte den tollen Versuch, als geborener Franke mit Hülfe des Erzbischof Fulko von Rheims (Hincmars Nachfolger) dem Odo den Rang abzugewinnen, richtete aber nichts aus und ging nach Italien zurück, um dem Berengar die Krone streitig zu machen.

Somit hatten nun alle deutschen Stämme, die über den Rhein und die Alpen gezogen waren, wieder ihre besonderen Stammkönige, nur in Deutschland blieben die Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen noch zu einem Reiche verbunden, Dank dem Klerus. Doch achteten es auch Odo und Rudolf noch für nöthig, sich von Arnulf in ihren neuen Würden bestätigen zu lassen, um die zu befriedigen, die ihnen offen Abfall vorwarfen, und um künftigen Reclamationen vorzubeugen.

7.

Arnulf.

Man darf voraussetzen, daß der Bastard Arnulf mit seinem Antheil zufrieden war und daß er damals nicht daran dachte, noch

mehr werden und haben zu wollen, denn gesetzt, er hätte kaiserliche Gedanken gehegt und gerne das ganze Reich Karls des Großen zurückerobern wollen, so mußte er wissen, daß seine Kraft dazu nicht ausreiche und daß er vielmehr wieder verlieren würde, was die verbündete Aristokratie ihm gewährt hatte. Er hatte sogar Mühe, sich als Bastard bei dem stolzen hohen Adel des Reichs Anerkennung zu verschaffen. Um das in Bayern und Schwaben mächtige Geschlecht der Welfen zu gewinnen, gab er dem Heinrich Welf 160,000 Morgen Landes zu Lehen. Heinrichs Vater aber, der alte Eticho, ärgerte sich dermaßen darüber, daß er sich ins Gebirge der Scharnitz zurückzog und von der bösen Welt nichts mehr wissen wollte. Als ein Dynast aus altem Allode verachtete er den Lehendienst an sich und als echter Sohn eines uralten Geschlechtes den Bastard.

Nun kam aber Guido von Spoleto aus Frankreich zurück nach Italien, wo er die reichsten Besitzungen hatte, und Berengar unterlag ihm in mehreren Schlachten, worauf sich Guido nicht nur in Pavia die eiserne Krone der Lombarden aufsetzte, sondern auch den Papst Stephan V. zwang, ihn zum Kaiser zu krönen, 891. Wie wenig auch dieser neue Kaiser jenseits der Alpen zu sagen hatte, so lag doch in dem Titel ein großer Anspruch, den die neuen Könige nicht dulden durften. Odo lag immer noch im Kampf mit den Normannen, Arnulf aber hatte nicht nur mit diesen in den Niederlanden, sondern auch mit Swatopluk von Mähren zu kämpfen, der sich aufs neue gegen ihn erhoben hatte, während Bernhard, Karls des Dicken Bastard, Aufruhr in Schwaben erhob. Indeß erfocht Arnulf 891 einen glänzenden Sieg bei Löwen über die Normannen und wurde auch Bernhards durch die Güte Rudolfs los, der ihn in den Alpen ergreifen und umbringen ließ. Swatopluk machte ihm mehr zu schaffen. Zwar halfen ihm die Böhmen, die das mährische Joch abwarfen, aber an diesen slavischen Grenzen gab es aufs neue Verrath. Die Markgrafen trachteten mit Hülfe ihrer slavischen Nachbarn nach Unabhängigkeit. So ließ Poppo, Graf in der Sorbenmark, den Erzbischof Arno von Würzburg, der mit zu Felde gezogen war, im Stich, so daß derselbe mit allen seinen Geistlichen, als er eben Messe las,

von den Slaven erschlagen wurde. Poppo wurde zwar deshalb von Arnulf abgesetzt, aber Arnulfs eigener Eidam, Engelschalk, der ihm früher die Tochter entführt und dem er verziehen, den er zum Markgraf in Oesterreich gemacht hatte, verrieth ihn und hielt zu Mähren, wurde aber ergriffen und geblendet.

Ramnolf von Aquitanien hatte sich den jungen Karl den Einfältigen wie ein Pfand angeeignet, um ihn gegen Odo zu brauchen, weil dieser Anspruch auf Aquitanien machte. Während nun Odo siegreich gegen den Aquitanier vordrang, krönte Erzbischof Fulko, unterstützt von dem nach Unabhängigkeit trachtenden Grafen Balduin von Flandern, hinter seinem Rücken den einfältigen Karl als einzig rechtmäßigen Erben des Karolingerreichs zum König, 893. Also war außer Guido schon wieder einer da, der Anspruch auf die verschollene Kaiserwürde wenn nicht machte, doch zu machen mehr als jeder andere berechtigt war. Dies mußte nothwendig den deutschen König Arnulf auf den Gedanken bringen, da er jedenfalls unter den Fürsten, die sich in's Reich Karls des Großen getheilt hatten, der mächtigste war, sich selbst die Kaiserkrone zu sichern, und die schönste Gelegenheit dazu, diesen Gedanken auszuführen, bot ihm der Papst dar, welcher ihn gegen den übermüthigen Spoletaner zu Hülfe rief. Stephan war schon 891 gestorben, sein Nachfolger Formosus fand keinen Schutz seiner Rechte, außer beim deutschen König, wenn er nicht das blinde Werkzeug Guidos werden wollte. In der That sah sich Formosus gezwungen, als Guido plötzlich starb, dessen Sohn Lambert zum Kaiser zu krönen, schrieb aber nur um desto dringender nach Deutschland um Hülfe.

Im Jahr 894 konnte Arnulf endlich seinen Römerzug unternehmen, allein er stieß auf große Schwierigkeiten. Die Italiener hatten gehofft, die Deutschen würden ihnen nun kein Joch mehr auflegen, sahen sie daher nur mit tiefem Verdruß wieder über die Alpen herüberkommen. Der lombardische Graf Ambrosius wagte ihnen die Thore von Bergamo zu sperren, wurde aber, als die Stadt erstürmt war, vor dem Thore aufgeknüpft. Arnulf konnte die Romfahrt dennoch nicht fortsetzen, weil Odo und Rudolf gegen ihn

rüsteten. Diese Fürsten hatten sich auf die Verträge von 888 verlassen und sahen ihre Throne wieder gefährdet, sobald Arnulf das Nationalitätenprincip aufgab. Unterjochte er die Lombarden, so waren auch die Burgunder und Franzosen bedroht. Doch würde er sich kaum um sie bekümmert haben, wenn nicht sein eigenes Heer große Abneigung gegen den italienischen Krieg bezeugt hätte. Das war es, was ihn zur Umkehr zwang. Aergerlich suchte er sich an Rudolf zu rächen. Er hatte einen Bastard, den er zur Zeit ihrer Befreundung nach dem Namen des Mährenfürsten Swatopluk (oder Zwentibold) hatte taufen lassen. Diesen Bastard schickte er jetzt mit einem schwäbischen Heere nach Burgund, wo er aber nur unnütze Verheerungen anrichtete. Gegen Odo benutzte Arnulf den einfältigen Karl und den Aquitanier, um beide zu schwächen, während er selbst Lothringen für seinen Bastard zu gewinnen trachtete. Dies glückte ihm aber erst, nachdem er den Kölner Erzbischof, als den lothringischen Metropoliten, und überhaupt den ganzen Episcopat gewonnen hatte. Er übertrug nämlich das bisher nur weltliche Grafenamt auch auf geistliche Herren, mehrte daher die weltliche Macht der Bischöfe, so daß sich diese in demselben Maaß ausdehnte, wie die der Herzöge. Durch solche Bewilligungen gewann Arnulf die Gunst der deutschen Geistlichkeit, und es ist wohl kaum zu zweifeln, daß er dabei den Rathschlägen des Erzbischof Hatto von Mainz gefolgt ist. Dieser einsichtsvolle Kirchenfürst sah kein Heil weder für die Kirche, noch für das deutsche Königthum, wenn nicht die Macht der Erzbischöfe und Bischöfe durch Mehrung ihres weltlichen Besitzes, ihre Gerichtsbarkeit und Kriegsmacht derjenigen der Laienfürsten möglichst gleich käme. Also nur um den Preis der genannten Bewilligung an die Bischöfe errang Arnulfs Bastard das lothringische Reich. Odo aber machte jetzt Frieden mit Arnulf und kam mit demselben zusammen. Der einfältige Karl aber, oder die, welche für ihn handelten, riefen nochmals die Normannen in's Land.

Jetzt erst war Arnulf sicher, von Frankreich her nicht mehr beunruhigt zu werden, und jetzt erst machte er, im Einverständniß mit Hatto, einen neuen Römerzug, 896. Der Papst verlangte denselben.

Die Kaiserkrone auf dem Haupt des Spoletaners war ein Scandal. Arnulf mußte sie ihm entreißen. Eine andere Frage war, ob er sie auf sein eigenes Haupt setzen sollte. Daß er dadurch wieder alle Anhänger des Nationalitätenprincips gegen sich aufbringen würde, lag am Tage. Berengar von Friaul huldigte ihm nur ungern, ebenso Adalbert, Markgraf in Toscana, der mächtigste Vasall in Mittelitalien. Sie wollten sich von ihm nur Rechte ertheilen lassen, da er sich aber als Herr geberdete, der die Herrschaft in Italien behaupten wollte, wurden sie seine heimlichen Feinde. Nun zog er zwar nach Rom und seine tapfern Deutschen stürmten ihm diese von den Spoletanern vertheidigte Stadt*) und Papst Formosus krönte ihn zum Kaiser, aber die Krone kostete ihm das Leben. Man sagt, Guido's Wittwe und Lambert's Mutter Angiltrud, die sich hinter den festen Mauern von Spoleto schützte, habe den deutschen Kaiser vergiften lassen. Wenigstens wurde er von Stund an krank, und konnte nie mehr genesen, obgleich er noch einige Jahre sein Leben hinschleppte. Er kehrte nach Deutschland zurück, sein Bastard Ratholb, dem er die Lombardei zu hinterlassen dachte, wie dessen Bruder Lothringen, blieb in Italien, um das Land zu hüten. Kaum aber war Arnulf nicht mehr da, so verlor die kaiserliche Partei alles Ansehen. Lambert kam wieder oben auf, ließ, da Formosus starb, nur noch antikaiserliche Päpste wählen, die sich rasch auf einander folgten, und schloß sogar mit Berengar einen Bund, worauf Ratholb schimpflich die Flucht ergreifen mußte. Papst Stephan VI., Lambert's Kreatur, ging soweit im Haß gegen die Deutschen, daß er die Leiche des Formosus aus dem Grabe holen, mit dem geistlichen Ornat bekleiden und auf einen Stuhl setzen ließ, um feierlich Gericht über ihn zu halten. Nachdem das Urtheil gefällt war, ließ er den Leichnam wieder entkleiden, ihm die drei Finger, womit er den Segen ertheilt hatte, abschneiden und den Körper in den Tiber

*) Zufällig sprang ein Hase vor ihnen auf, der sich nach der Stadt zu rettete. Da rannte das ganze deutsche Heer in wilder Lust ihm nach und erstürmte die Mauern.

werfen, 897. Man sah es indeß als ein schreckliches Verbrechen an, daß ein Papst am andern so schnöde handeln konnte. Die alte Kirche des Lateran stürzte damals zusammen, worin man ein Zeichen des göttlichen Zornes erblickte. Das Volk empörte sich und der elende Stephan VI. wurde ergriffen und erwürgt. Sein Nachfolger Johann IX. mußte die Ehre des Formosus wieder herstellen. Auch Lambert endete damals in blühender Jugend durch einen Sturz vom Pferde, wie es hieß, vielleicht durch die Rache Hugo's, des Grafen von Mailand von der deutschen Partei, dessen Vater auf Lambert's Befehl hingerichtet worden war.

Arnulf gab seinem lothringischen Sohne mehr Halt, indem er ihn mit Oda, der Tochter des Sachsenherzogs Otto vermählte, welcher ein Sohn Liudolfs war. Nun starb 898 der französische König Odo und der Lothringer Zwentibold trachtete ihn zu beerben. Arnulf selbst aber kam dem Tode immer näher und berief eine Reichsversammlung nach St. Goar am Rhein, wo er sich alle Mühe gab, seinem Liebling Zwentibold auch die deutsche Krone zu sichern. Leider verrieth sich auch bei ihm noch in der letzten Stunde der böse Dämon, von dem alle Kinder und Enkel Ludwig des Frommen besessen waren. Um seinen jungen Sohn Ludwig aus rechtmäßiger Ehe enterben und das Reich dem Bastard zuwenden zu können, klagte er seine Gemahlin Oda, Ludwigs Mutter, ganz so, wie einst der dicke Karl gethan hatte, vor allen Großen des Reichs fälschlich des Ehebruchs an. Sie reinigte sich durch einen Eid, den mit ihr 72 Eidhelfer schwuren. Den Kaiser aber rührte der Schlag, 899.

8.

Ludwig das Kind.

Durch Hatto's Einfluß wurde nicht der Bastard, sondern Ludwig das Kind, Arnulfs rechtmäßiger Sohn, dessen Nachfolger im Reiche. Zwentibold war ein roher Mensch, welcher sich Liebe und

Vertrauen nicht zu erwerben wußte und dessen schrankenlosen Ehrgeiz man fürchtete. Sobald ihn die Bischöfe aufgegeben hatten, war er verloren. Die Lothringer huldigten dem Kinde, empörten sich gegen Zwentibold und erschlugen ihn in einer Schlacht an der Maas. Seine Wittwe Oda vermählte sich mit dem lothringischen Grafen Gerhard ohne Zweifel mit Einstimmung ihres sächsischen Vaters, 900.

Arnulf hinterließ dem Reich, ohne es freilich gewollt zu haben, einen neuen und furchtbaren Feind, die Ungarn. Dieses zum großen finnischen Stamme gehörende Volk war aus seinen alten Sitzen südwärts geschoben und zuletzt von den tatarischen Petschenegern auf die Bulgaren gedrängt worden. Der griechische Kaiser Leo verbündete sich mit ihnen gegen die Bulgaren und sie siegten anfangs, bis die Petscheneger mit den Bulgaren vereinigt sie wieder vertrieben. Sie wandten sich nun westwärts und unterwarfen ohne Mühe die Slaven im heutigen Siebenbürgen und Ungarn, weil dieselben, seit sie den Avaren nicht mehr unterworfen waren, sich durch Theilungen geschwächt hatten. Die Ungarn, welche sich selbst Magyaren nennen, hatten den Arpad zum König gewählt, um einig zu bleiben. Von den Burgen, die jeder ihrer kleinen Fürsten baute, soll Siebenbürgen den Namen erhalten haben. Muncacz aber, die berühmte Festung, erhielt den Namen von munca, Ruhe, weil hier die Ungarn auf ihrer Herfahrt zuerst ausruhten. Sie waren ein Nomadenvolk, alle beritten und machten nach der Art der Steppenvölker blitzschnelle Angriffe, flohen scheinbar und wandten sich, wenn die Nachsetzenden sich auflockerten, wieder um, so daß ihnen die schweren Reiter und das Fußvolk nicht gut beikamen. Man nannte sie Hunnen, weil diese einst ebenso gefochten hatten, aber die Ungarn gehören einer viel edleren Race an, als die alten Hunnen und sind viel schönere Leute. Mit den Magyaren vereinigte sich auch eine Schaar Kumanen, wahrscheinlich von tatarischer Race.

Arnulf verständigte sich mit den Ungarn, als sie über Mähren herfielen, weil er selbst ein Feind der Mähren war. Nach Swatopluks Tode bekämpften sich dessen Söhne, Swatopluk II. und Stoimar. Da hatten die Ungarn leichtes Spiel und verheerten Mähren bar-

barisch. Kaum aber waren sie abgezogen, so folgten ihnen die Böhmen nach und rächten sich an dem geschwächten Mähren, dem sie lange unterworfen gewesen waren. Arnulf aber verständigte sich noch weiter mit den Ungarn und reizte sie an, nach Italien zu gehen, wo er selbst nichts mehr galt noch ausrichten konnte. Das war eine boshafte Rache und um so verwerflicher, als die Ungarn, wenn sie einmal das schöne Italien ausgeraubt hatten, nothwendig auch Lust bekommen mußten, in Deutschland zu rauben. Nach Lamberts Tode hatte Berengar die Oberhand in Italien. Da kurz nach Arnulfs Tode i. J. 900 kamen die unübersehlichen Reiterschaaren der Ungarn, plünderten alles aus, zerstörten die Kirchen und mordeten die Priester. Berengar sammelte ein großes Heer, vor dem sie zurückwichen. Beim raschen Uebergang über die Adda ertranken ihrer eine Menge. An der Brenta wurden sie noch einmal aufgehalten und waren schon bereit, um freien Abzug alle Beute herauszugeben. Berengar willigte nicht ein, weil er sie alle vertilgen wollte, und verließ sich auf seine große Uebermacht. Als er aber in der Siegesfreude mit den Seinen beim nächtlichen Gelage saß, brachen die verzweifelten Ungarn plötzlich in sein Lager ein und sollen an 20,000 Lombarden niedergehauen haben. Darauf kehrten sie triumphirend mit aller ihrer Beute nach Ungarn zurück, fielen aber schon im nächsten Jahre in Kärnthen ein und drangen bis nach Laibach vor.

Die Niederlage Berengars machte dem König Ludwig, Odo's Sohn, in der Provence oder Niederburgund Muth genug, in Italien einzufallen, und Papst Benedict IV., ein Feind Berengars, krönte ihn in Rom zum Kaiser, 901, aber er wurde schon im folgenden Jahre von Berengar, der neue Streitkräfte gesammelt hatte, zur Flucht in die Provence gezwungen und als er 905 noch einmal wiederkam, listig gefangen und geblendet. Benedict IV. starb 903, ihm folgte Leo V., dann Christophorus, diesem Sergius III., der den Christophorus umbringen ließ. Sergius war das Werkzeug des Markgrafen Adalbert von Tuscien und der reichen Römerin Theodora, die sich in Italien so unabhängig als möglich machen wollte und jede Einmischung von Deutschland wie von Frankreich her zu ver-

hüten suchte. Deshalb mußte Sergius einen drohenden Befehl gegen Hatto von Mainz schleudern, um ihn zu zwingen, die alte Unabhängigkeit des erzbischöflichen Stuhls von Hamburg anzuerkennen. Hatto wollte die kirchliche Einheit Deutschlands unter seinem Primat, um das Kaiserthum und die Nationaleinheit zu stärken. Wenn aber Deutschland wieder erstarkte, so konnte es auch wieder auf Italien drücken. Daher die Schritte, welche der Papst gegen ihn that. Es geschah noch mehr. Um Hatto's Macht zu schwächen, wurden die Babenberger zum Werkzeug gebraucht.

In Deutschland regierte Erzbischof Hatto für Ludwig das Kind und erhielt die Einheit des Reiches mittelst der Kirche. Einigermaßen halfen ihm die Ungarn, denn wenn diese nicht wiederholt ins Reich eingefallen wären und die Herzöge in große Noth gebracht hätten, würden die weltlichen Dynasten dem Erzbischof Reichsverweser wahrscheinlich mehr Widerstand geleistet haben. Sein bitterster Feind war Adalbert von Babenberg, ein Neffe des abgesetzten Markgrafen Poppo von Thüringen, angesehen durch die Tapferkeit mit der er die Normannen bekämpft hatte und durch großen Güterbesitz. Derselbe konnte nicht verschmerzen, daß die seinem Oheim entrissene Markgrafschaft an einen Verwandten Hattos, an den fränkischen Konrad gekommen war. Nun wollte Hatto auch noch dem Bruder dieses Konrad, dem Bischof Rudolf von Würzburg, ein großes Lehengebiet zuwenden. Die weltliche Macht der Bischöfe diente dem Kaiser um das Reich zu halten gegen die Trennungsgelüste der Herzöge und Grafen. Es war ein Principienkampf der Reichseinheit gegen die Souveränetätsgelüste der weltlichen Großen. Papst Sergius begünstigte heimlich die letztern. Da griff Adalbert zu den Waffen und kämpfte mit Hattos Verwandten die blutige s. g. Babenberger Fehde. Er unterlag jedoch und wurde, einer Sage zufolge, von Hatto arglistiger Weise verrathen. Adalbert hielt sich nämlich noch auf der Veste Babenberg, der Bischof lud ihn zu einer Unterhandlung ein und gelobte ihm freie Rückkehr, kam ihm aber schon unter der Burg entgegen und veranlaßte so den Grafen, ihn aus Artigkeit zu

sich auf die Burg einzuladen, um ein Frühstück zu nehmen, ehe sie weiter ritten. Als sie aber nachher mit einander fortgeritten waren, nahm der Bischof den Grafen gefangen und ließ ihn enthaupten und gab vor, seine Zusage nicht gebrochen zu haben, weil Adalbert frei auf seine Burg zum Frühstück zurückgekehrt sey, von einer zweimaligen freien Rückkehr aber nicht die Rede gewesen sey. So die Sage, der man nicht trauen darf, da noch manche andere Sage zur Verunglimpfung des Bischofs offenbar lügenhaft ausgestreut worden ist. Hatto beutete aber seinen Sieg aus. Nachdem er den Adalbert als Empörer in des Reiches Acht gethan und zum Tode verurtheilt hatte, ernannte er den jungen Konrad von Rottenburg, den Neffen des Bischof Rudolf von Würzburg, zum Herzog in Franken. Der gleichnamige Vater dieses Konrad war in der babenbergischen Fehde gefallen.

Wie die Babenberger in Franken dem Bischof Hatto, so standen in Schwaben die s. g. Kammerboten Erchanger und Berthold dem Bischof Salomon von Constanz feindlich gegenüber. Unter Kammerboten verstand man Sendgrafen, denen die Civilverwaltung einer ganzen Provinz anvertraut war, die aber nicht zugleich als Herzöge das Heer befehligen konnten. Gleichwohl trachteten die beiden Schwaben nach Unabhängigkeit und stützten sich dabei auf die alte Abneigung der Alemannen gegen die Franken. Sie wagten keine offne Empörung, aber Salomon klagte bitterlich über ihre Willkür.

Den übrigen Herzögen und Markgrafen machten die Ungarn zu schaffen, bei einem furchtbaren Einfall derselben unter Zoldan, dem Sohne Arpads, wollte der zum Herzog von Bayern ernannte Liutpold aus dem alten Geschlechte der Grafen von Scheyern, in denen der noch ältere Name der Skirren erhalten ist, in Verbindung mit dem Metropoliten des Ostens, dem Erzbischof Ditmar von Salzburg, und mit Moimar, dem Sohn des mährischen Swatopluk, dem Sturme Trotz bieten, aber ihre vereinigten Heere erlitten bei Preßburg eine entsetzliche Niederlage, so daß Liutpold mit 19 Grafen, Moimar, Ditmar mit zwei Bischöfen und unzähliges Volk erschlagen wurden, 907. Doch drangen die Ungarn damals noch nicht bis

nach Bayern selbst vor, sondern verheerten erst das ganze Land der Mähren, die nun die große Rolle, welche sie in der Weltgeschichte zu spielen angefangen, für immer ausgespielt hatten. Im J. 909 fielen die Ungarn zum erstenmal in Thüringen ein, dessen neuer Markgraf Burkhard im Kampfe mit ihnen umkam. Ein gleiches Loos erlitten im folgenden Jahre die Franken unter dem Grafen Gebhard und die Bayern und Schwaben am Lech. Ludwig das Kind mußte ihnen Tribut zahlen. Sie behaupteten ihre Herrschaft wie in Mähren, so auch in Oesterreich, und Zoldan baute seine stolze Königsburg auf dem schönen Berge über der Donau, von welchem jetzt das große Kloster Mölk herableuchtet, in schrecklicher Nähe an der bayrischen Grenze. Wie verderblich indeß und zugleich schimpflich diese Erfolge der Ungarn für Deutschland waren, so gereichten sie doch dem deutschen Nationalinteresse insofern wieder zum Vortheil, als durch sie das große Mährenreich im Osten zerstört, der Panslavismus wieder auf lange Zeit beseitigt und den zum Abfall geneigten Herzögen in der Noth des Ungarnkrieges keine Zeit dazu gelassen wurde. Freilich wäre es besser gewesen, wenn die Deutschen alle einig gegen die Ungarn zusammengehalten hätten. Sie würden dann leicht mit ihnen fertig geworden seyn. Aber sie sammelten sich gegen die Ungarn so wenig, als sie sich früher gegen die Normannen gesammelt hatten. Jeder deutsche Volksstamm focht für sich, wie er gerade angeriffen wurde, und mußte in dieser Vereinzelung nur zu oft erliegen. Die am weitesten von der ungarischen Grenze entfernt waren, thaten nichts. Otto, Liudolfs Sohn, in Sachsen, rundete sich in dieser Zeit ganz bequem sein Herzogthum Sachsen ab, als ob er selbständiger König gewesen wäre. In Lothringen erhob sich Regingar als neuer Herzog und hoffte sich eben so selbständig zu machen, wie Rudolf von Hochburgund. Es war dem trefflichen Erzbischof Hatto beim besten Willen nicht möglich, die Macht der Herzöge unter den alleinigen Befehl seines jungen Königs zu vereinigen, weil jeder nur an sich dachte. Sogar Arnulf, der Sohn und Erbe des bei Preßburg gefallenen Liutpold von Bayern, der von den Ungarn am nächsten bedroht war, dachte lieber daran, sich im

Bunde mit den Ungarn vom deutschen Reich unabhängig zu machen, als dem Reiche Gehorsam zu leisten und hegte einen tödtlichen Haß gegen die Bischöfe. Mitten in diesen Wirren starb Ludwig das Kind als der letzte Karolinger in Deutschland und niemand wußte, was aus dem von äußern Feinden bedrängten und von theilungslustigen Fürsten im Innern aufgelockerten Reiche werden würde, 911.

Eine merkwürdige Erscheinung in jenen wildbewegten Zeiten war das Klosterschulwesen. Zuerst in Fulda, Mainz, St. Gallen, Weißenburg, Reichenau, Corvey, Prüm wurde die Schreib-, Rechen- und Singkunst, das Studium der lateinischen Kirchensprache getrieben und thaten sich hin und wieder Gelehrte auf. Rhabanus Maurus, Erzbischof in Mainz, beförderte auch die deutsche Schriftsprache nebst allerlei Wissen, ebenso Walafrid Strabo, Abt von Reichenau. Rhegino, Abt von Prüm, schrieb eine Weltchronik, Theganus, Bischof von Trier, das Leben Ludwigs des Frommen; Nithart, ein Enkel Karls des Großen, den Zwist der karolingischen Brüder. Eine der bedeutendsten Geschichtsquellen jener Zeit sind auch die Annalen von Fulda. Unter den Theologen ragte Paschasius Radbert, Mönch von Corvey, durch das christlich-germanische Feuer hervor, womit er die Transsubstantiation und die Verehrung der h. Jungfrau Maria verfocht. Dieselbe Gluth durchdringt das schöne altsächsische Gedicht von Heliand, eine noch in den alterthümlich-heidnischen Alliterationen verfaßte Evangelienharmonie, in altsächsischer Mundart im 9. Jahrhundert unter Ludwig dem Frommen niedergeschrieben. Darin wird auf überraschend schöne Weise die alte deutsche Treue durch das Christenthum verklärt und erscheint Christus in dem heimathlichen Charakter eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen, ihm bis in den Tod treuen Mannen. — Minder anziehend, wenn auch in sprachlicher Beziehung sehr werthvoll, ist die nur wenig später, aber schon in Reimen geschriebene Evangelienharmonie des Otfried von Straßburg, der wahrscheinlich ein Schwabe war, und eine Umschreibung der Psalmen von Willeram im 11. Jahrhundert.

Zehntes Buch.

Briten und Angelsachsen.

1.

Die alten Briten.

Wir haben die Briten in der Zeit kennen lernen, in welcher der große Julius Cäsar zum erstenmal auf ihre Insel hinüberfuhr. Sie waren damals schon keine einfache und reine Race mehr, sondern gemischt mit germanischen Belgen, die vom Festland aus ihre Südküsten einnahmen.

Die britische Race, der Urbestandtheil des Volkes, ist klein, gelblich von Haut, schwarz von Haaren und unheimlichen Blickes, unstät und doch träge, hat daher schon seit Jahrtausenden die Ueberlegenheit der germanischen Race empfinden müssen. Alle großen, blonden oder rothhaarigen Menschen auf den britischen Inseln sind gallischen, keltischen, belgischen oder sächsischen und romanischen Blutes. Die Einwanderung dieser edleren Race schreibt sich aus Zeiten her, von denen man keine geschichtliche Erinnerung mehr hat. Die belgische Einwanderung, die dem Cäsar bekannt wurde, war schwerlich die erste. Die Briten, obgleich Insulaner, haben niemals Schifffahrt zu treiben verstanden, und bis auf den heutigen Tag sind ihre echten Nachkommen, die Walliser, Iren und schottischen Hochländer

keine Seeleute. Sie waren daher den Anfällen der kräftigern Deutschen ausgesetzt, die von den verschiedensten Küsten des nördlichen Festlandes aus schon vor zweitausend Jahren Seeraub trieben. Die Namen haben gewechselt, die Sache ist geblieben. Was vor Cäsar die Belgen thaten, das geschah etwas später durch die Sachsen und Angeln und noch etwas später durch die Normannen, alle aber waren Deutsche.

Die britische Sprache hat sich niemals weiter erstreckt, als über die britischen Inseln, obgleich sie hier viel fremdes deutsches Element in sich aufgenommen hat, und hinüber nach Armoricum oder die Bretagne. Eine weitere Ausbreitung über die Länder und Völker, die man gallisch oder keltisch nennt, anzunehmen, ist ein seltsamer Irrthum moderner Gelehrten und hat nur Sinn in der Feder von Franzosen, welche im Interesse der späteren französischen Politik das alte Anrecht der Deutschen auf Mitteleuropa zu leugnen und den Franzosen zuzusprechen versuchten, indem sie die Gallier und Kelten nicht mehr als Brüder der Deutschen gelten ließen, sondern sie für dieselbe Race wie die Briten zu halten affectirten.

Cäsar selbst unterschied die schon viel mehr civilisirten und ritterlicheren Briten auf der Südküste des heutigen England als blonde und schöne Belgen ganz genau von der dunkeln Race im Innern des Landes und schildert die letztern als entsetzlich roh. Eben so werden insbesondere die Irländer, die am längsten von Fremdherrschaft und mithin auch von Civilisation frei blieben, später immer geschildert. So bezeichnen sie Diodor und Strabo als wilde Menschenfresser, Pomponius Mela spricht ihnen alle Tugend ab, eben so Solinus. Gildas sagt, ihre Gesichter bedeckten sich eher mit dem Bart, als ihre Leiber mit Kleidern. Bei Mathäus Paris und dem h. Bernhard heißen sie noch bestialisch, bei Girald von Wales ungastlich und unflätig. Daß sie lange nur nackt gingen, erhellt aus ihrer Tätowirung, die abgesehen vom Namen der Picten bei ihnen nachgewiesen ist. Sie bemalten sich den nackten Leib mit blauen Zeichnungen und zwar, wie Herodian beschreibt, mit Thierfiguren. Und doch zeigten diese Wilden nicht blos eine zähe Tapferkeit, son-

dern auch, wie die Irländer bei allem Schmutze noch heute, viel gemüthliche Anlage, einen großen Hang zur Musik, wie denn die Harfe bei ihnen in uraltem Ansehen stand, zur märchenhaften Poesie, zum Aberglauben und zu religiöser Andacht.

Der alte Name des großen Insellands war Albion oder auch Bryt, Prydain. Neu und nur durch die Einwanderungen vom Festland her bedingt sind die Namen der Galen in Wales, der Caledonier in Hochschottland, der Kymern und Cambrier, vielleicht auch der Scoten. Picten hießen die Bewohner des südlichen Schottland, vielleicht von der Tätowirung (picti, die Gemalten). Hibernier hießen die Iren, die nach einer alten Ueberlieferung aus Spanien (Iberien) gekommen seyn sollen, im Uebrigen aber der allgemeinen britischen Urrace nach Sprache und Körperbildung angehören.

Das Druidenthum muß man als eine britische Anstalt anerkennen, denn es kam zu den Galliern aufs Festland erst aus Britannien und breitete sich auch nicht über Gallien aus, nicht nach Spanien, nicht nach Deutschland. Es liegt daher nahe, jenes denkwürdige Priesterthum oder, wenn auch seine Ausbildung national britisch war, doch den ersten Anstoß dazu aus einer fremden, vielleicht phönikischen Einwirkung herzuleiten, den die Südküste Britanniens und bald auch die gegenüberliegende der Bretagne durch Schiffer und Kaufleute aus civilisirten Ländern erfahren haben. Denn wie der Kaufmann den frommen Pilgerzügen folgt, so folgte von jeher auch der Missionär dem Kaufmann und pflanzte heimische Culte und Mysterien an weitentlegene Küsten.

Das Vorkommen der druidischen Hierarchie und Lehre bei rohen Briten darf nicht mehr Wunder nehmen, als die frühzeitige Bekehrung derselben Briten und Iren zum Christenthum und ihr feuriger Eifer für dasselbe. In beiden Erscheinungen beurkundet sie sich die religiöse Anlage im Gemüthe eines sonst äußerlich rohen und borstigen Volkes.

Die Iren wollen in unvordenklicher Zeit von Spanien aus nach Irland (Eirin, Erin) gekommen seyn unter einem Königsgeschlecht, welches sie Milesier nennen. Sie rühmen sich eines alten

Reichstags zu Tara und nennen viele Könige, doch zerfiel das Land in eine Menge unabhängiger kleiner Reiche. Schottland hieß früher Albany und empfing den neuen Namen erst von den Scoten, der Name Scotland wurde aber auch auf Irland übertragen, zum Beweise, daß es sich nur um deutsche Seeräuber handelt, welche sich auf den Inseln zwischen Schottland und Irland ansiedelten und nach beiden Seiten hin ausbreiteten. Ihr mythischer Nationalheld war Finn oder Fingal, um den sich heute noch die Ir- und Schottländer streiten, dessen Name aber einen „weißen Fremdling" bedeutet und der ursprünglich Friesland angehört. Im alten Buch Howth, einem der ältesten in Irland, heißt es, die Fyn-Erin seyen Soldaten gewesen, welche die Küsten Irlands gegen fremde Seeräuber hüteten. Nun hätten sie sich aber aus Uebermuth empört und alle Könige von Irland hätten sich vereinigt, um die fremden Söldner auszutreiben. Da in der großen Schlacht seyen die Fynnier alle umgekommen bis auf Finns Sohn Oßein. In den irischen Märchendichtungen erscheint derselbe Finn auch halbgöttlich oder riesenhaft. In den angelsächsischen Chroniken kommt er als Urenkel Wodans, in dem angelsächsischen Liede vom Wanderer als Friesenkönig vor. Also ist Finn kein britischer, sondern ein deutscher Held und gehört der Race der Calebonier an, welche schon Tacitus im Leben des Agricola ausdrücklich als Deutsche bezeichnet. Es waren friesische Seeräuber, die sich zwischen Irland und Schottland geworfen hatten. Von Finns Sohn Oßein oder Ossian sind alte Lieder erhalten, um die sich Iren und Schotten jetzt noch streiten und die in einer gänzlich modernen, in Mondscheinempfindsamkeit eingetauchten Umarbeitung von Macpherson im vorigen Jahrhundert ungeheures Aufsehen erregten.

So fanden die Römer die britischen Inseln. Sie eroberten nur England, nicht Schottland noch Irland. Ein Grenzwall trennte ihr Gebiet von Schottland. Innerhalb dieses Gebiets aber richteten sie sich ein, wie in allen andern eroberten Provinzen, und bauten Straßen, Festungen, Städte. Unter den letzteren bemerkt man schon London (Londinium Augusta), York (Eboracum), Lincoln (Lin-

dum), Gloucester (Glevum Claudia), Chester (Diva Colonia), Carlisle (Lugubalia) etc. Der Kampf der Picten und Scoten gegen die Römer währte immer fort, bis die letztern allmählig gezwungen wurden, die entfernte Provinz aufzugeben, wie in der römischen Geschichte schon erzählt ist. Als ein neuer und zwar fremder Usurpator tritt Carausius auf, mit dem die Herrschaft sächsischer Seeräuber in der Nordsee beginnt oder wenigstens zum erstenmal scharf hervortritt. Kaum ging es mit den Römern abwärts, so stiegen schon die Sachsen empor, um den Briten noch viel gefährlicher zu werden.

2.

Altbritisches Heidenthum.

Wir kennen zwar, was uns von dem Glauben der alten Briten überliefert ist, nur aus den Dichtungen einer spätern Zeit, in welcher der Bardenorden mit zunftmäßiger Künstelei und patriotischer Absichtlichkeit das alte Material der Volkserinnerungen verarbeitet hat, indeß treten darin Gebilde hervor, die unmöglich erst später erfunden seyn können, und verräth sich überall eine echte mythische Grundlage.

Alt, national, einfach und naiv ist die altbritische Schöpfungssage, auffallend ähnlich den Sagen nordamerikanischer Wilden. In den Triaden, der wichtigsten Mythendichtung der Barden, lesen wir: Die Erde war mit Wasser überschwemmt und das kam vom Biber (Avanc). Da erschien Hu mit drei Ochsen und zog mittelst derselben den Biber heraus. Da hörte die Ueberschwemmung auf und die Erde wurde fruchtbar. Neivion aber, der höchste Gott, hatte auf einem Schiff den Dwyvan und die Dwyvach, das letzte übrige Menschenpaar aus der früheren im Wasser versunkenen Welt gerettet und von diesen stammt das neue Menschengeschlecht. — Die Fruchtbarkeit der britischen Erde erklären die Triaden gleichfalls aus einem höchst einfachen Mythus: Die große Muttersau Henwen hatte Ferkel,

die der ganzen britischen Insel zum Verderben gereichen sollten, wahrscheinlich wegen ihrer Menge. Da zog Arthur, das gute Princip, als Gott und König zugleich aufgefaßt, gegen sie aus, um sie zu vertreiben und trieb sie auch wirklich ins Meer, aber einer seiner Gefährten, Coll, hielt sie unterwegs, wenn sie nicht die rechte Richtung nahmen, bei den Borsten zurück und da ließ die Sau das erstemal in Gwent drei Waizenkörner und drei Bienen zurück, daher wächst in dieser Gegend seitdem der beste Waizen und bringen die Bienen den meisten Honig. Das zweitemal in Dywed ließ die Sau ein Gerstenkorn und ein kleines Ferkel zurück, daher gibt es dort noch viel Gerste und viel Schweine. Zum drittenmal in Arvon ließ sie ein Roggenkorn zurück und seitdem gedeiht dort der Roggen ꝛc. Diese Henwen (die weiße Sau) war die höchste Göttin, die Mutter Natur selbst, Ceridwen genannt, ein Name, der einigermaßen an die Kore und Ceres mahnt. Die Sau erscheint vielfach auf britischen Münzen. Daß von der Naturgöttin dieses Sinnbild galt, kam wohl daher, weil das Volk sich hauptsächlich, wie in Irland noch heute, von der Schweinzucht nährte. Deswegen heißen auch mehrere mythische Helden „Schweinhirten" und gilt das als Ehrenname.

Hier haben wir ohne Zweifel die älteste rohe Grundlage der altbritischen Religion. Etwas feiner ausgebildet erscheint sodann der Mythus von Hu. Das ist der Sonnengott, der überall Licht und Fruchtbarkeit verbreitet und sich zur Ceridwen ziemlich so verhält, wie in der altbabylonischen Religion Baal zur Mylitta, in der ägyptischen Osiris zur Isis, bei den Griechen Dionysos zur Kore. Der Sonnengott und die Erdmutter erscheinen auch hier als das göttliche Urpaar. Hu ist Herr der sichtbaren Welt, Herr alles Lebens, aber auch des Todes, denn er selbst muß abwechselnd leben und sterben, weil die Sonne und die von ihr geweckte Pflanzenwelt in jedem Jahre scheinbar stirbt und wieder aufersteht. Der todte Hu heißt Aeddon, was sehr auffallend an den Adonis erinnert, daher dieser ganze britische Sonnencultus nicht unwahrscheinlich durch phönikische Kaufleute eingeführt wurde. Aeddon soll auf der heiligen Insel Mona begraben worden seyn. Man hatte aber auch noch

eine andere Vorstellung vom Verschwinden des Sonnengottes und des Sonnenlebens während des Winters. Man glaubte nämlich in Irland an ein Land ewiger Jugend unter einem See, aus welchem je in der Nacht des 1. Mai der ewig junge Held O'Donoghou, der einst die erste goldene Zeit beherrschte, wieder hervorkommen soll mit zahlreichem Elfengefolge. Beide Vorstellungen stimmen überein, denn auch Hu wurde, als er starb, nach der Insel Mona auf einem Schiff hinübergeführt und kehrt auf demselben zurück. Die Ueberfahrt über Wasser war auch die Bedingung eines seligen Lebens nach dem Tode. Alle Leichen der Briten wurden auf Kähnen fortgeführt.

Mit diesen Vorstellungen hing die Feier des Naturtodes im Herbst am Allerseelentage und die Feier der Wiederauferstehung der Natur am 1. Mai zusammen. Im Namen des großen Maifestes la bealtine erkennt man noch den alten Namen des Sonnengottes Baal, Apollo, Belenus wieder, wie im deutschen Baldur. Nach einer schönen britischen Sage sammeln sich in der ersten Mainacht die Adler aus allen Gegenden der Welt auf einem hohen Felsen am See Lumonoy (Loch Lomond) und weissagen die Zukunft.

Die Auferstehungslehre der alten Briten bildete sich noch feiner aus, indem sie an die Wahrnehmung der jährlichen Erlösung der Natur vom Bann des Winters nicht nur den Glauben an die Wiederauferstehung des Menschen nach dem Tode, sondern auch eine sinnreiche Lehre von der Befreiung des Geistes überhaupt von allen Banden der Natur knüpfte. In dem wunderbaren Märchen von Gwion liegt mehr als eine Verheißung der Unsterblichkeit, nämlich auch die Lehre vom nothwendigen Sieg des Geistigen über die Materie, des absolut Höheren über alle Verlockungen und Verfolgungen des Niedern. Darunter wurde aber nur ein Sieg der Genialität, nicht der eines sittlichen Prinzips verstanden.

Der Barde Taliesin erkennt in sich selbst den concentrirtesten Geist und theilt die Geschichte seines Werdens in einem Märchen mit, welches, wenn auch nicht mehr in der ältesten Form, doch in seinen phantastischen Grundzügen gewiß uralt ist. Ceridwen, heißt es darin, hatte eine Tochter von höchster Schönheit, aber einen

desto häßlichern Sohn, den Avagddu. Um diesen nun schön zu machen, that sie ihn in einen Kessel und kochte ihn mit Kräutern, welche sie sorgfältig nach dem Stande der Sonne und der Planeten zusammen gesucht hatte und in denen die Kräfte der Gestirne wirkten. Während sie nun fort und fort Kräuter suchte, ließ sie den Kessel durch den kleinen Gwion hüten. Da geschah es, daß einmal drei Tropfen aus dem Kessel heraus auf Gwions Finger spritzten und ihn brannten, weßhalb er den Finger in den Mund steckte. Kaum aber berührten die zauberkräftigen Tropfen seine Lippen, so war er allwissend und alle Zukunft ihm aufgehellt, so daß er erkannte, Ceridwen werde ihm den Dienst am Kessel nicht lohnen, sondern habe Böses gegen ihn im Sinn. Er floh also eilig davon. Wie der Kessel aber nicht mehr gehütet wurde, zersprang er, und der Inhalt lief aus. Wie nun Ceridwen heimkam und ihre mühevolle Arbeit verloren sah, verfolgte sie den kleinen Gwion in voller Wuth. Dieser aber, als er sie hinter sich kommen sah, verwandelte sich in einen Hasen, um noch schneller fortzukommen. Sie, die es merkte, verwandelte sich in eine Jagdhündin und hatte ihn schon fast eingeholt, als er ein Wasser vor sich sah, sich hineinstürzte und ein Fisch wurde. Die Hündin wurde ein Otterweibchen und jagte ihn im Wasser. Er flog als Vogel auf, sie als ein Falke folgte ihm. Schon war er nahe daran, von des Falken Klauen ergriffen zu werden, als er in einer Scheuer einen Waizenhaufen liegen sah. Dahinein ließ er sich schnell fallen und wurde selbst ein Waizenkorn. Ceridwen nahm die Gestalt einer schwarzen Henne mit hohem rothem Kamme an, scharrte den Waizen auseinander, fand das rechte Körnchen und verschlang es. Sie hatte aber damit den Gwion keineswegs vernichtet, sondern er lebte in ihrem Leibe fort, ohne daß sie es merkte, als ihr Kind, und als sie es merkte und ihn gebar, war ihr ganzer Sinn wie umgewandelt, denn sie liebte ihn von da an außerordentlich. Wegen ihres Mannes Tegid Voel setzte sie ihn aber aus in einem Kahne und mit einem Felle zugedeckt. So schwamm er dahin, bis er in eine Fischreuse fiel. Dort fand ihn ein Fischer und zeigte ihn dem König Elphin. Als

er das Fell aufhob und das schöne Gesicht des Kindes erblickte, sagte er: „Siehe die strahlende Stirn!“ So soll er denn, sagte der König, Strahlenstirn (Taliesin) heißen. Unter diesem Namen nun wurde der Knabe Barde des Königs und der größte und berühmteste Dichter unter den Briten. — Der Sinn dieses Mythus ist: die Materie will auf ihre eigene Weise das Häßliche schön, das Unvollkommene vollkommen machen. Sie vermag es nicht, ohne das höhere, ihr ursprünglich fremde Licht aus den Sternen herab zu zaubern in die Pflanzen. Kaum aber hat sie sich seiner bemächtigt, so entflieht es ihr, weil es von höherer Art ist, und der Geist schwingt sich frei über die Materie, wie das Leben den Tod überwindet. Man bemerkt in diesem Mythus etwas dem Manichäismus Verwandtes, namentlich das Festhalten des Lichtes in den Pflanzen.

Ceridwen hat als Naturgöttin eine lichte und finstere Seite. Ihre lichte, der Sonne zugekehrte Seite zeigt sie als die schöne Olwen, unter deren Tritten Blumen sprossen und die im Frühling durch einen edlen Helden aus dem Kerker des Winters befreit wird. Uebrigens kennt die britische Mythologie kein männliches Wesen, welches so grimmig oder boshaft seyn könnte, wie Ceridwen als Sau oder schwarze Henne und es ist sehr merkwürdig, daß die Briten das böse Weltprinzip nur weiblich auffassen, die Deutschen aber männlich.

Die hervorragendste Gestalt der britischen Sagenwelt ist Arthur, sofern in ihm ein alter Gott und ein geschichtlicher König vermengt sind. Als Gott ist er, wie sein Name besagt, der Bär (arth) und zwar der im Sternbild des großen Bären oder am Nordpol thronende Gott der ewigen Dauer, der selbst ruhend um sich den ganzen Himmel bewegt in zwölf Thierzeichen oder Monden. Das ist Arthurs berühmte Tafelrunde. Seine Harfe ist das Sternbild der Lyra. Es ist mithin wahrscheinlich, daß er als Gott neben Hu und Ceridwen schon lange verehrt war, ehe es noch einen König gab, auf den man seinen Namen übertrug. Er hat die Bedeutung des Chronos-Saturn und des deutschen Allvater, der ewig ruht,

während die Zeit sich bewegt, und an den sich die Vorstellung eines ersten goldnen Lebens knüpft, welches in der wilden Strömung der Zeit unterging und dessen Wiederkehr man ersehnt. Wie Aeddon in jedem Frühling wieder erwacht, so dachte man sich, Arthur werde erst nach dem ganzen Zeitverlauf der gegenwärtigen Weltperiode wieder erwachen, wie Baldur erst nach dem Weltuntergang.

Als geschichtliche Person war Arthur, nach der Ueberlieferung der Briten, der tapfere König, der sein Volk gegen die Sachsen vertheidigte. Die älteren englischen Geschichtschreiber des 6. und 7. Jahrhunderts (Gildas und Beda) kennen ihn zwar nicht, später aber bildete sich seine Sage nicht nur bei Dichtern, sondern auch bei Geschichtschreibern in solchem Umfang aus, daß er als Nationalheld, als der Inbegriff des britischen Wesens und Geistes aufgefaßt wurde. Nennius rühmt von ihm, er habe in zwölf Feldzügen die Sachsen überwunden und im letzten mit eigener Hand 840 Feinde getödtet. Dieß genügt, um das Fabelhafte seines Ruhmes zu bezeichnen. Endlich soll er in der großen Schlacht bei Cattraeth gänzlich besiegt und nur mit Wenigen übrig geblieben seyn, noch dazu verwundet. Um seine Wunden zu heilen, brachte man ihn nach der Insel Avalon, wo er angeblich im J. 542 gestorben seyn soll. Die Sage läßt ihn aber nicht sterben, sondern, indem sie alten Göttermythus auf ihn überträgt, nur schlafen unter der Hut der Fee Morgane oder Viviane. Avalon, jetzt Glastonbury, heißt die Apfelinsel, weil in ihrem paradiesischen Garten Aepfel der Unsterblichkeit wachsen sollten, wie im Garten der Hesperiden. Auch die Sachsen verlegten dorthin ihr seliges Elfenreich und machten den Elfenkönig Alberich und die Elfenkönigin Morgane zu Besitzern der Insel. Die Vorstellung ist aber älter und britisch. Arthur sollte auf dieser Insel schlafen bis zum Ende der Welt, und zwar in einer Burg von Glas, die unerreichbar in der Luft schwebt.

Wie dem guten Hu die böse Ceridwen, so tritt nun in der britischen Sagenwelt dem guten Arthur die böse Ganhumara oder Ginevra an die Seite. Sie wird seine Gattin, aber untreu genannt und erscheint in den britischen Sagen, die später im nörd-

lichen Frankreich noch weiter ausgebildet worden sind, als das Urbild einer galanten Dame, die ihren Mann betrügt. Morgane deckt ihre Schmach auf, indem sie an Arthurs Hof ein Mäntelchen schickt, das nur einer keuschen Frau paßt, und einen Becher, aus dem nur eine keusche Frau trinken kann, ohne den Wein zu verschütten und sich zu beflecken. Beide Proben besteht Ginevra nicht. Auch Tristan, der altbritische Schweinehirt und Diener Arthurs, bricht die Ehe mit Essylt, die eines andern Weib ist.

3.

Die frühe britische Bekehrung.

Das Christenthum war bei den Römern in Britannien hauptsächlich seit Constantin dem Großen verbreitet. Vor dieser Zeit war während der Diocletianischen Verfolgung der h. Alban von Verulam der berühmteste britische Märtyrer und Nationalheilige, und Bangor wurde das erste britische Kloster. Weil aber die Picten, Scoten und Iren Todfeinde der Römer waren, ließ sich nicht erwarten, daß auch sie leicht bekehrt werden würden. Dennoch gelang es schon im J. 412 dem Bischof Ninian, viele Picten für das Evangelium zu gewinnen, und als Bischof Palladius im J. 431 nach Irland ging, fand er dort schon eine christliche Gemeinde. Irland war weniger mit den Römern in feindliche Berührung gekommen. Die neue Lehre wurde hier wahrscheinlich durch Gefangene, die als Sklaven dahin gekommen waren, ausgebreitet.

Der große Apostel der Iren, der h. Patrik oder Patricius, der vom J. 432 an wirkte und ganz Irland dem Christenthum eroberte, war ein solcher Gefangener, der aus Britannien nach Irland verkauft wurde und zwar wieder loskam, aber freiwillig nach Irland zurückkehrte, um das Volk christlich zu machen. Ganz allein, wehrlos und nur mit der Kraft, die Wahrheit zu verkünden, ausgerüstet, erfocht er den vollständigsten Sieg über die Heidenpriester und ihre

Götzen. Seine Legende ist voll phantastischer Wunder, der lebhaften Einbildungskraft der Irländer angemessen. Der Christ wettzaubert gleichsam mit den heidnischen Zauberern, wie Gwion mit Ceridwen, denn wir erkennen in seiner Lebensgeschichte dieselben märchenhaften Farben wieder, wie in jenem Mythus. Hier nur einige Züge der überaus reichen Legende: Noch als Knabe mußte Patrik in der Gefangenschaft die Schafe hüten. Einmal nahm ihm der Wolf eins, mußte es ihm aber frisch und gesund wieder bringen und demüthig zu seinen Füßen niederlegen. Einst war ein sehr kalter Winter und die Knaben, die mit ihm spielten, froren. Da legte er Eisstücke wie Holz zusammen und zündete sie an. Einem Dieb, der ihm eine Gais gestohlen, wuchs ein Gaisbart. Als ihm einmal Licht fehlte, strahlten seine Finger Licht. Ein andermal zündete er die Lampe durch sein Gebet an. Einst sah er die beiden irischen Prinzessinnen Ethnca und Fethlimia in einem Flusse baden, gesellte sich zu ihnen, predigte ihnen, bis sie sich taufen ließen, und verwandelte so das irdische Bad in ein himmlisches. Er war sehr mächtig und zornig gegen die Boshaften. Er verfluchte einmal Steine, daß man nie mehr damit bauen konnte. Er verfluchte alles Ungeziefer in Irland, daß es sich auf das Vorgebirge Cruarhanaigle begeben und von da ins Meer stürzen mußte. Er ließ das Land der Heiden, als sie sich nicht bekehren wollten, vom Meer überschwemmen. Er jagte ein Heer, das gegen ihn zog, durch einen Sturmwind nach allen Weltgegenden aus einander. Er starb in Frieden und hohem Alter im J. 460 und wurde Irlands Patron. Auch das Kleeblatt, Irlands Nationalzeichen, rührt von ihm her, indem er es zum Sinnbild der Dreieinigkeit nahm. Den größten Ruhm genoß nach seinem Tode die nach ihm benannte Patriciushöhle auf einer Insel des Sees Derg in der Grafschaft Fermanagh. Der Heilige hatte in derselben einmal die Seelen Verstorbener seufzen und klagen hören und man hielt sie seitdem für den Eingang zum Fegfeuer und glaubte, wer eine zeitlang in dieser Höhle faste und sich kasteie, könne schon diesseits abbüßen, was er sonst jenseits im Fegfeuer büßen müsse.

Die Sünder drängten sich daher in Masse nach der Höhle, woraus endlich so viel Unfug entstand, daß man die Höhle schließen mußte.

St. Patrik stiftete das Bisthum Armagk, das erste und vornehmste in Irland, und viele Klöster, auch weibliche. Daher trat ihm bald als die größte Heilige Irlands, die h. Birgit oder Brigida zur Seite. Sie stiftete im J. 490 das Kloster zu Kildare, wahrscheinlich an der Stelle, wo sich früher ein Heiligthum der Druidinnen befunden hatte, denn nach der Sage wurde ihr selbst in jenem Kloster noch ein h. Feuer von neun Jungfrauen unterhalten, was nur eine heidnische Erinnerung seyn kann. Auch sind viele Züge, die nur einer heidnischen Naturgöttin zukommen, auf sie übertragen. Sie machte dürre Bäume fruchtbar, füllte leere Scheunen mit Korn, ließ eine unendliche Menge Bier aus einem Kruge fließen, besaß eine Kuh, die überschwenglich viel Milch gab und ein ganzes Haus mit Butter anfüllte, sodann eine Schafheerde immer von der gleichen Zahl, wenn sie auch noch so viele Stücke davon weggab ꝛc.

Bedeutend tritt in der irischen Legende ferner noch der h. Brandarus hervor, ein Abt, der sich mit seinen Mönchen auf ein Schiff begab, um das Paradies auf Erden aufzusuchen, und dessen Legende durch die Schilderung der weiten Meerfahrt wie ein poetisches, so auch ein geographisches Interesse hat. Auch in dieser Legende, wie in der der h. Brigida verbergen sich heidnische Erinnerungen. Als die Insel Avalon ihr Ansehen verlor, glaubten die Christen, das Paradies liege doch immer noch auf einer Insel, und suchten sie im fernen Westen. Die Luftspiegelung, die solche Inseln im Meere zeigt, da wo nie eine war, führt von der Herrin zu Avalon den Namen Fata Morgana. Die Iren hießen die Insel, auch Hy Bresail und sie wurde nach tausend Jahren wirklich in Brasilien gefunden. Die schönste uns noch erhaltene Dichtung der alten Briten, in welcher der Sieg des Christenthums über das Heidenthum gefeiert wird, ist das Gespräch zwischen Arthur und Elivlod. Jener ist gestorben, doch brennt ihn noch die Wunde und sein Geist schwebt unruhig über Avalon. Da erblickt er einen Adler hoch auf einer Eiche

sitzen. Es ist Elivlod, der Christ. Arthur kämpft zwischen Stolz und Zweifel und frägt ihn, ob es denn wirklich einen Mächtigern gebe, da doch er, Arthur, dafür gelte? Der Adler antwortet:

Schlachtenführer von Kornwall, Arthur,
Einzig erhaben, Degen von schärfster Spur,
Gott allein ist mächtig nur.

Arthur erschrickt und frägt noch mehr und unterwirft sich, indem er immer demüthiger und immer mehr von Sehnsucht nach Ruhe der Seele hingerissen wird, dem Glauben an den Heiland.

Adler, dieß Wort mir weckt Vertrauen,
Ich frag unter Schmerzensruf und Grauen:
Wo ist der Weg, um Gott zu schauen?

Der Adler antwortet:

Ueber Vergehen innige Reue,
Auf Gnade hoffen in Treue,
Das schafft, daß Frieden die Seel' erfreue.

Die Iren, Briten und Schotten empfingen das Christenthum zu einer Zeit, in welcher Rom noch nicht das anerkannte Haupt der gesammten abendländischen Kirche war, ja noch nicht einmal in der byzantinischen Kirche alles fest geregelt war. Daher blieben in der britischen Kirche alte Formen, oder bildeten sich eigenthümliche aus, verschieden von der römischen. So war z. B. die Tonsur eine andere. Es bleibt wohl immer auffallend, daß überhaupt diese häßlichen Tonsuren eingeführt wurden und daß man jemals glauben konnte, durch Entstellung dessen, was Gott der Vater natürlich schön geschaffen hatte, Gott dem Sohn gefällig zu werden. Indeß erklärt es sich als anderes Extrem gegenüber dem Mißbrauch, den die Heiden von der Naturschönheit gemacht hatten. — Die Briten in ihrer nordischen Abgeschiedenheit von der übrigen christlichen Welt legten sich viel auf Studien. Ihre Schulen blühten früher als alle andern im Abendlande. Deshalb nun eigneten sie sich auch vorzüglich zu Lehrern und Missionären. Es ist gewiß seltsam, daß unter so rohen Völkern plötzlich sich der Dämon blicken ließ, der in der Atmosphäre der Schulen wohnt, denselben niemals fehlt und

nirgends anderswo zu hausen vermag. Der Häretiker Pelagius war ein britischer Mönch. Der Vater der Scholastik Scotus Erigena, erhielt seinen Namen deshalb, weil er ein in Irland geborener Schotte war. Einen schönern und edlern Beruf als diese Dialectiker erfüllten die zahlreichen irischen und britischen Missionäre, welche zumal in unserem Deutschland segensreich wirkten, weil der trotzige deutsche Heide nur ihnen, die wehrlos und nur mit dem Worte Gottes bewaffnet, nicht aber den fränkischen Priestern glaubte, die mit der brutalen Soldateska des Eroberers kamen.

4.

Hengist und Horsa.

Die Sachsen hatten sich zu Lande gegen Thüringen hin ausgedehnt und kämpften auch oft und viel mit den Franken, doch entfaltete sich ihre Macht hauptsächlich zur See. Ihre Schiffe beherrschten die ganze Nordsee und ihre Seeräubereien erstreckten sich über alle Küsten derselben. An der nordfranzösischen Küste hatten sie schon so viele Niederlassungen, daß der ganze Landstrich litus saxonicum hieß. Ihre Schiffe fuhren sogar einmal tief im Süden die Garonne hinauf und plünderten das Land aus. Auch Carausius, der am Ende des 3. Jahrhunderts auf kurze Zeit Herr des römischen Britannien wurde, kam mit Sachsen dorthin.

Nach Abzug der letzten römischen Legionen aus Britannien in der Schreckenszeit, in welcher Rom selbst von der deutschen Völkerwanderung überschwemmt wurde, blieben die romanisirten britischen Einwohner sich selbst überlassen und konnten zusehen, wie sie sich ihrer alten Feinde, der Picten und Scoten, ohne römische Hülfe erwehrten. Sie kamen in großes Gedränge und viele tausende von Briten wanderten damals nach dem nahen Armoricum hinüber, welches seitdem Bretagne heißt. Die Verbindung beider Ufer war wohl viel älter, und die neue Einwanderung fand alte Stammverwandte.

Der größte Theil dieser Briten des Festlandes oder Bretonen waren aber noch heidnisch, daher noch ein bretagnisches Volkslied erhalten ist, in welchem Gwenc' hlans, ein heidnischer Barde, der von den Christen gefangen und geblendet wurde, über den Tod des christlichen Fürsten, der ihm die Marter anthun ließ, in grimmiger Freude lacht. Er sieht, wie Adler des Christen Leiche fressen, Raben ihr die Augen aushacken, ein Fuchs mit seinem Herzen, das eben so falsch war, wie das des Fuchses selber, spielt, und zuletzt heißt es:

Und du, sag' an, o Kröte, mir,
In seinem Mund, was machst du hier?
Ich weile hier und warte fein,
Bis ihm entfährt die Seele sein.
So lang ich leb', in mir sie weilt,
Daß ihn des Bösen Straf' ereilt,
Das er dem Barden that vordem
Zwischen Roch-allaz und Porz-gwen.

Für die Bekehrung der Bretonen that Bischof Germanus von Auxerre das meiste. Das Volk wurde zwar den Franken tributbar, riß sich aber oft wieder los und behauptete sich unter eigenen Herzogen, deren lange Reihe aufgezeichnet ist, deren Geschichte aber nicht viel Interessantes darbietet. Auch hier, wie überall in jenen Zeiten, stritten sich Brüder und Usurpatoren oft um die Herrschaft. In den alten Liedern und Sagen des Volkes wird vorzugsweise Lez Breiz als Held gegen die Franken gepriesen.

Auf der britischen Insel selbst hatte nach dem Abzug aller römischen Truppen der christliche Brite Vortigern die königliche Würde erlangt, aber so schwere Kämpfe mit den Picten und Scoten zu bestehen, daß er eine Schaar Sachsen zu Hülfe rief, die ihm auch unter zwei Brüdern Hengist und Horsa (Hengst und Pferd) den Sieg erfechten halfen, aber nachher im Lande blieben und ihn selbst verdrängten. Ihre Geschichte ist sagenhaft. Sie waren von Odins Geschlecht, wie alle ihre Nachkommen noch rühmten. Nach der einen Ueberlieferung waren es ausgewanderte Friesen. Friesland

war nämlich übervölkert und man zog das Loos, wer auswandern müsse. Sie kamen zur See nach Britannien und halfen dem König Vortigern. Zum Lohn verlangten sie nur so viel Land, als sie mit einer Ochsenhaut umlegen könnten, dann aber schnitten sie die Haut in dünne Riemen und umspannten damit ein weites Feld, auf dem sie die Stadt Oxford anlegten. — Bei einem Gastmahl reichte Hengists schöne Tochter Ronixa dem König Vortigern den Becher und küßte ihn nach Landesart, was ihn so entzückte, daß er sie heirathete. Nachher aber vertrieb er ihren Vater. Der jedoch kam wieder mit Verstärkungen, Vortigern wurde vergiftet und bei einer Besprechung der Briten mit den Sachsen rief Hengist den Seinen zu: „nimet oure saxas," worauf sie die unter ihren Röcken verborgenen Messer zogen und alle Briten erschlugen, 450. Nach einem alten Bardenliede hatten Briten und Sachsen sich versöhnt und feierten gemeinschaftlich das große Todtenfest am 1. November auf der Kymry=Ebene bei Salesbury, als Hengist die Gastfreundschaft mit blutigem Morde vergalt.

Der Zorn des Wolfes (Hengist) glüht; das Recht des Stahles ist seine Natur,
und danach zu richten seine Art.
Die Wuth des Piratenführers, gegen die Briten gerichtet, ersann ein verrätherisches Unternehmen.
Der Brauch der tückisch angewandt ward, war der schöne und entsprechende Brauch
einer feierlichen Zusammenkunft bei einem Methfeste.
Meth und Wein wurden gereicht den Männern in der Umzirkung am bezeichneten Orte.
Der Barden berühmtes Haupt stimmt erhabenen Sang an, ein Lied des Preises.
Aber Tod ist der schnöde Lohn des weisen, hehren Hauptes der Barden.
Die Metzelei verwirrt das süße Spiel der Barden, und die Mordwuth ihr
würdig artig Betragen.
Der Athem mit Gewalt zurückgehalten, bricht hervor mit Gebrüll, wie die
Meerfluth in der Brandung sich brechend.
Es erstickt den Wohlklang der Lieder, zu singen bestimmt in der Umzirkung,
der schönen Umzirkung Annoeth's.

Die erste Ankunft der Brüder in Britannien fällt ins Jahr 449. Ihr Glück lockte viele Landsleute, ihnen nachzukommen und sich ebenfalls in dem eroberten Lande anzusiedeln. Anfangs mögen

sie sich auch, indem sie zu sehr von den Briten, Picten und Scoten bedrängt wurden, nach Hülfe umgesehen und Landsleute herbeigerufen haben. Noch gibt es ein altes Lied, worin eines Sieges des mythischen Finn (wohl der Picten oder Scoten) über Hengist gedacht wird, was um so merkwürdiger ist, als Finn selbst, wie Hengist, auf Friesland zurückweist. Die friesische Abstammung Hengists läßt sich sehr wohl mit dem Nachrücken verwandter, wenn auch nicht friesischer Sachsen und Angeln vereinigen. Die letztern folgten in gleichem Interesse den erstern nach, kamen aber in viel größerer Zahl und verdrängten den friesischen Namen durch den sächsischen und anglischen oder, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, den angelsächsischen. Hengist gründete ein kleines Reich in Kent (Englands Westkante), 455; Ella, der ihm nachkam, ein zweites in Sussex (Südsachsen), 487; Cerdic ein drittes in Wessex (Westsachsen), 494; Erkenwin ein viertes in Essex (Ostsachsen), 525. Die Sachsen fanden heftigen Widerstand, weil alle alten Bewohner Britanniens gegen sie zusammenhielten, und zwar zunächst unter dem Römer Ambrosius, nachher unter dem mythischen Arthur. Man darf sich nicht wundern, daß die Poesie diesen Arthur mit Glanz umkleidet hat, da er die Rechte einer unterdrückten Nation und zugleich des Christenthums gegen die rohesten Räuber vertheidigte, deren Barbarei und Heidenthum durch nichts als ungeheure Tapferkeit und Todesverachtung geadelt war. König Arthur soll im J. 516 gekrönt worden und nach einem langen heldenmüthigen Kampfe mit den Sachsen im J. 542 in einer Schlacht gefallen seyn. Dennoch behaupteten sich die Briten in den Gebirgen von Wales, weil die Sachsen immer nur vereinzelt und nie in Masse angriffen. Eine Menge Schlachten wurden gewonnen und verloren, bis endlich die Angeln (aus dem heutigen Schleswig) in großen Massen auswanderten und, mit den Sachsen verbündet, den endlichen Sieg der deutschen Einwanderung über die britisch-romanische Bevölkerung entschieden, daher auch dem Lande den Namen England gaben. Die Sachsen hatten vier kleine Königreiche gegründet, die Angeln gründeten deren drei, Uffa Ostangeln, Ida Northumberland 547, Criba

Mercia (von Marke, Grenzland), 584. Sie wählten gemeinschaftlich einen Oberkönig Bretwalda (der über Britannien waltet) bald aus diesem, bald aus jenem Königsgeschlecht, der aber nur im Kriege gegen den gemeinsamen Feind einiges Ansehen genoß, sonst der Eigenmächtigkeit der einzelnen kleinen Könige nicht zu wehren vermochte. Beide Völker brachten uralte Freiheit aus Deutschland mit und namentlich die Gewohnheit der Volksversammlungen, durch welche die Könige eingeschränkt wurden, der erste Ursprung des englischen Parlamentes. Alle Sachsen und Angeln waren damals noch Heiden und dem Christenthum um so mehr abgeneigt, als ihre britischen Feinde schon Christen waren. Die Briten behaupteten sich im Westen Englands, Wales genannt, weil die Deutschen alle Romanen Welsche (Walliser, Wallachen ꝛc.) zu nennen pflegten. Picten und Scoten flossen allmählig in dem Namen Schotten zusammen und behaupteten sich gegen die Angelsachsen. Die Iren blieben unangefochten.

5.

Die mühsame englische Bekehrung.

Die Sachsen in Deutschland haßten das Christenthum, weil sie es bei ihren alten Feinden, den Franken, kennen lernten. Die Sachsen in England scheinen es verachtet zu haben, weil sie es bei den Briten fanden, gegen die sie offenbar als gegen ein unebenbürtiges Volk Geringschätzung hegten. Alle Königsgeschlechter in England führten ihr Geschlechtsregister bis auf Wodan zurück und benahmen sich danach. Diese unbändige Race wäre gar nicht auszutilgen gewesen, wenn sie sich nicht unter einander selbst befehdet hätte und es nach und nach einem der kleinen Könige vortheilhaft erschienen wäre, sich mit der christlichen Partei gegen seine heidnischen Nachbarn und Nebenbuhler zu stärken.

Unter den sieben kleinen Königreichen (die Heptarchie genannt) hatte das von Kent die Ehre, die erste christliche Kirche zu gründen.

Aethelbert, König von Kent, heirathete die Bertha, Tochter des Frankenkönigs Charibert, die als Christin am Hofe ihres Gatten fortlebte, wie früher an dem ihres Vaters. Ohne diesen Umstand würde es den Missionären, welche damals Papst Gregor I. absandte, kaum gelungen seyn, in England festen Boden zu gewinnen. Oben schon ist erzählt, wie jener große Papst vom Anblick junger Angeln entzückt, die Bekehrung dieses schönen Volkes beschloß. An der Spitze der Missionäre, die er nach England schickte, stand der Abt Augustinus, dessen sich Bertha annahm, so daß er am Hof Aethelberts zu Canterbury bleiben und predigen durfte, 597. Aber sein Versuch, sich mit den britischen Christen zu einigen, mißlang. Die Bildung der gelehrten Mönche von Bangor hatte einen griechischen, keinen römischen Ursprung, weshalb sie sich Rom nicht unterwerfen wollten und auch in vielen Punkten des Cultus und der Disciplin abwichen, Ostern zu anderer Zeit feierten 2c. Dagegen gelang es dem Augustinus noch den jungen König Sarbryt von Esser zu bekehren, dessen Mutter Nicola Aethelberts Schwester war, und in London die Paulskirche zu gründen. Des Augustinus Nachfolger Laurentius wurde zwar durch den Abfall des Eadbald betrübt, der seinem Vater Aethelbert 606 gefolgt, doch besserte sich dieser König und wurde wieder Christ, und auch König Aedwin von Northumberland, der eine Tochter Berthas heirathete, bekehrte sich, 625.

Dagegen erhob sich König Penda von Mercien an der Spitze der Heiden und erschlug den Aedwin. Den Rest der Christen sammelte Oswald, ein Prinz aus königlichem Geblüt, und stellte aufs eifrigste den Glauben wieder her, bis auch er in einer Schlacht gegen Penda das Leben verlor, 642. Er wurde zum Heiligen erhoben und die Sage hat ihn mit Poesie umkleidet. Auch König Sigbert von Ostangeln, der sich bekehrt hatte, wurde von Penda erschlagen. Endlich fiel auch Penda selbst im Kampfe und sein Sohn Peada machte alles wieder gut, indem er selber Christ wurde. So erkannten nach langem und heftigem Widerstande doch nach und nach alle sieben Reiche das Christenthum an, zuletzt Sussex, und nicht ohne seltsame Concessionen und Uebergangsstufen. Man sah z. B. Tempel,

in denen sowohl die Christen, als die Heiden, abwechselnd ihren Gottesdienst hielten. Mittlerweile hatte auch der h. Columban die Picten bekehrt.

Canterbury blieb Sitz des Erzbisthums, die mächtigste Kirche außer dieser war sodann die von York im Norden Englands. Der englische Klerus trennte sich zwar nicht von Rom, wie der britische, behielt aber doch in vielen Beziehungen eine Ausnahmsstellung. Die Bischofswahl hing von den Königen ab, die Heirathen der Priester waren und blieben hier ganz volksthümlich und der Freiheitsstolz des Volks duldete keine Einmischung Roms, wie sie in andern Ländern gewöhnlich war. Dieser Umstand muß festgehalten und darf nicht vergessen werden, weil er erklärt, warum die Päpste später so feindselig gegen das angelsächsische Königthum auftraten und es durch das normännische, welches ihnen viel ergebener war, gewaltsam verdrängen ließen. Wilfried, Bischof von York, gab sich die meiste Mühe, England an Rom zu binden und es wurde auch ein sächsisches Quartier in Rom gegründet für Pilger von dort, so wie auch eine Menge Missionäre von England kamen, um in Deutschland zu bekehren. Aber diese Bekehrer eigneten sich eben nur deshalb so gut bei den deutschen Heiden Eingang zu finden, weil sie nicht von Rom abhingen, weil die Sprache ihres Gottesdienstes nicht die lateinische, sondern die deutsche war.

Unter den geistigen Größen Englands ragte Beda der Ehrwürdige hervor, der im J. 735 starb und obgleich er nur Priester und weder Abt noch Bischof war, doch großen Einfluß übte. Er schrieb erbauliche und philosophische Werke, am berühmtesten ist aber seine Kirchengeschichte der Angelsachsen. Nicht wenige Geistliche faßten die ihnen so neue christliche Lehre poetisch auf und sangen von dem neuen Heile in ihrer heimischen Mundart. Der größte unter diesen geistlichen Dichtern der Angelsachsen war Kaedmon († 680). Seine Dichtung umfaßt den ganzen Inhalt der h. Schrift und ist ungemein warm und lebendig. Neben ihm genossen Aldhelm und Cynewulf großen Ruhm. Mehrere Gedichte des letzteren, z. B. Legenden der h. Juliana und Helena sind erhalten. Von einigen unge-

nannten Dichtern hat man noch merkwürdige Lieder, ein Klagelied aus dem Fegefeuer mit Verwünschung der irdischen Lust, die Rede einer verdammten Seele an den zurückgebliebenen Leichnam ꝛc.

Der fortwährende Kampf der Angelsachsen mit den Briten und Schotten und die schon im 8. Jahrhundert beginnenden Einfälle der normännischen Seeräuber machten eine Vereinigung der kleinen Königreiche sehr wünschenswerth, aber das Amt des Bretwalda wechselte und gewährte keine Macht. Das Volk selbst drängte nicht zur Einheit und so dauerte die leidige Heptarchie Jahrhunderte lang fort, bis es einmal einem gewaltthätigen König gelingen sollte, unter den andern aufzuräumen. Das Christenthum änderte und milderte lediglich nichts in der Raub-, Streit- und Mordlust jener Königsgeschlechter, die einen so hohen Ruhm darein setzten, von Wodan abzustammen. Sie hörten nicht auf, einander zu befehden und mit höchster Lust in der Schlacht, Brüder gegen Brüder, zu kämpfen, wie die Helden in Walhalla. Die Körperkraft galt ihnen immer noch als das höchste und mit der Schärfe des Schwertes oder dem furchtbaren Schlage der sächsischen Art den feindlichen Harnisch oder einen Felsen zu spalten, hatte viel mehr Werth in ihren Augen, als die Sorge für die Wohlfahrt des Landes. Die Geschichte der Heptarchie ist auch noch in der christlichen Zeit ein Labyrinth von blutigen Fehden der nächst verwandten Völker und Königsgeschlechter. Unaufhörlich kehrt darin die odinische Praxis wieder, doch steht das kühne Wagniß und der Heldenstolz immer in erster Linie voran, der Verrath schleicht erst hinterdrein.

Zuweilen aber wenden sich edle Könige schaudernd von dem ewigen Morde ab, gehen ins Kloster und pilgern nach Rom, um sich am Grabe des h. Petrus rein zu waschen vom Blute. In der Mitte des 8. Jahrhunderts versuchte König Aethelbald von Mercien zum erstenmal, ganz England zu unterwerfen. Nur Wessex und Northumberland widerstanden ihm und in der großen Schlacht bei Burford 752 ward er sieglos und bald darauf ermordet. Sein Nachfolger Offa war noch sehr mächtig und baute den nach ihm genannten großen Wall, der das britische Wallis von England trennte.

Auch stand er in Verbindung mit Karl dem Großen und warb um dessen Tochter Bertha; doch konnten sie sich nicht einigen. Offa soll durch sein böses Weib Cynedhride gereizt worden seyn, den jungen König von Ostangeln, Aethelred, zu sich zu locken, indem er ihm seine Tochter zur Ehe versprach, aber ermorden zu lassen, um sich seines Reiches zu bemächtigen. Diese Handlung wurde vom Volk für so schändlich gehalten, daß, als er bald darauf starb, die böse Königin ermordet und in einen Brunnen geworfen wurde. Sein Geschlecht starb mit ihm aus.

Da nun auf solche Weise die einzelnen Königsgeschlechter nach und nach zu Grunde gingen, konnte im J. 800 König Eckbert von Kent, nachdem er die meisten Länder unter seine Herrschaft vereinigt hatte, sich zum alleinigen König von England ausrufen lassen und den Titel Bretwalda abschaffen. Er selbst vertrieb noch den letzten König von Essex, der von Northumberland verhielt sich friedlich und wurde belassen. Die Briten geriethen in Unruhe und vereinigten sich ebenfalls, weil sie sonst der sächsischen Uebermacht zu erliegen fürchteten. Beide Völker bekämpften sich mit neuer Wuth, kaum beachtend, welch weit gefährlicherer Feind beide bedrohte. Die Normannen nämlich zeigten sich immer öfter und raubten an den Küsten.

Die Verfassung des englischen Volkes ruhte auf altsächsischer Grundlage. Die Könige durften das alte Recht des freien Volks nicht antasten. Das Volk ließ sich durch gewählte Abgeordnete auf der sg. Witenagemots oder Versammlungen der Weisen (was zugleich weißhaarige Alte und Weise bedeutet) vertreten, wie einst in der sächsischen Heimath zu Marklo. Unter dem König standen die Aldermänner, welche gleich den fränkischen Grafen den Befehl des Heerbanns und das Richteramt vereinigten. Die Thane kamen als persönliche Ministerialen und Lehensmänner der Könige zu größerem Ansehen und zu den Aemtern in dem Maaß, in welchem das königliche Ansehen selber wuchs. Nach Grundsatz und Form wurde die Freiheit und das Recht des Volks nirgends so zähe festgehalten, wie hier, in der Wirklichkeit aber durch den ewigen Krieg beständig unterbrochen und unterdrückt.

6.

Alfred.

Erst am Ende des 8. Jahrhunderts mehrten sich die Räubereien der Normannen an den englischen Ufern. Auf eine höchst merkwürdige Weise löste hier ein germanisches Volk das andere in der Herrschaft des Meeres ab. Die Sachsen, welche einige Jahrhunderte früher mit ihren Schiffen die nördlichen Küsten Europas ausschließlich beherrscht und als Seeräuber tyrannisirt hatten, trieben, seitdem sie in England festsaßen, gar keine Schiffahrt mehr. Nur ein paarmal versuchten einzelne Aldermänner, den normännischen Seeräubern zur See entgegenzuziehen, aber diese Versuche wurden nicht fortgesetzt. Man überließ den Normannen das weite Element des Wassers, und suchte sie nur allemal da, wo sie gerade landeten, abzuwehren. Bevor sich aber an der bedrohten Küste bewaffnete Mannschaft genug versammelt hatte, waren die schnellen Normannen gewöhnlich schon mit ihrem Raube verschwunden.

Allmählig aber faßten die Normannen festen Fuß in England und wagten tief ins Land größere Raubzüge. So drangen sie im J. 839 bereits bis London vor, und noch einmal mit 350 Schiffen im J. 851, erlitten aber bei Ockley eine schwere Niederlage. Die meisten Erfolge und die reichste Beute erlangten die Räuber immer nur bei raschen Ueberfällen. Wagten sie sich zu weit ins Innere des Landes, um die reichen Städte zu plündern, so ließen sie damit den Angelsachsen Zeit, sich zu sammeln und wurden dann, mit Raub beschleppt, wie sie waren, sehr häufig zusammengehauen. Die Tapferkeit auf beiden Seiten war über alles Lob erhaben. Härteres Volk gab es in der Welt nicht, als hier die Sachsen, dort die Dänen. Größeres Recht, mithin auch ein adeligeres Gebaren war auf Seite der christlichen Angelsachsen, die für ihren Herd und Glauben fochten. Absolutes Unrecht, mithin auch echt odinische Schadenfreude und nach Niederlagen tiefster Ingrimm und erboste Rachsucht war

auf Seite der heidnischen Räuber. Ohne religiösen Fanatismus aber in dämonischem Haß des Heiligen schlugen die normännischen Unholde am liebsten Mönche und Priester todt und gefielen sich in den ausgesuchtesten Grausamkeiten. Weiber banden sie mit den Haaren zusammen und schleppten sie auf ihre Schiffe. Den Tapfersten ihrer Feinde schnitten sie, wenn sie einen gefangen bekamen, den sogenannten Adler auf den Rücken, d. h. sie schnitten ihn von hinten auf und drehten ihm die Rippen wie Flügel heraus.

Man kann dieses fürchterliche Seeräubervolk selbst mit nichts anderm vergleichen, als mit Seeadlern, die in tiefen Felsenverstecken nistend, täglich ausflogen, um sich frei und lustig auf dem stürmischen Meere zu tummeln, mit Blitzesschnelle den Raub zu erspähen und mit scharfen Krallen zu ergreifen.

Ich kann die einzelnen Einfälle der Normannen in England, Schottland, Irland hier nicht aufzählen, da sie sich jährlich und auf den verschiedensten Punkten wiederholten und immer auf dasselbe hinausliefen. Nur Sage und Poesie haben einzelne Ereignisse besonders betont, so den Heereszug des Dänenhelden Regnar Lodbrock, der von Aella, dem König von Northumberland, gefangen wurde und in einem Thurm voll Schlangen fröhlich von seinen Thaten singend gestorben seyn soll. Seine Söhne kamen, ihn zu rächen und Aella fiel in der großen Schlacht bei York am Palmsonntag 867 und hinfort unterlagen die Angelsachsen den immer zahlreicher anstürmenden Normannen. König Edmund von Ostangeln fiel 870 in ihre Hände und wurde martervoll umgebracht. Von nun an ließen sie sich bleibend in Northumberland und Ostangeln nieder, indem sie die Angelsachsen theils zu ihren Knechten machten, theils friedlich mit ihnen theilten. Ein Graf Algar verrichtete noch Heldenthaten gegen sie, fiel aber ebenfalls. Die heidnischen Normannen zerstörten damals alle Klöster, erschlugen die Mönche, schändeten die Nonnen. Da schnitt sich die Aebtissin Ebba, ehe der Feind herankam, die Nase ab und alle ihre Nonnen thaten das Gleiche und schreckten die Räuber durch ihr blutiges Antlitz zurück.

Auf Eckbert von Kent war Aethelwulf gefolgt, der zwar mit

seinem jüngsten Sohn Alfred eine Reise nach Rom machte, und unterwegs mit Karl dem Kahlen verkehrte, aber bei der Zerrüttung, in welcher sich damals das fränkische Reich befand, von dort keine Hülfe für England erlangen konnte und selber zu schwach war, den Normannen zu widerstehen. Die Schuld lag darin, daß die Sachsen keine Flotte mehr hatten, und sich wegen uralter Feindschaft nicht mit Briten und Schotten zu gemeinsamer Abwehr des Feindes verständigten. Aethelwulfs Söhne kämpften fort, aber unglücklich. Als im Jahr 871 der jüngste, Alfred, zur Regierung gelangte, fand er das sächsische Reich schon viel zu sehr geschwächt, die Normannen schon zu fest in England eingenistet. Er machte zwar ungeheure Anstrengungen und lieferte den Normannen viele Schlachten, allein er unterlag ihrer Uebermacht. Von ganz England blieb ihm nur noch das kleine Wessex. Aber auch hier wurde im J. 875 seine letzte Streitmacht aufgerieben und zerstreut und ganz England war in die Gewalt der Normannen gerathen. Diese letzteren gehorchten aber weder einem Willen, noch dachten sie daran zu organisiren. Hie und da hausten die Häuptlinge, unabhängig von einander auf festen Burgen und raubten von da aus oder ließen sich Tribut zahlen. Viele Strecken des Landes waren verödet. In Northumberland und Ostangeln siedelten sich viele normannische Familien friedlich an und bauten das Land. Auf König Alfred aber wurde scharf gefahndet, weil die Normannen von ihm allein zu befürchten hatten, daß er das mißhandelte Sachsenvolk wieder einmal um sich sammeln könne.

Er mußte sich, um sein Leben zu retten, verkleiden und bei einem Rinderhirten als Knecht dienen. Die Frau des Hirten buk einmal Kuchen, und befahl ihm, darauf Acht zu geben. In Gedanken an die verlorene Krone vertieft, vergaß er die Kuchen. Da schalt ihn das Weib im größten Zorne aus als einen faulen Knecht. Endlich hörte Alfred in seinem Versteck, daß es immer noch edle Sachsen gebe, welche das Schwert nicht niederlegten. Der Däne Hubba war mit vielen Schiffen in Devonshire gelandet, aber Oddune hatte das Schloß von Kimwith aufs tapferste gegen ihn ver-

theidigt, ihn bei einem Ausfall in die Flucht geschlagen und die berühmte Rabenfahne erbeutet, von deren Besitz der Dänen Kriegsglück abhing. Drei Schwestern hatten sie gewirkt und einen Zauber hinein gewebt. Das Bild des Raben auf der Fahne breitete die Flügel aus vor einem Siege und ließ sie sinken vor einer Niederlage. Da dieser böse Zauber durch Wegnahme der Fahne gelöst war, schöpfte König Alfred neue Hoffnung, verließ seinen Zufluchtsort und spähete im Lande umher, wie er die Dänen verderben und unter den Sachsen neue Streitkräfte sammeln könne. Mit einer Harfe ging er ins Lager Guthorms, des Dänen, mußte vor demselben spielen und konnte die ganze Gelegenheit des Lagers ausforschen. Dann sammelte er heimlich eine Schaar von Sachsen, überfiel das Dänenlager und zwang den Guthorm, nachdem sich derselbe auf ein Schloß geflüchtet hatte, zu einem Vertrage und zur Unterwerfung. Guthorm wurde Christ und blieb als Alfreds Vasall in Ostangeln. Von allen Seiten schaarten sich nun die Sachsen um den Sieger und Alfred konnte, indem er überall die Dänen, welche sich schon fest niedergelassen hatten, schonte, den Frieden herstellen. Dabei kam ihm natürlich sehr zu statten, daß diejenigen Normannen, die auf englischem Boden wohnten, ihr Feld bauten, indem sie sich selbst der Ruhe erfreuten, der Freibeuterei ihrer ehemaligen Landsleute nicht hold waren und selber mitwirkten, dieselben künftig fern zu halten. Es gab auch bald Vermischungen zwischen Sachsen und Normannen, wozu die Bekehrung und die Weiber das ihrige beitrugen. Nur so erklärt es sich, wie Alfred, nachdem er in tiefe Ohnmacht hinabgesunken war, auf einmal wieder großes Ansehen gewinnen konnte. Er kam dem Bedürfniß aller entgegen, welche nach so blutigen Zeiten endlich Ruhe haben und sich ihres Besitzes erfreuen wollten. Er sicherte den Frieden im Lande, erwarb sich allgemeines Vertrauen durch seine Gerechtigkeit und Milde, traf zweckmäßige Anordnungen, um den gesunkenen Wohlstand des Landes wieder zu heben und die zerstörten Festen zur Vertheidigung herzustellen. Namentlich baute er das mehrmals verbrannte und verödete London wieder auf, 880. Zwar noch einmal

drohte seinem Friedenswerk der Untergang durch den Normannen Hastings, den gefürchtetsten Seekönig jener Zeit, der mit 330 Schiffen in Kent landete, allein Alfred war so gut gerüstet, daß er ihn in die Flucht schlug und ihm großen Raub abnahm, 893. Seitdem hatte England wieder Ruhe und erhielt durch Alfred eine neue Organisation, die Eintheilung in Grafschaften, deren Bevölkerung sich wieder nach der Hundert- und nach der Zehnzahl abtheilten. Auch alle alten und neuen Gesetze, welche Beibehaltung verdienten, sammelte er im common law und starb in hohen Ehren, 901.

Alfred war auch ein großer Freund der Wissenschaften, pflegte die hohe Schule zu Oxford, begünstigte die Gelehrten und war selbst Schriftsteller, indem er die philosophische Trostschrift des Boethius, die Weltchronik des Orosius und einiges aus den Schriften des h. Gregorius, wie auch Bedas lateinische Kirchengeschichte in die englische Sprache übersetzte, auch zwei merkwürdige Berichte von Seereisen tief in die Ostsee und gegen das Eismeer hin niederschreiben ließ. Sein gelehrter Freund Asser, Bischof von Sherburne, schrieb Annalen, deren Inhalt mit der später gesammelten Sachsenchronik sehr übereinstimmt.

Sehr verschieden von dieser halbclassischen und halbkirchlichen Literatur der Klöster und des Hofes bildete sich im Volk die nationale Poesie aus und spiegelte die Lust und die Schrecken derer, welche die blutige Art schwangen. Das war recht eigentlich die Poesie der Nordsee, ihrer wüthenden Stürme und hochgethürmten Wellen, ihres düstern Himmels, ihrer ungastlichen Ufer. Von den höchst eigenthümlichen Liedern dieses Kreises sind uns wenigstens einige erhalten. Am berühmtesten ist das Beowulfslied aus dem 8. Jahrhundert. Hier der merkwürdige Inhalt. Scild Scefing, ein armer Gothe (aus Gothland in Schweden), wurde durch Seeraub reich und ließ, als er starb, seine Leiche mit allen seinen Schätzen auf ein unbemanntes Schiff legen und dem Spiel der Wellen Preis geben. Sein Sohn Beowulf schwamm mit Brecca fünf Tage und fünf Nächte lang im Meer um die Wette. Da kam er nach Dänemark und hörte, König Hrodhgar leide sehr, indem alle

Nacht ein furchtbares Gespenst, der Riese Grendel, aus einem Sumpf auftauche, in die Königshalle eintrete und Diener des Königs daraus hinwegraube. Da ging Beowulf in die Halle, erwartete das Gespenst, kämpfte mit ihm und riß ihm einen Arm aus. Es entfloh, aber in der andern Nacht kam seine Mutter, eine fürchterliche Riesin, um ihn zu rächen, und raubte einen Mann aus der Halle. Da gerieth alles in neue Angst, Beowulf aber stürzte sich in den tiefen Sumpf hinab, bekämpfte dort die Riesin, erschlug sie und brachte Grendels abgehauenes Haupt als Siegeszeichen mit herauf. Da wurde Freundschaft zwischen Dänen und Gothen geschlossen. Später kam der junge Held im Kampfe mit einem Drachen um. Das Lied ist unvollständig, drückt aber vollkommen die Kühnheit jener germanischen Race aus, welche zuerst Schiffe baute, um den Stürmen des nordischen Meeres zu trotzen und Niederlassungen im treulosen, ewig beweglichen Sande der Dünen oder auf den unfruchtbaren Steinfeldern Skandinaviens zu gründen. Der Schwimmer im wogenden Meere, der Taucher in die sumpfige Tiefe bedeutet jenes kühne Geschlecht von Männern, welche das Meer und seine rauhen Ufer ihrer Herrschaft unterwarfen. In einem andern bewunderungswürdig schönen Liede, welches von der Königstochter Gudrun handelt und zwar erst im 13. Jahrhundert niedergeschrieben ist, seinen Stoff aber aus älteren heidnischen Erinnerungen entlehnt hat, wird uns die ganze Härte und Wildheit des nordischen Seekönigthums vor Augen gestellt. König Hetel von Dänemark hat zwei Kinder, den jungen Ortwin und Gudrun, die schönste aber auch stolzeste aller Jungfrauen. Alle Freier werden schnöde vom Vater abgewiesen, bis Herwig von Seeland, während er mit ihrem Vater kämpft, ihr Herz gewinnt. Sie wirft sich zwischen beide, versöhnt den Vater und wird mit Herwig verlobt. In seiner Abwesenheit aber wird ihm die Braut durch den Normannen Hartmuth entführt und muß in dessen Heimath als Magd dienen. Als sie nun einmal dort am Meere wäscht, landen Fremde und sie erkennt ihren Geliebten Herwig und ihren Bruder Ortwin. Da jubelt ihr Herz,

und alles Leid hört auf. Hartmuth wird überwunden und die befreite Gudrun kehrt froh in die Heimath zurück. Der Hauptreiz dieser Dichtung liegt in der stolzen Ruhe der nordischen Jungfrau, die sich durch kein Unglück erniedrigen läßt.

Minder bedeutend sind das angelsächsische Lied des Sänger Winfried, der von seinen vielen Meerfahrten erzählt, Bruchstücke aus einem Liede, welches den Kampf zwischen dem Dänen Hengist und dem Friesen Finn beschreibt, und aus einem andern vom Kampf und Tod Byrthnoths gegen die Dänen.

7.

Dunstan.

König Alfreds Sohn Eduard und dessen drei Söhne, die hinter einander die Krone erlangten, behaupteten das Reich und hatten nur bald mit den Briten in Wales, bald mit den Dänen in Northumberland und Ostangeln zu kämpfen. Unter dem dritten Bruder Edred kam seit 947 eine neue Bewegung unter die Angelsachsen.

Die englische Kirche war durch den langen Krieg arg zerrüttet worden. Eine Menge Kirchen und Klöster waren zerstört. Die Bischöfe erhoben sich nur wieder durch die Gunst der Könige und noch abhängiger waren die Pfarrer dadurch, daß sie in der Regel Frauen und Kinder hatten. Eine ziemlich verweltlichte Staatskirche stand also für England in Aussicht. Da erhob sich ein Mönch, aus edlem sächsischem Geschlecht gebürtig, in dem die ganze Racenkraft und Heftigkeit des Charakters mit einer tiefen Frömmigkeit gepaart war, Dunstan, mit gewaltiger Kraft, um die Heiligkeit in der englischen Kirche herzustellen. Und wie einst der h. Bonifacius, so hielt auch er den festen Anschluß an Rom, als den Mittelpunkt der Kirche, für das einzige Mittel, der Verweltlichung und Demoralisirung im kirchlichen Gebiete vorzubeugen. Er begann damit, als Abt des Klosters Glastanbury, die strenge Regel des h. Benedict an-

zunehmen und in allen Klöstern des Landes einzuführen. Sodann eiferte er gegen das Heirathen der Weltgeistlichkeit. Das Volk stimmte ihm zu, denn es wollte seine Seelen nur würdigen Geistlichen anvertrauen und verlangte von denselben einen heiligen Wandel. Die Greuel eines blutigen Heidenthums waren noch nicht vergessen. Man sehnte sich aus der Verfinsterung heraus zum Lichte und wenn der christliche Klerus den Beruf hatte, diese Sehnsucht zu befriedigen, konnte er nicht rein genug seyn. Das h. Sakrament des Altars, wodurch das Volk in die lebendigste Verbindung mit dem Herrn der Kirche kam, wurde damals mit einer neuen Liebe und Begeisterung aufgefaßt. Je bestimmter der Begriff der Transsubstantiation sich feststellte, um so weniger ertrug das gläubige Volk, daß die heilige Wandlung von Priestern vorgenommen werde, denen das Prädicat der Jungfräulichkeit fehlte. Dunstan hatte in dieser Beziehung die Volksstimme oder öffentliche Meinung ganz auf seiner Seite, und auch den König, daher seine Reform rasche Fortschritte machte. Aber der Adel, der gern üppig lebte, viele Bischöfe und die verheiratheten Pfarrer waren gegen ihn und als Edred starb und sein Neffe Edwin König wurde, änderte sich die Scene, 955.

Edwin war jung und leichtfertig, hörte auf üblen Rath und fing gleich keck damit an, alle Klöster einzuziehen. Bereits aber war Erzbischof Odo von Canterbury dem Mönche befreundet und wollte mit ihm das Ansehen der Kirche erhalten. Auch der Adel wurde von dem übermüthigen König beleidigt und das Volk nahm so eifrig Partei für Dunstan, daß es denselben bereits zum Heiligen machte und Wunder von ihm erzählte. Das eine Wunder ist besonders charakteristisch. Als ihn nämlich einst der Teufel plagte, soll Dunstan eine glühende Zange aus dem Kamin genommen und den Teufel damit bei der Nase festgehalten haben, daß derselbe ein entsetzliches Gebrüll ausstieß, welches man weit und breit hörte. Man erkennt aus dieser groben Legende wenigstens, welches Vertrauen das Volk zu ihm hatte. Edwin lebte mit einer gewissen Elgiva in einer von der Kirche nicht anerkannten Ehe; um nun dieser Dame eine recht auffallende Genugthuung zu geben, verließ er an seinem Krö-

nungstage, während alle Großen des Reichs bei ihm saßen, die Tafel, um sich mit seiner geliebten Königin zu vergnügen. Die Gäste fühlten sich durch diese Rücksichtslosigkeit schwer beleidigt, der heftige Dunstan aber eilte dem König nach, riß ihn aus der Buhlerin Armen und schleppte ihn zur Tafel zurück. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Dunstan wurde vom König fälschlich der Veruntreuung von Schätzen angeklagt und mußte nach Flandern hinüber flüchten, aber das Volk stand auf und schützte den Erzbischof Odo. Dieser ließ die Elgiva gefangen nehmen und ihr schönes Gesicht mit glühendem Eisen brandmarken. Der elende König Edwin aber bequemte sich jetzt erst, da sie nicht mehr schön war, sich von ihr zu scheiden und dadurch dem Gebot der Kirche Genüge zu leisten. Allein er machte sich dadurch nur verächtlicher. Elgiva wagte noch einmal, sich blicken zu lassen und die antikirchliche Partei zu befeuern, wurde aber dem Odo ausgeliefert und auf dessen Befehl so gräßlich verstümmelt, daß sie nach wenigen Tagen starb. Der König hatte sie aufgegeben, konnte sich aber selbst nicht mehr retten, denn das Volk und die geistliche Partei riefen seinen jungen Bruder Edgar zum König aus und jetzt erst konnte auch Dunstan zurückkehren. Bald darauf starb Edwin und Edgar erbte das ganze Reich 959.

Da um diese Zeit auch Odo starb, folgte ihm Dunstan in Canterbury als Metropolit von England und setzte alle seine kirchlichen Reformen unter dem Beifall des Volkes durch. Der Knabe Edgar aber entzog sich, so wie er heranreifte, der geistlichen Vormundschaft und gab sich allen prinzlichen Gelüsten hin, so daß Dunstan viele Noth mit ihm bekam. Er hatte mehrere Maitressen. Recht um den h. Dunstan zu ärgern, raubte er einmal eine schöne Nonne aus dem Kloster. Seine Lustgenossen gingen aber ebenso frivol mit ihm um. Graf Athelwold, den er abgeschickt hatte, um nachzusehen, ob eine gewisse Elfride wirklich so schön sey, als man sage, heirathete diese Dame selbst und log dem König vor, sie sey häßlich. Erst nachher merkte es der König, ließ den Grafen umbringen und heirathete die Schöne selbst. Doch fehlte es Edgar

auch nicht an Heldenlust. Er unterwarf sich die auf irischem Boden in und um Dublin angesiedelten Dänen und legte den Briten in Wallis eine Schatzung auf.

Nach seinem Tode 975 folgte ihm sein älterer Sohn Eduard aus erster Ehe zur großen Unzufriedenheit der Elfride, die gern ihren Sohn Aethelred auf den Thron gebracht hätte. Das ließ aber Dunstan nicht zu, weil der jüngere Sohn kein Recht dazu hatte und weil Elfride sich an seine Gegner anschloß. Die verheiratheten Geistlichen, die er sammt und sonders fortgetrieben hatte, so wie überhaupt alle seine Widersacher im Klerus waren nach Schottland geflüchtet, wo die christliche Kirche von Rom unabhängig geblieben war und man große Abneigung gegen Dunstans Reformen hegte. Dieser Partei nahm sich Alfhere, Alderman von Mercia, der großen Anhang unter dem Adel hatte, eigenmächtig an, rief sie zurück und jagte dagegen die von Dunstan eingesetzten Mönche fort. Unter den Zurückgekehrten befand sich der Bischof Beornhelm, der durch seine außerordentliche Beredsamkeit berühmt worden war und mit seinen geistigen Waffen den alten Dunstan todtschlagen sollte. Man berief eine Synode nach Calde, wo Dunstans Gegner glänzende Reden hielten, worauf er selbst nur erwiderte, er sey ein alter Mann, der nicht mehr kämpfen könne, aber Christus, der Herr, werde sie besiegen. In diesem Augenblicke stürzte der große Saal zusammen und nur die Seite desselben blieb erhalten, auf welcher Dunstan saß. Daß er dieses Wunder künstlich und verrätherisch vorbereitet habe, setzten erst protestantische Geschichtskritiker voraus. Dagegen spricht, daß das Geheimniß eines so umständlichen Mordanschlags schwerlich hätte bewahrt werden können, daß auch nicht Dunstans geistliche Gegner mit hinab gestürzt sind, sondern vorzugsweise der versammelte Adel, und daß ein mit Menschen überfüllter Saal leicht einbrechen kann. Das Wunderbare ist in diese einfache Begebenheit ohne Zweifel erst dadurch hineingelegt worden, daß man die von Dunstan gesprochenen Worte, welche anders gemeint waren, unmittelbar auf den Vorgang bezog.

Der junge Eduard ließ sich sehr gut an und man rühmte seine Liebenswürdigkeit. Jemehr er aber dem Volke gefiel, um so grimmiger beneidete ihn seine Stiefmutter Elfride, und als er einst einen Besuch bei ihr machte, ließ sie ihn, während er trank, durch einen Diener hinterrücks ermorden, 978. Man ehrte ihn noch im Tode, indem man ihm den Beinamen „der Märtyrer" gab. Der Schmerz um ihn war so groß, daß Elfride Klöster baute und sich in Werken der Liebe überbot, um sich von dem Verdacht zu reinigen, als habe sie den Mord veranlaßt. Indessen war kein anderer Sprößling des königlichen Geschlechts mehr vorhanden und ihr Sohn empfing die Krone.

Die Missethat der Königin zerstörte das Glück und den Frieden, dessen sich England seit der Regierung des großen Alfred erfreut hatte. Die Dänen in Northumberland und Ostangeln fingen an sich zu schämen, sich von einem unmündigen Knaben und einem gottlosen Weibe regieren zu lassen. Das königliche Haus flößte ihnen keine Furcht und keine Liebe mehr ein und sie dachten daran, einen Mann aus ihrer eigenen kräftigen Race auf den englischen Thron zu bringen. Sie fingen daher Aufruhr an und sogar einige sächsische Große, besonders Elfrik, der Graf von Mercia, standen ihnen bei. Der junge König, oder vielmehr die alte Königin mußte den Frieden von ihnen mit großen Geldopfern erkaufen, offenbarte dadurch aber nur umsomehr die Schwäche des Reichs. Der greise Dunstan allein hielt noch das sächsische Volk zusammen. Es war also kein Zufall, daß sich die aufrührerischen Dänen seiner Person bemächtigten. Sie hofften ihn durch Drohungen dahin zu bringen, daß er ihnen zum Werkzeuge diene. Aber er blieb standhaft. Sie wollten ihn nun wieder losgeben gegen ein großes Lösegeld. Aber er erklärte ihnen, sie sollten keinen Heller bekommen und möchten mit ihm machen, was sie wollten. Doch erst, als sie bei einem Gastmahle im trunkenen Zustand waren, kam ihre thierische Wuth zum Durchbruch. Sie umringten ihn, brüllten ihm zu: „Geld, Bischof Geld!" rafften alle von ihrem Gastmahl übrigen

Knochen zusammen und warfen sie auf den alten Mann, bis einer, den er selbst getauft hatte, ihm den Todesstoß gab, 988.

Wie seine Seele dem Körper, so entfloh der gute Geist dem Königreiche der Angelsachsen und der Fluch wurde erfüllt, den die mörderische Königin über das Land gebracht hatte. Aller Jammer, den die Normannen früher England zugefügt, war nur ein Vorspiel gewesen, das mit Alfred endete. Jetzt kamen sie wieder, um das tragische Geschick des angelsächsischen Volksstammes zu vollenden.

Elftes Buch.

Die Normannen.

1.

Skandinavien.

Der große Zweig des deutschen Volksstammes, der sich am weitesten nordwärts über das heutige Dänemark, Norwegen und Schweden verbreitete, hieß im Mittelalter überhaupt der nordische, das Volk der Nordmänner oder Normannen. Der Name der Skandinavier, dessen man sich in neuerer Zeit zu bedienen pflegt, um Dänen, Norweger und Schweden mit einem Gesammtnamen zu bezeichnen, kommt her von Skandia oder Skaane, dem heutigen Schonen, welches die Südspitze Schwedens ist.

Man unterscheidet in diesen nordischen Landen vier deutsche Völkerschaften, zunächst Gothen im Südwesten Schwedens und in Jütland, sodann Dänen, die ursprünglich nur in Schonen und auf der Insel Seeland wohnten, die Suionen oder Schweden und die Noreger oder Norweger in ihren heutigen Sitzen. Vor der großen Auswanderung nach England dehnten sich die Angeln im Norden Holsteins tief im heutigen Jütland aus, worauf erst die Jüten sich in ihren zurückgelassenen Wohnsitzen ansiedelten. Wie diese Jüten mit den Dänen, so mischten sich die Gothen in Schweden mit den

Schweden, obgleich ihr Nationalheld Beowulf dem Volksstamm im Norden eine größere Zukunft zu versprechen schien.

Es bleiben also nur drei Hauptvölker übrig, in denen sich von den ältesten Zeiten an eine große Uebereinstimmung der Herkunft, Religion, Sprache und Sitte kundgibt. Alle ihre Königsgeschlechter rühmten sich, von Odin abzustammen, in Dänemark die Skioldinger, in Norwegen die Säminger, in Schweden die Ynglinger. Jeder Volksstamm besaß ein großes Heiligthum als gemeinsamen Mittelpunkt des Gottesdienstes, wo das Volk jährlich zu den großen Opferfesten zusammenkam, wo die Könige gewählt wurden und ihren Hochsitz hatten, die Dänen zu Lethra auf der großen Insel Seeland, die Norweger in Drontheim, die Schweden in Sigtuna, später Upsala.

Im Allgemeinen zeigen diese nordischen Völker in allen Beziehungen ganz den nämlichen Racenzug, wie die übrigen Deutschen. Nur etwas mehr Härte tritt bei ihnen hervor, vielleicht aber nur scheinbar. Sie waren nämlich unter allen deutschen Stämmen die letzten, welche sich zum Christenthum bekehrten. Sie trugen daher noch die ganze Barbarei, welche bei den Deutschen im Süden längst verschwunden war, und diese Barbarei fiel darum mehr auf, da es doch auch den südlichen Deutschen, als sie noch Heiden waren, an ähnlicher Härte nicht gefehlt hat. Ebenso tritt der Odinismus bei allen Normannen auffallend in den Vordergrund, so daß es scheint, er habe sich nur im Norden so stark ausprägen können. Allein er hat sich in den Königsgeschlechtern und im kriegerischen Adel der Deutschen im Süden nicht weniger ausgeprägt, nur daß die Erinnerung daran früher verschwunden ist. Was sich vom alten Heidenthum im Volkslied, in der Sage und im Aberglauben im deutschen Volke erhalten hat, zeigt ein etwas milderes Gepräge, weil es sich hauptsächlich durch die Frauen und in den niederen Ständen fortpflanzte, die sich mehr mit der guten Naturmutter, mit dem ehrlichen Donnerer, mit dem Frühlingsgotte und mit den Elben und Zwergen beschäftigten, als mit Odin, dem Gott der höheren Stände, des ewigen Kriegs und der Eroberung. Die eigentlichen Träger des

Odinismus, die alten heidnischen Königsgeschlechter und ihr adliges Gefolge, wurden im Süden ausgerottet oder bekehrten sich zum Christenthum und unterdrückten ihre heidnischen Erinnerungen. Mithin konnte sich im deutschen Süden der Odinismus nicht so lange in lebhaftem Andenken erhalten, wie im Norden. Aber auch im Norden selbst beseelte der Odinismus nur das Herrengeschlecht, während die freien Bauern und die Knechte vorzugsweise den ehrlichen Thor und den sanften Freyr, sowie die segensreichen Göttinnen verehrten. Die Sagen und Märchen, die sich beim gemeinen Volk in Dänemark Norwegen und Schweden bis auf den heutigen Tag erhalten haben, tragen daher ganz den milden Charakter, wie die, welche sich beim gemeinen Volk im Süden finden.

Das erklärt sich aus dem Gegensatz der Stände im Norden. Es gab deren drei, den Adel, was man die Jarle oder Eorle nannte, die freien Bauern, die man Karle oder Bonden (Boende, Wohnende) nannte, und unfreie Knechte, die man Trälle hieß. Nach dem Rigsmal, einem Liede in der alten Edda, stammten sie vom Gotte Rigr ab. Als derselbe zur Erde herabkam, zeugte er zuerst mit der Edda (Ahnfrau, Urältermutter) den Träl.

Edda genas,
Genetzt ward das Kind,
weil schwarz von Haut
geheißen „Träl“.
Es begann zu wachsen
und wohl zu gedeihen.
Rauh war das Fell
an den Händen dem Rangen,
die Gelenke knotig (v. Knorpelgeschwulst,)
die Finger feist,
das Antlitz fratzig,
der Rücken krumm,
vorragend die Hacken.
In Kurzem lernt' er
die Kräfte brauchen,
mit Bast binden
und Bürden schnüren.
Heim schleppt er Reiser
den heilen Tag.
Da kam in den Bau
Gengilbeina,
Schwären am Hohlfuß,
die Arme sonnverbrannt,
gedrückt die Nase,
Ty die Dirne.
Breit auf die Bretterbank
saß sie alsbald,
ihr zur Seite
des Hauses Sohn.
Sie legten Hecken an,
misteten Aecker,
mästeten Schweine,
hüteten Geisen
und gruben Torf,
von ihnen stammen
der Knechte Geschlecht.

Weiter zeugte Gott Rigr mit der Amma (Großmutter) den Karl.

Anna genas,
genetzt ward das Kind
und Karl geheißen;
das hüllte das Weib (in Windeln),
roth war's und frisch
mit funkelnden Augen.
Er begann zu wachsen
und wohl zu gedeihen;
da zähmt er Stiere,
zimmerte Pflug (Ard),
schlug Häuser auf,
erhöhte Scheuern,
fertigte Wagen,
bestellte das Feld.
Da fuhr in den Hof
Hanginlukla
im Ziegenkleid
die Verlobte Karl's.
(Die Schwiegertochter) Snör geheißen
saß in Linnen.
Sie wohnten beisammen (als Eheleute)
und wechselten Ringe (Bauge)
Spreiteten Betten
und bauten ein Haus,
von ihnen entsprang
der Bauern (Karle) Geschlecht.

Endlich zeugte Rigr mit der „Mutter" den Jarl.

Die Mutter gebar
und barg in Seide,
ein Kind das genetzt ward,
und Jarl genannt.
Licht war die Locke
und leuchtend die Wange,
die Augen scharf,
als lauerten Schlangen.
Daheim erwuchs
der Jarl in der Halle
mit Linden schälen, (den Schild zu schwingen)
Sehnen winden,
Bogen spannen,
und Pfeile schäften,
Spieße werfen,
Lanzen (Frakker) schwingen,
Hengste reiten,
Hunde hetzen,
Schwerter ziehen,
den Sund durchschwimmen.
Da kam von dem Walde (Runen)
Rig daher,
Rig lehrt' ihn
Runen kennen,
nannte mit eignem
Namen den Sohn,
Hieß ihn zu Erb'
und Eigen besitzen
Erb und Eigen
und Ahnenschlösser
(die Odelfelder
und uralten Bauten).
Da ritt er von dannen
auf dunklem Pfade
durch feuchtes (steiles) Gebirg
bis vor eine Halle.
Da schwang er die Lanze,
den Lindenschaft,
spornte das Roß
und zog das Schwert.
(Vig) Kampf ward erweckt,
die Wiese geröthet,
der Feind gefällt,
erfochten das Land.

Man kann die drei Stände nicht schärfer und lebendiger schildern. Rigr ist, wie der Name sagt, nur eine Allegorie des ältesten Völkerrechts. Die drei Stände haben wir auch bei den Sachsen genau unterschieden und sie kehren bei allen deutschen Stämmen als Adel, Freie und Knechte wieder. Unter den Knechten ist immer ein nichtdeutsches, erst den Deutschen unterworfenes fremdes Volk gemeint. Dieser nationale Unterschied ist im Rigsmal deutlich durch die dunkle Hautfarbe und Häßlichkeit der Trälle bezeichnet, im deutschen Süden aber durch den Namen der Sklaven, der nichts anderes ist, als der Volksname der Slaven. Unter den Trällen kann man sich die finnische Race denken, die sich nur in Finnland und im äußersten Norden Schwedens und Norwegens unter dem Namen der Lappen unabhängig erhielt. Die Knechte galten als die ältesten, von Rigr zuerst erzeugten, weil sie von den einwandernden deutschen Stämmen schon vorgefunden wurden.

Die freien Bauern erscheinen wieder älter als der kriegerische Adel, weil sie als Besitzer des Grund und Bodens, als Ackerbauer entweder von einem einwandernden Kriegerstamm bedingungsweise unterworfen wurden, oder weil sich aus ihnen erst, indem sie auf Raub und Abenteuer auszogen, ein neuer kriegerischer Adel bildete. Im Norden war das letztere der Fall. Aus einfachen Bauern, deren zahlreiche Söhne nicht alle daheim unterhalten werden konnten, wurden, indem sie zur See gingen, kühne Seeräuber, welche, mit großem Raube heimkehrend, sich in den Scheeren (Uferfelsen) versteckte Burgen bauten und bald als Seekönige oder Näskonger (Könige der Felsennasen) Ruhm erlangten und ferne Eroberungen machten. Von diesen Seekönigen unterschied man die Fylkekonger als Landkönige. Das waren die Häupter edler alter Geschlechter, die bei den großen Opfern den Vorsitz führten, aber auch sie besaßen ursprünglich nur eine geringe Macht. Es gab ihrer gar viele, in so viele große Sippschaften der ganze Volksstamm zerfiel, und erst ziemlich spät entstanden größere Reiche.

In Norwegen behaupteten sich die freien Bauern am längsten in ihrer uralten Sonderung nach Sippschaften, die in besonderen

Thälern wohnend, durch Gebirge von einander getrennt waren und von denen jede ihr eigenes Haupt hatte. Diesen alten Bonden aber galt kein Gott höher als Thor, während den Jarlen in Dänemark und Schweden Odin viel höher stand. Man darf aus dieser Thatsache schließen, daß der Cultus des Odin gewissermaßen das Monopol des kriegerischen und ewig umherschweifenden Adels wurde, während die seßhaften ihren Grundbesitz nie verlassenden Bauern dem Thor treu blieben. Die rücksichtslose Willkür Odins und die biedere Ehrlichkeit und Grobheit Thors entsprechen diesem Verhältniß in jeder Weise.

Die Normannen, welche im Sommer ihre Ufer verließen, um unter den Seekönigen auf Seeraub, Abenteuer oder Eroberung auszugehen, hießen W i k i n g e r von Wik, Bucht, weil die skandinavischen Küsten von Buchten wimmeln. Es waren ursprünglich nur jüngere Söhne ohne Erbe, die sich ein Besitzthum auswärts suchten. Die reiche Beute lockte aber auch seßhafte und ältere Männer hinaus auf's Meer und Tapferkeit, Glück und Siegesruhm erhoben auch geringe Leute zu höheren Würden.

Die Wikingsfahrten scheinen sich früher innerhalb der Ostsee bewegt zu haben, ehe sie von der Nordsee aus den ganzen Westen Europa's umwickelten. Wie alt die Verbindung der Normannen mit Gardarik (Rußland) ist, läßt sich nicht mehr ermitteln. Man hat sogar vermuthen wollen, die Schweden seyen von dorther eingewandert, allein die bestimmtesten Zeugnisse der ältesten nordischen Quellen lassen die Einwanderung von Sachsen aus erfolgen. Nur von den Gothen in Schweden dürfen wir annehmen, daß sie zu den Gothen gehörten, die unter Hermanarich Gardarik inne hatten und von da an die untere Donau kamen.

Die ältesten Erinnerungen der Normannen wurden in Liedern aufbewahrt, welche die Skalden, Sänger an den Höfen der Könige, sangen; aber auch die Könige und Helden selbst übten die Kunst des Gesangs. Auch hatten sie die sog. Runenschrift, die sie in Holz zu schneiden oder in Stein zu hauen pflegten. Solche Runenstäbe und Runensteine sind noch zahlreich erhalten.

Man bemerkt in den Aufzeichnungen der Skandinavier, sey es in Prosa, sey es in Versen, den Odinismus in einer ganz ungewöhnlichen Verstandesschärfe, die gern mit Räthseln und dunklen Bildern spielt, in einer eben so auffallenden Gleichgültigkeit gegen das Rechtsgefühl, und einem eisernen Starrsinn in der Abwesenheit jedes Mitleids und in einem Hange zum Dämonischen und Gespenstischen, dessen phantastische Schrecken den sonst so sichern Verstand verwirren. Im Geist der Menschen spiegelt sich hier die Starrheit des Pols und sein Magnetismus. Die Poesie wird zum Nordlicht, welches die warme Sonne des Südens nicht ersetzt.

2.

Die Dänen.

Dan und Angul sollen Brüder gewesen seyn, d. h. Dänen und Angeln waren nahe verwandte Stämme. Die älteste Geschichte dieser Dänen ist äußerst verworren, weil es viele, wenigstens drei deutlich unterscheidbare dänische Königreiche gab, in Jütland, auf Seeland und in Schonen, und weil man die Geschichte aus Skaldenliedern schöpfte, die viel Mythe und dichterische Uebertreibung enthalten. Doch erkennt man, daß die Dänen die ersten waren, deren kleine Häuptlinge einem mächtigeren König unterworfen wurden, und daß wieder Dänenkönige von Seeland die ersten waren, die ihre Herrschaft, wenn auch nur auf einige Zeit, sogar über Norwegen und Schweden ausdehnten. Das erklärt sich aus der Lage der Insel Seeland zwischen Jütland, Schweden und Norwegen und aus der Zugänglichkeit und Ebenheit der dänischen Inseln und Jütlands, die von einem Heere leichter zu erobern und unterwürfig zu erhalten sind, als die isolirten Thäler Norwegens und Schwedens. Daher schreibt sich auch das hohe Alter und die Heiligkeit des dänischen Königsitzes zu Lethra (auch Leire genannt) auf Seeland in der Nähe des heiligen Rothschild und die Ableitung der dort herrschenden Skioldunger von Odin.

Die Geschichte der Skioldunger in Lethra ist von Saxo Grammaticus im 12. Jahrhundert in classischem Latein aufgezeichnet worden und enthält eine Menge, zum Theil wahrscheinlich wörtlicher Uebersetzungen von Skaldenliedern. Man erkennt daraus ein Vorschieben der Dänen nach Jütland und der Schweden nach Schonen. Als Eroberer erscheint zuerst Rolf Krake, nach dessen Tode die Einheit zerfällt und desto mehr kleine Reiche sich bilden. Zwar Widfamne (der weitumfassende) vereinigt wieder ganz Dänemark. Noch größern Ruhm erlangt Harald Hildetand (Kriegszahn) im 7. Jahrhundert. Er gilt in der dänischen Sagengeschichte als der erste Meister in der Kriegskunst, dessen Krieger unüberwindlich waren. Als er jedoch 150 Jahre alt und blind geworden war, gehorchten ihm die Menschen nicht mehr, sein undankbarer Neffe, Sigurd Ring, dem er Schweden gegeben, empörte sich gegen ihn und sein Reich schien zerfallen zu müssen, wie das Rolf Krake's. Nun wollten ihn, wie die Sage lautet, einige wohlmeinende Männer, wie er im Bade saß, umbringen, um einen kräftigeren Mann endlich an seine Stelle zu bringen; aber seine ehrwürdige Gestalt scheuchte sie zurück. Da sprach er: ich bin freilich zu alt, aber laßt mich eines ehrlichen Todes sterben, würdig eines Königs. Darauf forderte er seinen Neffen mit großer Feierlichkeit zum Kriege heraus. Zu Brawik (Norrköping) sollten die Flotten zusammenkommen. Harald wurde begleitet von den Dänen und Ostgothländern, dazu von vielen Engländern, Friesen, Sachsen und Wenden. In seinem Heere waren eine Menge Skalden, auch Schildjungfrauen (Amazonen). Eine der letzteren, Ursina, führte die Wenden an. Der Schiffe waren so viele, daß man, als sie neben einander lagen, darüber von Seeland bis Skanör wie über eine Brücke gehen konnte. Ein siebentägiger Sturm brachte der Flotte große Gefahr, doch kam sie glücklich vor Brawik an. Da war Sigurd Ring schon angelangt, dem alle Schweden, Norweger und Westgothländer gefolgt waren mit 2500 Schiffen. Man focht nicht zur See, sondern stieg aus, um zu Lande auf der Brawallahaide (in Schweden) zu kämpfen, der greise Harald saß auf einem Streitwagen. Man stritt von beiden Seiten mit der

staunenswürdigsten Tapferkeit, denn es war ein Wettkampf der Ehre für alle nordischen Völkerschaften. Das Motiv dieser Schlacht war kein politisches, sondern ein rein poetisches. Webiorg, eine der tapfern dänischen Schildjungfrauen, verwundete den besten Helden der Schweden, den sagenberühmten (rein mythischen) Starkader ins Kinn; er aber schlug der andern, der Wendenführerin Ursina die schöne Hand mit der Fahne ab. Endlich drang Starkaders unbezwingliche (weil dämonische) Kraft durch und entriß den Dänen den Sieg. Da ließ sich der alte blinde König Harald zwei Schwerter geben, stürzte sich in's dichteste Getümmel und schlug so lange mit beiden Armen, in jedem ein Schwert schwingend, um sich, bis er fiel. Wer ihn aber erschlug war kein anderer als Odin selbst in einer Verkleidung. Am folgenden Tage ließ Sigurd Ring den alten König mit größter Pracht beerdigen und eine Menge Gold und Juwelen in das Grab werfen. So die Sage von der berühmtesten aller Schlachten des Nordens auf der Brawallahaide. Ist ein wirkliches Ereigniß darin auch von der Dichtung weit übertrieben, so charakterisirt sie doch vortrefflich den Heldengeist der alten Dänen.

Sigurd Ring erbte das Reich, dessen Sohn und Nachfolger Regnar Lodbrok nicht weniger sagenberühmt ist. Wie in der Sage von Hildetand die innern Gegensätze Skandinaviens großartig aufgefaßt sind, so in der Regnar-Lodbrok-Saga das Hinausstreben der Normannen in's Weite, ihre Wikingszüge rings um Europa. Hier liegen wieder in der Sagenwelt weltgeschichtliche Hieroglyphen, die wir nicht unbesehen liegen lassen dürfen. Regnar erhielt den Namen Lodbrok von seinen Lodenhosen, die er sich machen ließ, um sich dadurch gegen den Biß eines Drachen zu schützen, aus dessen Gewalt er die schöne Thora in Gothland befreite. Diese Thora wurde seine Gattin, gebar ihm zwei Söhne und starb. Auf einer Heerfahrt in Norwegen erblickte Regnar eines alten Weibes Magd, die häßliche und schmutzige Kraka, als sie sich wusch und sich dadurch plötzlich in die schönste Jungfrau verwandelte. Um zu prüfen, ob sie auch Verstand besitze, verlangte er von ihr, sie solle zu ihm kommen, weder bekleidet noch unbekleidet, weder gespeiset noch nüch-

tern, weder allein noch in irgend eines Menschen Begleitung. Sie aber hüllte sich in ein Fischnetz, das war kein Kleid; kostete ein wenig Lauch, das war keine Speise, und nahm einen Hund mit, das war kein Mensch. Da freute sich sein Herz und er erfuhr ihre edle Herkunft. Sie war Aslauga, des edlen Sigurd und der Valkyrie Brynhildur Tochter, die nach dem tragischen Untergang ihrer Eltern von einem Skalden in seiner Harfe verborgen und gerettet worden war und dann als arme Magd unter dem Namen Kraka (Krähe) hatte dienen müssen. Regnar nahm sie zur Ehe und sie gebar ihm drei Söhne. Nachher zogen Thoras Söhne, Agnar und Erik nach Schweden gegen den König Eistein und seine furchtbare Zauberkuh Sibylja, die alle Menschen umbrachte. Agnar fiel, Erik wurde gefangen und wählte freiwillig den Tod, indem er sich auf Lanzenspitzen in die Höhe heben ließ und bis zum letzten Athemzuge ein Lied sang. Seinen Ring aber schickte er seiner Stiefmutter Aslauga, damit sie ihn räche. Regnar war auf ferner Fahrt, Aslauga aber schickte ihre eigenen Söhne, um die Söhne Thora's zu rächen. Diese waren Hvitserk, Iwar und Sigurd Schlangenauge, in dessen Augenstern man eine Schlange sah. Iwar, der gewaltigste Schütz, erschoß die Zauberkuh. Auch König Eistein fiel und die Brüder waren gerächt. Die drei Siegreichen waren aber noch nicht zufrieden mit den hier bestandenen Gefahren. Iwar sagte: Wir wollen dahin ziehen, wo uns mehr Uebermacht entgegen steht. Darum zogen sie in das Südreich und eroberten viele Burgen und Städte. Unterdeß heerte Regnar selbst in England, wurde aber vom König Aella gefangen und in den Schlangenthurm geworfen, in welchem er, stolz von seinen Thaten singend, starb. Das ist das berühmte Lied Krakumal, welches irgend ein Skalde dem Heldenkönig nachgesungen, das stolzeste Lied des Nordens. Jede Strophe beginnt mit den Worten: „Wir heerten mit dem Schwert.“ In langen Strophen werden alle Schlachten genannt, die Regnar schlug, und alle Könige und Helden, die er tödtete. Wonne des Kampfes, Wollust des Blutvergießens lacht aus jeder Strophe. Der Schluß lautet:

Wir heerten mit dem Schwert!
Geschaart zu ein und funfzig
Schlachten hab' ich das Heer
Auf des Pfeiles Entbietung.
Nimmer mochte ich glauben,
Nimmer, größer als ich,
Der ich jung schon die Spitzen geröthet,
Je einen König zu finden.
Jetzt laden die Asen uns ein;
Beklagt muß der Tod nicht werden.

Ha! es drängt mich zu enden!
Heim bitten die Disen mich:
Aus der Einherien Hallen
Sandte sie Odin mir zu —
Froh soll ich Bier mit den Asen
Am Götterhochsitz trinken — —
Verlöscht ist meines Lebens Licht,
Und Lächeln beut der Tod!
Verlöscht ist meines Lebens Licht
Und Lächeln beut der Tod!!!

Die drei Söhne Aslauga's kamen, den Vater zu rächen, fingen den König Aella und schnitten ihm den Adler auf den Rücken. Iwar blieb in England. Hvitserk heerte weiter, wurde gefangen und ließ sich auf einem Scheiterhaufen von Männerköpfen verbrennen. Von Sigurd Schlangenauge stammte später die Mutter Harald Schönhaars ab. Nach langen Jahren gingen einmal Männer auf der Insel Samsö in einem Walde. Dort fanden sie einen alten Holzmann, 40 Ellen hoch und ganz mit Moos bewachsen und redeten unter einander, wer wohl einst diesem Götzen geopfert haben möge? Da hub auf einmal der Holzmann zu singen an:

„Hier setzten
An den Strand mich
Die seemächt'gen
Söhne Lodbroks,
Und Blutopfer
Mir gebracht ward
Um Mord, südwärts
Hier auf Samsey.

Soll hier stehn, so
Lang' der Strand trägt
Mich, mit Dornen,
Moos bewachsen:
Auf mich triefen
Der Wolken Thränen,
Nirgend schützt' mich
Fleisch noch Kleider."

Das ganze altdänische Heiden- und Heldenthum ging dem Dichter wie im Traume vorüber von der höchsten Blüthezeit, welche Sigurds und Brynhildurs hohe Gestalten bezeichnen, bis zum letzten Verkommen des Heidenthums zur Zeit, da christliche Bekehrer die alten Götzen stürzten, oder diese im tiefen Walde versteckt unbeachtet verfaulten.

Wenden wir uns von jenen Sagen, welche den Ruhm des uralten Lethra verkünden, zu den beglaubigten Nachrichten, welche uns deutsche Geschichtschreiber zuerst von den Dänen geben, so finden wir nur, was oben schon von der Flucht Wittekinds zu seinem dänischen Schwager Siegfried und vom Kampf Karls des Großen gegen Siegfrieds Bruder Gottfried und später von den Angriffen der Normannen mitgetheilt wird. Die dort genannten Könige Gottfried, Siegfried, Hemming gehörten nur Jütland an. Ihre Nachfolger Erich (Horich) und Harald betheiligten sich hauptsächlich bei den normännischen Angriffen auf Friesland. Harald, welcher, vor Erich fliehend, zu Ludwig dem Frommen kam, sich taufen ließ und mit der friesischen Grafschaft Rüstringen belehnt wurde, öffnete den ersten christlichen Missionären den Weg nach Dänemark. Unter seinem Schutze begann 827 Anscar, ein Mönch aus Corvey, das Werk der Bekehrung zuerst in Schleswig. Es glückte ihm sogar, einen Ruf nach Schweden zu erhalten, wo er jedoch nur kurze Zeit bleiben konnte. Als Ausgangspunkt für die nordische Bekehrung gründete Ludwig der Fromme 834 das Erzbisthum Hamburg, aber schon drei Jahre später wurde dasselbe von heidnischen Wikingern zerstört, Harald vertrieben. Anscar rettete sich durch die Flucht und konnte erst 847 sein Werk wieder von Bremen aus beginnen, indem das Erzstift Hamburg der größeren Sicherheit wegen dorthin, nämlich weiter rückwärts verlegt wurde. Ein kleiner jütischer König, Erich, nahm sich seiner an und erlaubte ihm, die erste Kirche in Schleswig zu bauen. Auch ging er von hier aus noch einmal nach Schweden, jedoch noch ohne Erfolg. Endlich starb er 865 zu Bremen. Man hat ihn den Apostel des Nordens genannt, weil er in die Urnacht des nordischen Heidenthums wenigstens den ersten Schimmer des

christlichen Lichtes brachte. Bald nach seinem Tode aber erneuerten sich die großen Raubzüge der Normannen und am Ende des Jahrhunderts brachte Gorm der Alte das ganze dänische Reich unter sich, ein finsterer Heide. Der deutsche König Heinrich bändigte ihn und zwang ihn, die Taufe anzunehmen. Sein Sohn Harald Blaatand (Blauzahn) aber heerte wieder als furchtbarer Wikinger, ließ seinen unschuldigen Neffen Goldharald henken, behauptete mit Hülfe des Hakon Jarl Norwegen gegen den christlichen Olaf Tryggwason, wurde aber wieder vom deutschen Kaiser Otto dem Großen gebändigt, der bei diesem Anlaß bis zur Nordspitze Jütlands (dem Ottensund) vordrang, 948. Dieser wilde Harald hatte einen Sohn Swein, den ihm eine Sklavin, in Palnatokes Hause dienend, geboren hatte. Palnatoke aber war unzufrieden mit dem tyrannischen Könige. Harald wußte, welch ein guter Schütz derselbe sey und befahl ihm, einen Apfel von seines eignen Sohnes Kopf zu schießen. Palnatoke that es, erschoß aber nachher den König selbst, als derselbe auf einer Reise eben abgestiegen war, um ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen. Der Mörder aber floh und baute an der Küste Pommerns die berühmte Jomsburg, ein Asyl für eine Wikingergesellschaft, die ohne Weiber nach dem strengsten Kriegsgesetze lebte und großen Ruhm erlangte. Haralds Tod ist, wie es scheint, von Saxo Grammatikus, dem wir die Erzählung entnommen haben, sagenhaft ausgeschmückt worden. Adam von Bremen berichtet dagegen, Harald habe seinem bösen Sohn Swein zu lange gelebt, dieser habe Krieg gegen ihn erhoben und Harald sey in der Schlacht tödtlich verwundet worden, 986.

In allen echt geschichtlichen Erinnerungen, wie in den Sagen der alten Dänen, prägt sich vorzugsweise der Jarl aus, der adelige Held, der rücksichtslose und unbezwingliche Sohn Odins. Bei keinem andern der nordischen Volksstämme ist dieses Element so stark vertreten wie bei den Dänen.

3.

Die Norweger.

Norwegen war anfangs nur schwach bevölkert und jede zusammengehörende Sippschaft wohnte unabhängig von der andern in einem der vielen Thalgelände, die durch Berge und dunkle Tannenwälder von einander getrennt sind, jede unter ihrem eigenen kleinen Könige. Als das vornehmste Königsgeschlecht erscheinen die Säminger in Drontheim, abstammend von Säming, dem Sohne Odins. Daneben gab es aber noch eine andere, wahrscheinlich ältere Genealogie, wonach andere Könige von Toray und dessen beiden Söhnen Nor und Gor abstammen sollten. Das deutet auf den Gott Thor hin, welcher in der That von den freien norwegischen Bonden am meisten verehrt wurde. Was die Sage von den ältern kleinen Königen überliefert hat, können wir füglich übergehen. Die eigentliche Geschichte Norwegens fängt erst ziemlich spät in der Mitte des 9. Jahrhunderts an, in der Zeit, in welcher es einem der kleinen Könige gelang, alle übrigen zu unterjochen und sich zum Alleinherrn von ganz Norwegen zu machen. Dieser kleine König aber stammte aus dem Geschlechte der Ynglinger, welches mit Olaf Tretelgja aus Schweden nach Wermeland gekommen war, und hieß Harald, später „Schönhaar“ zubenannt.

Seine Geschichte ist von Snorre in der Heimskringla mitgetheilt. Als der junge Harald um die schöne Gyda, Tochter eines kleinen Königs in Hardeland warb, antwortete sie, sie möge ihr Magdthum nicht verderben um eines so kleinen Königs willen; wenn er Alleinherr von ganz Norwegen sey, könne er wiederkommen. Da schwur er, sein schönes Haar nicht zu kämmen, noch zu scheeren, bis er Norwegens Herr sey. Die Saga berichtet nun weitläuftig, wie er nach und nach alle Häuptlinge Norwegens in Schlachten besiegte oder in ihren Häusern verbrennen ließ, wie sein Heer sich stets vermehrte und wie er über die besiegten Thäler Jarle einsetzte.

Endlich war ganz Norwegen sein, was alle freisinnigen Männer zur Auswanderung veranlaßte. Er aber kämmte sich jetzt sein schönes Haar und ließ sich die stolze Gyda bringen; außer ihr nahm er aber noch viele andere Weiber, mit denen er eine Menge Kinder zeugte. Er starb hochbejahrt, 930. Mit ihm begann die Einheit des norwegischen Reichs, aber auch die große Auswanderung nach der Normandie und nach Island. Das halbe Volk floh den Tyrannen und siedelte sich in andern Zonen an.

Sein Sohn und Nachfolger Erich Blutaxt kämpfte viel mit seinen Brüdern um des Reichs Erbe und machte sich durch seine Grausamkeit so verhaßt, daß er vertrieben und im Ausland erschlagen wurde, sein sanfter Bruder Hakon der Gute aber, der in England erzogen und dort auch Christ geworden war, ihm auf dem Throne nachfolgte, 939. Wie sehnlich dieser wünschte, das Volk zu seinem Glauben zu bekehren, konnte er die trotzigen Bonden doch nicht dazu bewegen. Es gab äußerst heftige Scenen, die Snorre umständlich erzählt. Hakon sollte bei dem großen heidnischen Opferfest nach alter Sitte den Vorsitz führen und wollte nicht. Sie aber zwangen ihn über dem Opferkessel mit Pferdefleisch wenigstens den Mund aufzuthun, daß es aussähe, als hätte er das heidnische Opfermahl mitgenossen. Unter seinen Brudersöhnen (Tryggwi war der eine) waren es besonders Eirik, sowie der harte Sigurd, die ihm an der Spitze der heidnischen Partei widerstanden. Nach Eiriks Tode übernahm dessen Sohn Harald Grafeld den Kampf und Hakon der Gute fiel in der Schlacht, zufällig auf demselben Felsen, auf dem er geboren worden war, 962. Nachher wurde der mächtige Sigurd dem Harald lästig und einmal bei Nacht von ihm überfallen und in seinem Hause verbrannt. Sein Sohn, der junge Hakon Jarl, behielt indessen die große Partei des Vaters. Harald Grafeld fiel im Kampf. Hakon Jarl wurde durch eine Heirath mit der reichen Thora noch mächtiger. Nun kam aber der deutsche Kaiser Otto, besiegte die Dänen und zwang auch den Hakon Jarl, das Christenthum anzunehmen. Dessen entledigte sich Hakon indeß gleich wieder, sobald der Kaiser fort war. Noch grö-

ßeres Ansehn gewann er durch seinen Sieg über die Jomswikinger. Aber sein Uebermuth war allzugroß. Ungescheut ließ er die schönsten Töchter des Landes greifen und entehrte sie. Das größte Aufsehen erregte der Raub Gudron's, der Tochter Bergthor's, welche die Sonne des Landes genannt wurde. Da kamen Boten der Norweger zu Olaf Tryggwi's Sohn, dem rechtmäßigen Erben der Krone, ihn in's Land zu rufen. Aber ehe er noch kam, war Hakon Jarl schon von seinem Volke verlassen und mußte mit seinem Weibe Thora und seinem Knecht Krakar unter einem Misthaufen sich verstecken. Als er im Schlafe laut aufschrie, erschrak Krakar so sehr, daß er, da sie doch verrathen waren, lieber gleich den Jarl erdrosselte und sein abgeschnittenes Haupt dem Olaf brachte. Dieser aber ließ ihm das Haupt gleichfalls abschlagen und das Volk steinigte beide Köpfe.

Olaf Tryggwason war noch nicht geboren, als Tryggwi, sein Vater, erschlagen wurde. Dessen schwangere Frau Astrid floh auf eine kleine Insel, wo sie den Olaf gebar. Auf ihrer weiteren Flucht wurde sein Erzieher Thorolf von den Esthen erschlagen und Mutter und Kind zu Sklaven gemacht. Als aber Sigurd Eirikson nach Esthland kam, fiel ihm der schöne Knabe Olaf auf, er erkannte in ihm seinen Neffen und brachte ihn zu König Waldemar, der ihn ritterlich erziehen ließ. Da sah einmal der Knabe den Mörder Thorolf's wieder und erschlug ihn augenblicklich mit seiner kleinen Axt. Alle bewunderten diese That und Olaf wurde der Männer schönster und tapferster. Er führte mancherlei Thaten für den König aus und heirathete die reiche Geira, die Tochter des König Burisleif. Als dieser dem Kaiser Otto gegen die Dänen zuzog, machte auch Olaf den Feldzug mit. Die reiche Geira starb, Olaf heerte in England, wo er die heilige Taufe empfing, und wo die Königin Gyda ihn unter vielen Männern sich selbst aussuchte, weil er der schönste war. Auf Irland gewann er den besten der Hunde, Namens Wigi, von einem Rinderhirten. Nachher riefen ihn die Norweger, das Land seiner Väter einzunehmen und den bösen Hakon Jarl zu vertreiben. Nachdem dies geschehen, ward Olaf unter dem Jubel des Volks zum König über ganz Norwegen ausgerufen. Seine

Mutter Astrid aber wurde endlich als arme Sklavin wiedergefunden und von einem reichen Manne geheirathet. Olaf trachtete nun vor allem, das Christenthum einzuführen und ließ alle Seidmänner (Zauberer) in einen Saal zusammenbringen und verbrennen, auch alle Götzenbilder in Drontheim niederreißen und alles Volk taufen. Wer sich widersetzte, wurde erschlagen. Wieder Wittwer geworden, heirathete er die Gudruna, als sie ihn aber in der Brautnacht umbringen wollte, indem sie glaubte, er schliefe schon, entriß er ihr den Dolch und floh, sie raffte rasch ihre Kleider zusammen und floh auf die andere Seite. Beide sahen sich nie wieder. Sie gehörte also wohl zur heidnischen Partei. Olaf baute sich ein riesenhaftes Schiff, die lange Schlange genannt, Eirik aber, der Sohn von Hakon Jarl, verband sich mit den Königen von Schweden und Dänemark und mit den Jomswikingern gegen ihn. In einer großen Seeschlacht unterlag Olaf der Uebermacht und als alles verloren war, sprang er von seinem großen Schiff mit geschwungenem Schwert ins Meer und der Rest seiner Getreuen stürzte sich ihm nach, i. J. 1000.

Nach seinem Tode behaupteten sich Hakon Jarls Söhne eine zeitlang in Norwegen und pflegten wieder das Heidenthum, bis Olaf der Heilige, ein versprengter und als Wikinger umher irrender Nachkomme Harald Schönhaars unter ähnlichen Umständen, wie früher Olaf Tryggwason in die Heimath zurückkehrte, einen Anhang fand und Hakons Söhne nach Schweden vertrieb, 1015. Da er bereits ein Christ geworden war, ließ er sich sehr angelegen seyn, das durch die Jarle zerstörte Werk Olaf Tryggwasons wieder herzustellen und überall das Christenthum wieder einzuführen. Auch er ging dabei gewaltsam zu Werke, jedoch nicht, ohne von den heidnischen Bonden stark gereizt zu seyn. Wenn sie nur auf ihn hören wollten, redete er ihnen vernünftig zu, den thörichten Götzendienst zu verlassen. Sie hatten ein großes Bild des Thor mit einem Hammer in der Hand und reichlich mit Gold und Silber geschmückt, dem sie täglich vier Laib Brod und eine große Portion Fleisch vorsetzten. Vor diesem Bilde stritt der König mit Gudbrand, dem Führer der Bauern, ob es möglich sey, daß eine Gottheit in dem Holze wohne, und da

der Morgen dämmerte und das Volksthing beginnen sollte, achtete der König auf den Augenblick, wenn die Sonne aufgehen würde, und sprach zu Gudbrand: „du trotzest auf deinen Gott und beschwerst dich, daß du den meinigen nicht siehest. Aber dein Gott ist blind und taub und kann niemand helfen, weil er sich selbst nicht helfen und nicht von der Stelle kann, wenn man ihn nicht fortträgt. Und du wirst sehen, daß er bald untergehen wird. Willst du aber meinen Gott sehen? Auf, ihr alle, blickt nach Osten, da kommt unser Gott mit seinem gewaltigen Lichte!" Die Sonne stieg eben empor und verwundert blickte das ganze Volk nach ihr hin, da zertrümmerte ein Mann des Königs das Götzenbild mit der Axt, daß es zusammenbrach und Ratten und Mäuse herausliefen. Entsetzt floh das Volk, aber Gudbrand selbst erkannte am Ende, Thor müsse kein rechter Gott seyn, sonst würde er sich selber haben helfen können. Und nun bekehrten sich alle, 1022. Aber der fromme König behauptete sich nicht lange im Besitz des Reiches. Canut, der mächtige König Dänemarks, vertrieb ihn und als er zurückzukehren wagte, fiel er in der Schlacht bei Stiklestad, 1033.

Wie bei den Dänen der Jarl, so herrscht bei den Norwegern entschieden der Kerl oder Bonde, der freie Bauer vor und charakterisirt vorzugsweise das norwegische Leben.

4.

Island. Grönland. Winland.

Im Jahr 860 wurde der Schwede Garbar Swafarson durch einen gewaltigen Sturmwind an die Ufer einer fernen großen Insel im Nordwesten verschlagen und einige Jahre später Naddoddr, ein berühmter Wikinger, ebenfalls durch Sturm. Da beschloß der Norweger Floke, das ferne Land näher zu untersuchen. Er segelte zuerst nach den Faröerinseln, welche damals schon bekannt waren, und richtete von hier aus seinen Lauf nach Nordwesten. Der Weg war

aber weit. Da ließ er einen Raben fliegen, der sich rückwärts wandte, woraus Floke erkannte, daß er den Faröerinseln noch näher seyn müsse, als der großen unbekannten Insel, die er suchte. Er fuhr wieder lange weiter und ließ noch einen Raben fliegen, der in die Höhe stieg und wieder zum Schiff zurückkam, weil ihm die Entfernung nach jedem Lande hin zu weit war. Floke fuhr immer weiter und ließ endlich den dritten Raben fliegen. Der flog vorwärts und zeigte dadurch die Nähe des ersehnten Landes an. Floke fand es aber voller Schnee und Eis und nannte es darum Island, 874. Island ist auch im Sommer wegen seiner hohen, nördlichen Lage mit Schnee und Eis bedeckt. Doch hat es einige fruchtbare Thäler und besonders viele Weiden für das Vieh. Die gebirgige Mitte ist unwirthbar durch Schnee und Eis und durch die Vulkane, unter welchen der Hekla der berühmteste ist, und die zuweilen das Eismeer in ein Feuermeer verwandeln. Weil aber des nutzbaren Bodens an den niedern Küsten genug vorhanden und der Fischfang überaus ergiebig war, berechneten die Norweger, daß eine Auswanderung dahin sich immerhin lohnen würde. Es war gerade die Zeit, in welcher sie durch Harald Schönhaar ihre alte Freiheit und ihr altes Recht verloren. Ihre lang ausgedehnte und durch Gebirge zerrissene Küste gestattete den Bewohnern der einzelnen Thäler nicht, sich in eine große Heeresmasse zu sammeln, um gemeinsam dem Könige zu widerstehen. Da sie ihn nun weder überwinden konnten, noch ihm gehorchen mochten, wanderten sie zu vielen tausenden aus. Die junge rüstige Mannschaft ergab sich dem Wikingsleben und diese norwegische Jugend war es hauptsächlich, die unter dem von Harald vertriebenen Rollo die Normandie eroberte und neu bevölkerte. Die älteren, reicheren und mehr den Frieden liebenden Norweger dagegen wanderten massenhaft nach Island aus. Die Zahl derer, die sich hier niederließen, soll sich bald bis auf 80,000 Seelen belaufen haben. Auch ein kleiner König, Skallagrim, wanderte mit aus, aber alles Königthum hatte in Island aufgehört. Die Männer bildeten hier einen Freistaat und regierten sich selber in einer jährlichen Volksversammlung, dem Althing. Harald Schön-

haar ärgerte sich nicht wenig über diese große Auswanderung und über die Errichtung eines so gefährlichen Freistaates. Er machte daher einen Versuch, Island zu erobern, der aber mißlang. Die Isländer behaupteten lange ihre Freiheit und ihre alten Sitten. In ihrer Einsamkeit beschäftigten sie sich viel mit den Erinnerungen an ihre Heimath und mit den alten Liedern und Sagen, deren großen Reichthum sie fast allein uns aufbewahrt haben. Oft heerten auch noch Isländer als Wikinger und strebten aus ihrer schneeigen Einsamkeit hinaus zum schönen Süden. Durch diesen Verkehr wurde ihnen das Christenthum vermittelt, welches sie nach und nach freiwillig und aus Ueberzeugung annahmen. Thorwald kam 981 als erster Missionär nach Island und schon im J. 1000 wurde durch einen Beschluß des Althing das Christenthum auf der ganzen Insel eingeführt und Islef in Skaalholð zum ersten Bischof ernannt.

Schon im J. 876 war Gunbjörn in die Nähe von Grönland gekommen, doch wurde dieses große Land erst 985 von dem Isländer Erich dem Rothen wieder aufgefunden und näher untersucht. Es ist noch viel größer und schneereicher als Island, bot doch aber auch Thäler mit grünen Weiden dar und wurde deshalb Grönland genannt. Auch hier also siedelten sich Norweger an und trieben einen so einträglichen Handel mit Fischen, Seehundshäuten, Wallroßzähnen 2c., daß im J. 1124 in Gardar, dem Hauptorte, ein Bisthum gegründet werden konnte.

Auch die Faröer-, Orkney- und Shetlandsinseln im Norden von Schottland wurden von Wikingern oder ausgewanderten Norwegern in Besitz genommen. Ihre Geschichte gleicht der aller Wikinger. Trotziger Mannesmuth, Raub, Mord und Todschlag sind hier immer die Hauptsache, doch hat auch aus manchem Ereigniß auf den Inseln die Sage schöne und zarte Bilder in ihren Schleier gewoben. Eine der eigenthümlichsten Sagen ist die von der Bekehrung der Faröerinseln. Hier war der mächtigste heidnische Häuptling, der alte Trund von Goete, ein treues Nachbild des verschlagenen Odin selbst. Durch Mord des Brestesen machte er sich zum Herrn der Inseln.

Der Sohn des Ermordeten, Sigmund, diente unter Olaf Tryggwason, wurde ein großer Held und ein Christ, kehrte nach seinen Heimathinseln zurück und wurde freudig empfangen, auch von dem schlauen Trund selbst, der sich vom Morde seines Vaters rein wusch. Sigmund wurde Herr der Inseln, führte das Christenthum ein, taufte den alten Trund mit Gewalt und führte ihn zu Schiffe nach Norwegen. Aber durch Zauber bewirkte der alte Trund, daß das Schiff nicht von der Stelle kam und blieb somit zurück. Nachher stellte er dem Sigmund nach, überfiel ihn bei Nacht und steckte sein Haus in Brand. Sigmund und sein Gefährte Einar konnten sich nur durch einen Sprung ins Meer retten. Sie schwammen lange, bis Einar ermüdete. Sigmund nahm ihn auf die Schulter und trug ihn getreulich lange, bis er merkte, daß er todt sey. Endlich sank er selbst bewußtlos ins Meergras. Arme Leute fanden, beraubten und erschlugen ihn. Durch Olaf den Heiligen wurde das Christenthum auf den Inseln hergestellt, Trund aber lebte ungestraft bis ins höchste Alter.

Das fernste und merkwürdigste Land, welches die Norweger entdeckten, nannten sie Winland, weil wilder Wein dort wuchs. Es war die Küste von Nordamerika, zwischen Newfoundland und Maryland, wohin sie kamen. Zuerst wurde Björn, der nach Grönland fahren wollte, durch einen Sturm nach Winland verschlagen, 994. Nach seiner Rückkehr rüstete Leifr, bei dem sich auch ein gewisser Tyrker aus Deutschland befand, ein Schiff aus und erreichte Winland im J. 1000. Wahrscheinlich landeten sie in der Nähe von Boston. Als sich Tyrker einmal von der übrigen Gesellschaft entfernt hatte, fanden sie ihn ein wenig berauscht vom einheimischen Weine. Seine Gefährten wollten ihm nicht glauben, er aber entgegnete, er müsse doch besser als sie wissen, was Wein sey, da er in einem Weinlande geboren sey. Sie kehrten wieder heim, es folgten ihnen aber bald andere Seefahrer nach, welche neugierig waren, das große Land zu sehen. Im J. 1004 kam Thorwald dahin, der erste, der mit einheimischen Wilden kämpfen mußte, von ihnen tödtlich verwundet und im Lande als Christ beerdigt wurde mit einem Kreuz

auf dem Grabe. Im J. 1006 kam der reiche Thorfinn mit 160 Mann und einer Anzahl Vieh nach Winland, um sich dort niederzulassen. Aber auch sie wurden zu sehr von den Wilden belästigt und kehrten wieder um. Nur von einem weiß man, der in Winland geblieben ist. Björn Asbrandson, der berühmte Jomswikinger, kam nach Island, lebte in unerlaubter Liebe mit der schönen Thurid, Schwester des mächtigen Häuptlings Snorre Gode. Dieser vertrieb ihn und er floh aufs Meer. Lange Jahre nachher wurde ein norwegisches Schiff durch Stürme an die Küste von Nordamerika geworfen und die Mannschaft von den Wilden gefangen. Unter den Wilden genoß aber ein ehrwürdiger Greis großes Ansehen, frug die Fremden in norwegischer Sprache, woher sie wären, erkundigte sich mit Wärme nach der schönen Thurid und ihrem Sohne und gab den Fremden einen Goldring für sie, ein Schwert für den Sohn mit. Es war der alte Björn gewesen. Er selbst wollte seine neue Heimath nicht mehr verlassen. Hundert Jahre später soll Bischof Erik von Grönland noch eine Fahrt nach Winland unternommen haben, von der aber nichts näheres bekannt geworden ist. Nachher ist niemand wieder aus Europa nach Winland gekommen, bis erst am Ende des 15. Jahrhunderts der Welttheil Amerika durch Columbus von Spanien aus wieder entdeckt wurde. Damals aber war die Erinnerung der früheren norwegischen und isländischen Fahrten nach Winland den Menschen schon wieder entschwunden und man hielt lange Zeit jenen glücklichen Columbus für den ersten Entdecker.

5.

Isländische Dichtkunst.

Das ehrwürdigste Denkmal des altnordischen Geistes überhaupt ist das Buch der Edda (Ahnfrau), welches uns in zweifacher Form überliefert wurde, in der s. g. älteren Edda, worin schöne uralte Lieder durch den isländischen Priester Sämund (zwischen 1054 und

1133) gesammelt wurden, und in der jüngern Edda, in welcher der oben schon genannte Isländer Snorre Sturleson Prosaauszüge mittheilte. Der Inhalt beider Edden ist die alte Götterlehre von Odin, von den Asen, Vanen, Riesen, Zwergen und Alven, von Odins Listen, Thors Kämpfen mit den Riesen, von Baldurs Tod, von Lokis Tücke, vom Weltuntergang und von Menglöds Befreiung. Ihr hohes Alterthum, ihr tiefsinniger Inhalt voll wunderbar eigenthümlicher Poesie stellen sie hoch über alle andern Geisteswerke des Nordens. Doch enthalten sie auch viel Räthselhaftes, wozu bis jetzt der Schlüssel noch nicht gefunden wurde.

Ein Theil der alten Eddalieder handelt auch vom Helden Sigurd, dem noch viele große und kleine nordische Dichtungen auch neben denen der Edda gewidmet sind. Die größte und schönste Dichtung von Sigurd ist die Volsunga-Saga. An sie aber schließt sich die Vilkina-Saga, die ihren Stoff aus dem deutschen Süden entlehnt und den ganzen Sagenkreis von Sigurd und den Nibelungen, wie von Etzel und Dietrich von Bern zusammenfaßt. Eben so ist die Völundarquida oder die Sage von Wieland dem Süden entlehnt.

Daran schließen sich eine außerordentlich große Menge, in Island verfaßter Sagaen, die noch lange nicht alle gedruckt sind. Ein Theil dieser Aufzeichnungen ist vorzugsweise mythisch und bringt Bruchstücke der alten Götterlehre. So Fundinn Noreger (das gefundene Norwegen), die Nornagest-Saga, die schöne Hervarar-Saga, deren mythischer Inhalt sich mehr dem Heldenbuch des deutschen Südens, als den Edden anschließt, die Sagaen von Rolf Krake, Dervarrad, Frithiof &c. Ueberhaupt kommen einzelne Göttermythen als Episoden in sehr vielen auch sonst rein historischen Sagaen vor. So eine reiche Thorsmythe in der größern Sage von Olaf Tryggwason. Ueber den geschichtlichen Sagen stehen oben an die Noregs Konunga (Leben der norwegischen Könige), die große Sage von Olaf dem Heiligen, zwei von Tryggwason, die sehr interessante Jomswikinga-Saga (von den Thaten der Wikinger in Jomsburg),

das isländische Landnamabook, die Sagen von den Faröerinseln, den Orkneys ꝛc.

Der Hauptinhalt aller dieser Sagaen ist altnordisches Heldenthum, Kampf, Todesverachtung, Lust an blutigem Mord, oft auch Verrath. Es wird nicht nöthig seyn, davon noch Proben mitzutheilen. Nur einige besonders charakteristische oder zarte Züge aus jener düstern nordischen Welt verdienen besondere Beachtung. So das Amazonenthum. Herwöra, die starke Tochter Angantyrs, wurde nach ihres Vaters frühem Tode bei dem Jarl Biartmar, dem Vater ihrer Mutter, erzogen, war aber von Jugend auf wild und amazonenhaft, lief in den Wäldern umher und erschlug jeden, der ihr mißfiel. Als man ihr einst vorwarf, sie sey nur eines Sklaven Tochter, forderte sie von Biartmar Gewißheit über ihren Vater und beschloß, zu dessen Grabe zu gehen und das mit ihm beerdigte Zauberschwert Tyrfing von ihm zu fordern. Ihr Gespräch mit dem Vater im Grabe ist eine der schönsten nordischen Dichtungen (in der Hervararsage). Als sie vom Grabe zurückkehrte, waren ihre Leute aus Angst entflohen. Sie ging nun, als Mann verkleidet, in die Dienste des alten biarmischen König Gudmund. Da zog einst, als sie sich beim Schachspiel beschäftigte, ein Höfling ihr Schwert aus der Scheide. Nie aber konnte es gezogen werden, ohne Menschenblut geleckt zu haben. Darum entriß ihm Herwöra das Schwert, tödtete ihn selbst damit und kehrte heim. Aber der Fluch haftete am Schwert in alle Folgezeit.

Eine andere Amazone war Alfhilde, die Tochter Sigurds von Ostgothland, die, um den Alf nicht heirathen zu müssen, männliche Kleidung anlegte und ein Seeräuberleben führte, bis sie einst auf dem Meer mit Alf zusammentraf. Lange kämpften sie mit einander, da wurde ihr der Helm vom Haupt geschlagen, ihre Haare rollten herab und staunend erkannte er seine Geliebte. Nun hörte aller Streit auf und sie wurde willig sein Weib.

Syritha, die Tochter des kleinen König Siwald in Schleswig, die keuscheste Jungfrau des Nordens, bat ihren Vater, sie keinem Manne zu geben, außer den sie ansehen würde. Sie sah aber keinen an,

sondern senkte ihren Blick allezeit zu Boden. Da entführte sie Ottar, Ebbas Sohn, mit List, entließ sie aber wieder, als er sie nicht bewegen konnte, ihn anzusehen. Sie irrte umher, bis der Zufall sie in Ebbas Haus führte, wo sie als Magd diente und unerwartet von Ottar wieder gefunden wurde. Nun stellte er sich, als wolle er eine andere heirathen, ließ die Hochzeit bestellen und befahl Syritha, die Fackel zu halten, während er mit seiner vermeintlichen Braut zu Bette ging. Da schlug sie die Augen so tief nieder, und war so mit ihrem Geist abwesend, daß sie nicht einmal merkte, wie ihr die Fackel auf die Finger brannte. Da bat Ottar sie, doch die Fackel wegzuthun, daß sie sich nicht verbrenne, und nun erst blickte sie auf und sah zugleich, daß gar keine Braut da war — als sie selbst.

In der schönen Laxdäla-Saga lernt der muthige Kiartan die schon verheirathete edle Gudrun kennen und lieben, ihr Gatte stirbt, aber er kann sie noch nicht heirathen, er muß noch in die Weite ziehen und bittet sie, drei Jahre auf ihn zu warten; kehrt aber nicht heim und sie läßt sich bereden, den Bolle zu heirathen. Nun erst kehrt Kiartan wieder mit einem schönen Ehrenmantel König Olaf Tryggwasons, der einmal unerkannt mit ihm in die Wette geschwommen, einem köstlichen Schwerte von demselben König und einem eben so köstlichen Hauptschmuck. Den letztern schenkt er der Hrefna, die er heirathet. Alsbald feinden sich die beiden Weiber um den Rang an. Gudrun läßt bei einem Gastmahl Kiartans Kleid beschmutzen, sein Schwert und den Hauptschmuck Hrefnas rauben, endlich den Kiartan selber ermorden. Als darauf Kiartans Verwandte in der Blutrache den Bolle umbringen, wäscht Gudrun gerade Linnenzeug, läßt sich nicht stören und lächelt bei der Nachricht, ihr Gatte sey todt. Endlich geht sie in ein Kloster und sagt: „ich war gegen den am bösesten, den ich am meisten liebte."

Nach der Gunlaug-Saga hatte Gunlaug seiner Braut Helga versprochen, binnen drei Jahren heimzukehren. Als es nicht geschah, mußte sie wider ihren Willen den Rafn heirathen. Da kam Gunlaug zurück in einem schönen Ehrenmantel, den ihm ein König ge-

schenkt hatte, und forderte Rafn zum Zweikampf. Rafn aber bediente sich einer Arglist und versetzte, schon besiegt, während ihm Gunlaug mitleidig Wasser brachte, ihm tückisch eine schwere Wunde. Gunlaug aber behielt noch so viel Kraft, ihn zu erschlagen. So starben beide. Helga mußte nun den Thorkel heirathen, der Gram aber verzehrte sie. Da ließ sie sich Gunlaugs Mantel bringen, sah ihn eine Weile unverwandten Blickes an und fiel todt in Thorkels Arm zurück.

Sehr schön und eigenthümlich ist die Nials-Saga. Nials Weib Bergthora stritt mit Hallgerda, dem Weibe Gunnars, um den Vorrang. Hallgerda, von der es hieß, sie habe schon ihre zwei frühern Männer umgebracht, ließ einen von Nials Leuten tödten. Darüber entspann sich die Fehde, die aber immer wieder gesühnt wurde, da Gunnar wie Nials gutmüthig war und nur die Weiber immer neu zum Kampfe trieben. Einmal umringten die Gegner Gunnars Wohnung und belagerten ihn. Die Sehne seines Bogens brach; er bat Hallgerden, ihm eine neue von ihrem langen Haar machen zu lassen, aber sie weigerte sich und verhöhnte ihn, weil jetzt für sie die Stunde gekommen sey, sich dafür zu rächen, daß er ihr einmal im Unwillen über ihre Bosheit eine Ohrfeige gegeben habe. So konnte sich Gunnar nicht mehr wehren und starb an vielen Wunden. In der Folge wurde auch des alten Nials Haus umringt und in Brand gesteckt. Weder er, noch sein Weib Bergthora wollten sich retten, sondern beide legten sich zusammen ins Bett und verbrannten. Eben so ein kleiner Enkel, der sich durchaus nicht von ihnen trennen wollte.

Reiche Schätze von Poesie enthalten außer den Sagaen die nordischen Volkslieder und die erst in neuerer Zeit aufgezeichneten alten Volksmärchen. Auch sie behalten die volksthümlichen Grundzüge der Kühnheit, des zähesten Trotzes, der Todesverachtung, der Blutrache, aber auch der Treue und alles opfernden Liebe.

6.

Die Schweden.

Die älteste schwedische Geschichte ist von Snorre Sturleson († 1241) in dem berühmten Buche Heimskringla (der Weltkreis oder Heimathring der Menschen) und zwar insbesondere in dem ersten Theile desselben, der Ynglinga-Saga freilich nur sagenhaft niedergeschrieben worden. Darnach heißen die ältesten Schwedenkönige Ynglinger, abstammend von Odins Sohn Yngwi. Ihre Sage ist so mit Mythen durchflochten, daß sie für die Geschichte nur wenig Gewinn abwirft. Doch erkennt man darin eine ganz andere volksthümliche Grundlage, wie in der ältesten dänischen und norwegischen Geschichte. Yngwi wird auch Frey zubenannt und die Vanengötter Njördr, Freyr, Freiya und verwandte Wesen, Frode, dessen Name im Sprüchwort von Frodes Frieden erhalten blieb, Friedlev &c., die unter den geschichtlichen Königen Schwedens genannt werden, so wie die öfter wiederkehrende Anpreisung eines ruhigen Friedens, fruchtbarer Jahre und reicher Ernten, lassen keinen Zweifel übrig, daß in Schweden die Vanen eine vorzügliche Verehrung genossen, und daß wir es hier mit einem ackerbauenden und Ruhe bedürftigen Volke zu thun haben, in welches die gewaltthätigen Odinsdiener nur übermüthig eingedrungen sind. Die Stärke des ackerbauenden Volks ließ sich aber nicht so leicht von kriegslustigen Königen beugen. In mehreren Sagen wiederholt sich der Trotz der Bauern gegen die Könige. Einst war große Hungersnoth in Schweden. Da sammelte sich das Volk in Upsala, um große Opfer zu bringen, damit die Götter das Land wieder fruchtbar machen möchten. Im ersten Jahr am großen Herbstfest wurden Rinder geopfert, da aber der Mißwachs fortdauerte, im zweiten Herbste Menschen, und als auch jetzt noch die Erde nicht fruchtbar werden wollte, opferten die Schweden im dritten Herbste ihren König Domalldi, schlachteten ihn und spritzten sein Blut umher,

wie man bei Opfern pflegte. Da waren die Götter versöhnt und im nächsten Frühjahr grünten die Saaten herrlich empor.

Merkwürdig erscheint ein großer Aufstand der Trälle in Schweden zur Zeit des König Eigill. Tunni, der Anführer der Trälle, schlug den König in acht Schlachten, bis diesem die Dänen zu Hülfe kamen. Da fiel Tunni und die Trälle wurden besiegt, nachher aber wurde der König durch den Stoß eines Stieres getödtet. Dieser Stier und Eisteins oben erwähnte Zauberkuh beweisen, daß die zum Ackerbau unentbehrlichen Rinder eine besondere Achtung und Bedeutung bei den alten Schweden hatten. Mit einem schmerzlichen Seitenblick auf die Dänen berichtet die Ynglingasaga, daß zu Rolf Krakes Zeit das Unwesen der Seekönige den Anfang genommen habe, und daß man unter einem Seekönig einen verstand, „der niemals schlief unter rußigen Balken und niemals trank aus dem Horn am Heerde.“ Dagegen preist die Sage den Schwedenkönig Onund, welcher, offenbar in der Absicht, dem Räuberwesen zu steuern, unfruchtbare Landstrecken urbar machte und Straßen durch ganz Schweden zog, um der Uebervölkerung und den Heimathlosen die friedliche Ansiedlung zu erleichtern. — Als König Ingialld einmal zu Upsala beim großen Götterfest das übermüthige Gelübde that, als Eroberer ausziehen und die Größe seines Reichs verdoppeln zu wollen, umringte das Volk sein Haus in der Nacht und verbrannte ihn darin.

Als Iwar Widfamne Schweden eroberte, wanderte der letzte Ynglinger Olaf mit vielem Volk aus und baute zum erstenmal das bisher öde Wermeland an, wovon er Tretelja (Zimmermann) genannt wurde, aber das mit ihm gezogene Volk verbrannte ihn in seinem Hause, den Göttern zum Opfer, damit dem neuen Lande Fruchtbarkeit werde.

Auch später tritt im schwedischen Charakter noch eine gewisse Milde hervor. König Björn ruft freiwillig den Anscar nach Upsala und läßt ihn dort predigen. Es befanden sich viele christliche Gefangene in Schweden, welche ihm entgegenjubelten. Durch sie war ohne Zweifel der König neugierig gemacht worden, das Chri-

stenthum näher kennen zu lernen. Anscar ging zweimal nach Schweden und nach ihm wirkte dort seit 805 noch Rimbert, allein alles versank wieder ins Heidenthum. Um diese Zeit waltete Gorm der Alte in Dänemark, Erich Edmundson von Schweden aber eroberte Finnland, Esthland und Kurland. Seit dieser großen östlichen Eroberung trat das bisher verhältnißmäßig unbedeutende und schwache Schweden, dem Dänemark lange überlegen gewesen war, zum erstenmal als Großmacht des Nordens auf. Erich starb 935. Sein Enkel Erich der Siegreiche bestand einen schweren Kampf mit seinem Bruderssohn Styrbjörn, dem Starken, der sich an der Küste Pommerns in der berühmten Jomsburg niedergelassen hatte, eine große Menge der kühnsten Wikinger um sich schaarte und von hier aus Schweden erobern wollte. Vor der Schlacht opferte Erich dem Odin, Styrbjörn dem Thor. Dann kämpfte man drei Tage lang bei Fyriswall, bis die Jomswikinger alle umkamen, 983. Erichs Sohn Olaf, Schooßkönig genannt, weil er noch als Kind herumgetragen wurde, als sein Vater starb, war der erste schwedische König, der sich taufen ließ, wahrscheinlich im Jahr 1000.

Die schwedische Bekehrung ist die befriedigendste, weil sie ganz freiwillig erfolgte, sowohl von Seiten der Könige als von Seiten des Volkes, während die dänischen Könige aus politischen Rücksichten sich im Auslande taufen, oder durch die Uebermacht der Deutschen nach einer Niederlage sich die Taufe vorschreiben ließen, in Norwegen aber das Volk von den Königen mit der blutigen Art in der Hand zur Taufe gezwungen wurde. Solche Bekehrungen waren dann freilich keine sehr nachhaltigen. Es gab eine Menge Rückfälle ins Heidenthum. Es gab gottlose Menschen, die sich rühmten, sie hätten sich schon zwanzigmal taufen lassen, um des neuen Kleides willen, das ihnen bei der Taufe geschenkt wurde. Viele wurden getauft, ohne etwas vom Christenthum zu wissen. Viele wurden nur primsignet, d. h. mit dem Kreuze bezeichnet als künftige Christen. Der neue Glauben fand auch bei vielen rauhen und verschlagenen Männern des Nordens keinen alten vor, den er hätte verdrängen können, sondern einen trotzigen Unglauben, der sich auch unter der christ-

lichen Hülle forterbte. Aus einer Menge von Ueberlieferungen geht hervor, daß die keckſten Helden auch nicht einmal mehr an Odin, ſondern nur an ſich ſelbſt, an die eigene Stärke glaubten. Das wurde insbeſondere von König Rolf Krake bemerkt. Da des Menſchen Herz ein trutzig und verzagtes Ding iſt, erſcheint es nicht übermenſchlich, daß jene harten Normannen den Trotz ſo weit getrieben haben. Trieben doch auch andere Völker wieder die Verzagtheit bis zum äußerſten! Der Unglaube aber, den ſo viele Wikinger beſaßen, erklärt ſich auch noch auf andere Weiſe. In mehreren alten Sagaen wird ausdrücklich bemerkt, die Götzen von Stock und Stein ſeyen von Bardr, Finnr, Eindridi ꝛc. verachtet worden, nicht die Gottheiten an ſich, ſondern die Abbilder. Die alten Deutſchen hatten gar keine Götzenbilder, ſondern verehrten höchſtens heilige Bäume, Quellen, Felſen ꝛc. Die Götzenbilder, die ſpäter z. B. bei den Alemannen am Bodenſee und überall in Skandinavien gefunden werden, ſind alſo erſt ſpäteren Urſprungs und vielleicht nur aus einer Nachahmung anderer Völker zu erklären. Könige, die im Ausland Tempel und Bilder ſahen, ſchienen die erſten geweſen zu ſeyn, welche ihren Hof auch mit einem Götzenhaus zierten. Aber ſolche grobe Bilder mußten auf manchen, der nicht daran gewöhnt war oder ein feineres Kunſtgefühl hatte, abſtoßend wirken. Insbeſondere ſeit die weitumfahrenden Wikinger in Länder kamen, wo ſie ſchönere chriſtliche Bilder ſahen, mußten ihnen ihre geſchmacklos geputzten Holzrieſen lächerlich vorkommen. Dem höheren Norden iſt aber überhaupt ein geringerer Sinn für Bilder und ein ſtärkerer für Eindrücke unſichtbarer Mächte eigen. Wie den alten Aegyptern tief im Süden die Gottheit zur Leiche wurde, ſo dem höchſten Norden zum Geſpenſt. Odin und die Aſen ſind gleich den Elfen urſprünglich geſpenſtig, ebenſo die Gottheiten des Schamanismus.

Vergleichen wir die alten Schweden mit den Dänen und Norwegern, ſo tritt uns hier mit der Friedensliebe, der Pflege des Ackerbaues und der größern Charaktermilde der Herrſcher zugleich das Volkselement der Trälle in einer größern Bedeutung hervor, als in den andern ſkandinaviſchen Ländern. Der deutſche Eroberer befand

sich hier, wie es scheint, ursprünglich in minderer Zahl unter einer Mehrheit von finnischen Ureinwohnern. Aus Schwedens geographischer Lage erklärt es sich auch, daß von hier aus das gegenüberliegende Finnland, Biarmaland am weißen Meer und die von Finnen bewohnten Länder, die man jetzt die Ostprovinzen nennt, so wie das noch fernere Gardarik (Rußland) zuerst besucht, erforscht und zum Theil sogar unterworfen wurde.

7.

Die Wikingszüge.

Die Seeräubereien der Normannen fingen in der Mitte des 8. Jahrhunderts an, die Welt in Erstaunen und Schrecken zu versetzen. Sie hatten nicht bloß den Raub zum Zweck, sondern waren nur eine neue Aeußerung der alten Kampflust. Einem so kräftigen Volke, in der Einsamkeit und Unfreundlichkeit nordischer Gegenden aufgewachsen, konnte man die Begierde nicht verdenken, sich auf Seefahrten die Langeweile zu vertreiben, seine Kraft zu üben, kühne Thaten zu vollbringen, wechselvolle Abenteuer zu erleben und den schönen Süden kennen zu lernen, wo die Sonne glücklicheren und reichern Völkern lacht. Wenn es sich blos um Raublust und keine edleren Beweggründe gehandelt hätte, würden nicht so viele wahre und große Helden ein Wikingsleben geführt haben. Schon im Havamal der alten Edda heißt es:

Güter verschwinden,
Freunde, sie sterben,
Selbst du auch stirbst.
Eins nur stirbt nicht,
Das ist der Ruhm nach dem Tode,
Wenn guten du erworben.

Die Jomswikinger, die in der Jomsburg an der Küste Pommerns ihr Raubnest bauten, und einen unabhängigen Freistaat bilde-

ten, waren zwar die ärgsten Räuber, unterwarfen sich aber einer ritterlichen Zucht und Strenge. Ehre und Ruhm galten ihnen über alles. Wenn sie auch mit ihrem Raube hätten fliehen können, thaten sie es nie, so lange noch gekämpft wurde, und gingen lieber unter, ehe sie dem Feinde den Rücken gekehrt hätten. Ihr größter Stolz war, nicht mit den Augen zu zucken, wenn man ihnen ins Gesicht hieb.

In Bezug auf den Raub folgten die Wikinger ganz demselben Grundsatze, wie die ritterlichen Araber der Wüste. Was nicht Eigenthum ihrer Stamm- oder Eidgenossen war, konnten sie sich mit dem Schwert aneignen, wenn sie stark genug dazu waren. Jeder Fremde, der zu ihnen kam, wurde gastfrei aufgenommen, ja der Wirth ließ das Leben für seinen Gast. Draußen aber wurde jeder Fremde als Feind behandelt. In den nordischen Meeren war in dieser Beziehung das Strandrecht ein uralter Gebrauch. An wessen Ufer ein Schiff strandete, der durfte es nehmen und als Eigenthum behalten mit allen Waaren oder Menschen, die noch gerettet werden konnten. An diesem Rechte hingen die Normannen mit solcher Zähigkeit, daß noch lange nach der Bekehrung zum Christenthum in den Kirchen ärmerer Gegenden um einen gesegneten Strand gebetet wurde, d. h. der liebe Gott möge recht viele fremde Schiffe am Ufer scheitern lassen, damit man sie plündern könne. Das war das passive Strandrecht, dem das active der Wikinger entsprach, das Recht nämlich, an jedem fremden Strande den dort Einheimischen zu rauben, was man vermochte.

Die ersten Züge der Wikinger scheinen von Norwegen aus über die Orkneys- und Shetlandsinseln nach den Hebriden und Irland gegangen zu seyn. Hier wurden sie Ostmänner genannt, weil sie von Osten kamen, aber auch Fion Gal, weiße Fremdlinge. Doch unterschied man frühere und spätere Wikinger in jenen Inselgegenden und nannte die älteren friesischen Seeräuber, die sich hier niedergelassen hatten, vorzugsweise Fingalen, die späteren Normannen aber Männer von Lochlin (Norden). Die Ostküste Irlands kam ganz in ihre Hände und im J. 853 finden wir den Normannen

Offa als König in Dublin. Die Schotten und Picten wußten sich ihrer besser zu erwehren, jedoch nicht ohne schweren Kampf. Das alte dunkle Reich der Picten endete in der Schlacht von Forteviot, indem sein letzter König Wrad dort fiel und der schottische Sieger, König Kenneth, Schotten und Picten zu einem Reiche vereinigte, welches seitdem Schottland hieß, 842. Sein zweiter Nachfolger Constantin hatte im J. 874 den schwersten Kampf mit den Wikingern zu bestehen, die sich jedoch hier nicht festsetzten. Desto ausgedehnter aber wurden ihre Eroberungen in England, wo sie sich in den zahlreichsten Schaaren ablagerten und das ganze 9. Jahrhundert hindurch mit den Angelsachsen kämpften, der blutigste und hartnäckigste Kampf, in welchem sich jemals deutsche Bruderstämme unsinnigerweise gegenseitig zu vertilgen trachteten. Der Sachse schwang seine Art so fest, wie der Normanne, am Ende aber mußten die letzteren die Oberhand behalten, weil sie mehr zusammenhielten, die erstern aber einander nicht hinlänglich beistanden. Die schrecklichste Niederlage der Angelsachsen war die bei York 867, worin König Aella von Northumberland fiel. Erst König Alfred befreite England wieder vom dänischen Joche.

Zu den großen Räubereien in Deutschland und Frankreich wurden die Normannen eigentlich eingeladen und aufgereizt. Wenn die karolingischen Könige zusammengehalten hätten, anstatt einander gegenseitig zu verderben, würden die Normannen gegen eine so große Macht nichts gewagt haben. Aber sie wurden gerufen, durch Versprechungen gelockt, wie oben ausführlich geschildert worden ist. In Friesland war ihre erste Niederlassung Dorsteede. Nachher bekamen sie das ganze Rüstringerland zu Lehen. Weiter westwärts bemächtigten sie sich der Mündungen der Seine und Loire und fuhren diese Flüsse weit hinauf, indem sie einen unsäglichen Raub aus dem Lande fortschleppten. In so weitem Umfang und so lange Zeit hindurch hätten sie nicht rauben können, wenn ihnen der Verrath nicht überall Vorschub geleistet hätte. So kamen sie 845 auf der Seine nach Paris, 849 auf der Garonne nach Bordeaux, 853 auf der Loire nach Tours, 856 noch einmal nach Paris, 873 nach Angers,

882 auf dem Rhein und der Mosel nach Mainz und Trier. In Frankreich fiel im Kampfe mit ihnen Robert der Starke, in Deutschland Herzog Bruno von Sachsen. Der Sieg Ludwigs III. über sie bei Thuin half wenig. Im Jahr 885 belagerten sie schon wieder Paris, 888 erlitten sie eine große Niederlage in der Bretagne, aber erst die noch größere, die ihnen Arnulf bei Löwen beibrachte, 891, dämpfte ihren Uebermuth.

Aus Friesland und überhaupt vom deutschen Boden wurden sie gänzlich vertrieben, nicht so aus Frankreich. Hier nämlich setzte sich Rolf oder Rollo fest, ein edler Norweger, welcher eine Zeitlang als Wikinger geheert hatte, bei seiner Rückkehr nach Norwegen dem herrschsüchtigen Harald Schönhaar sich nicht unterwerfen wollte und daher für immer auswanderte, dessen Führung sich aber andere unzufriedene Norweger zu tausenden anvertrauten, so daß er aufs neue mit großen Schaaren an den französischen Küsten landen konnte. Obgleich ein gewaltiger Räuber, war er doch nicht ohne Großmuth. Als er ins Hennegau eingefallen war und den Grafen dieses Gaues, Raginer gefangen genommen hatte, verlangte er zum Lösegeld von der Frau desselben alles Gold und Silber im Lande, gab ihr aber nachher von freien Stücken die Hälfte zurück. Vergebens rüsteten die Franzosen und Burgunder gegen den überkühnen Rolf, der sie in allen Schlachten besiegte. Ein Herzog von Orleans fiel damals im Kampfe. Rolf zog von der Seine an die Marne und bis an die Maas und heirathete zu Bayeux die schöne Papa, Tochter des Grafen Berengar, der bei der Vertheidigung der Stadt gefallen war. Dann zog sich Rolf nach Rouen zurück, wo er einem Könige gleich sein Hoflager aufschlug und zu bleiben beschloß. Das ganze Land umher hieß fortan die Normandie, weil sich darin alle die Norweger ansiedelten, die mit Rolf ihre Heimath verlassen hatten. Er mußte jedoch noch länger kämpfen, ehe die Franzosen sich zufrieden gaben und ihm das Land ließen. Vor Chartres erlitt er sogar noch eine Niederlage durch den Herzog Richard von Burgund. Rolf deckte damals seinen Rückzug, indem er sein Lager mit einer Mauer von geraubtem Vieh umgab, welches er vorher hatte tödten und

enthäuten lassen. Der Anblick war den Franzosen so schauerlich, daß sie stehen blieben und den Feind entkommen ließen. Endlich verständigten sich die französischen Großen mit ihrem damaligen König, Karl dem Einfältigen dahin, dem Rolf die ganze Normandie als französisches Lehen zu überlassen, wenn er sich mit seinem Volke zum Christenthum bekehre. Das that er, heirathete des Königs natürliche Tochter Gisela, schwur ihm den Lehnseid als Herzog von der Normandie und empfing auch noch die Bretagne als Afterlehen dazu. In der Taufe erhielt er den Namen Robert, 911. Ihm die Bretagne zu geben, war eine Perfidie des französischen Königthums. Es hieß so viel als: da ihr mir nicht gehorcht habt, ihr Herren Bretagner, soll der Normanne euch züchtigen. Sie wehrten sich tapfer und lange, wurden aber unterworfen. Uebrigens regierte Rolf sein neues Land nachher im Frieden so musterhaft, daß ihm nicht nur seine Normannen, sondern auch die Franzosen gern gehorchten. Er, der als Wikinger durch Raub groß und mächtig geworden war, wurde der strengste Hüter und Beschützer des Eigenthums. Im Walde Marre an der Seine hing er an einen Eichbaum ein goldenes Armband und ließ es drei Jahre lang hängen, ohne daß irgend jemand gewagt hätte, es wegzunehmen.

Die Wikingszüge erstreckten sich weit über Frankreich hinaus. Regnar Lodbroks Söhne waren die ersten, welche durch die Meerenge von Gibraltar ins Mittelmeer fuhren und davon hauptsächlich kam ihnen ihr großer Ruhm. Der jüngste der Lodbrokssöhne, Björn Ironside (Bär Eisenseite) war noch jung, als er mit seinem Pfleger Hasting den kühnsten Abenteuern im Süden nachging. Erst war Hasting mit bei der Belagerung von Paris, heerte dann in Spanien und lieferte Abderahman II. eine Schlacht bei Cordova, 856. Dann fuhr er ins Mittelmeer und wollte Rom erobern, hielt jedoch die Stadt Luna im Meerbusen von Spezzia für Rom, weil es eine große Stadt war, und wollte sie mit List einnehmen. Er schickte daher in die Stadt und ließ sagen, er komme von fern her und sey sterbenskrank, sein letzter Wunsch sey, ein Christ und in geweihter Erde begraben zu werden. Der Bischof und der Graf

von Luna willigten mit Freuden ein und Hasting ließ sich taufen. Bald darauf aber kam wieder Botschaft von den Schiffen, er sey gestorben und man möge ihn ans Land nehmen und christlich beerdigen. Er selber aber lag wohlbehalten im Sarge mit seinen Waffen, und die Begleiter des Sarges hatten unter den Geschenken, die sie trugen, Waffen verborgen. Als nun der Bischof den Sarg einsegnete, sprang plötzlich der Deckel auf, Hasting stürzte mit blankem Schwert hervor, auch seine Begleiter zogen die Schwerter und im Nu war der Bischof, der Graf, ihr ganzes Gefolge erschlagen, stürmten die andern Normannen von den Schiffen herbei und wurde die ganze Stadt ausgeplündert. Später ging Hasting wieder nach Frankreich und heerte dort noch lange. Doch benahmen sich nicht alle Wikinger so heimtückisch gegen die christliche Kirche. Einer derselben, Oervar-Oddr, heerte zum erstenmal und sah in Aquitanien die erste christliche Kirche. Als er frug, was das sey, frug man ihn wieder, weß Glaubens er denn sey? Er antwortete: Wir glauben an unsere Macht und Stärke, sonst an nichts, weder an Thor noch an Odin. Die Christen sagten ihm, daß ihr Gott Himmel, Erde und Meer geschaffen habe, und er erwiderte: der muß groß seyn, der das alles gezimmert hat. Man lud ihn ein, sich taufen zu lassen, und er that es, fuhr nachher auch nach dem h. Lande und badete im Jordan, blieb aber ein Wikinger und glaubte immer noch an nichts, als an seine eigene Macht und Stärke.

Von den Wikingszügen nach Osten hin haben wir nur dunkle Nachrichten. Die Fahrten ins weiße Meer und nach Bjarmaland sind schon erwähnt. Von da kamen die Normannen zum Ladogasee und an die Wolga. Auch auf dem bequemeren und näheren Ostseewege fuhren sie ohne Zweifel schon frühe zu den finnischen Stämmen hinüber, wahrscheinlich schon ehe die Slaven aus dem Binnenlande die Meeresküste zuerst in Pommern und Mecklenburg erreichten. Auch kann die Verbindung zwischen den nordischen Gothen in Schweden und den südlichen im schwarzen Meer nur auf diesem Wege stattgefunden haben. Die Normannen auf der Südseite des finnischen Meerbusens haben zwei Namen, Russen und Waräger.

Russen bedeutet so viel als Rothe, Männer mit rothen oder blonden Haaren. Das slavische Volk, welches man heute die Russen nennt, hat diesen Namen nur von seinen normännischen Herrn angenommen. Die Finnen brauchen den Namen Ruotzelainen. Das sind die Roxolanen, von denen wir in der Geschichte der Gothen erfahren haben, daß sie sich gegen den großen König Hermanarich empörten, und deren Fürstin Sanielh auf des zornigen Königs Befehl von Pferden zertreten wurde. In Sanielh ist der nordische Name Swanhilde entstellt. Die Roxolanen waren ohne Zweifel Normänner, die schon im nördlichen Rußland über finnische Völker herrschten, als sie dem großen Gothenreich unterworfen wurden. Die Waräger, die im 9. Jahrhundert von den Slaven herbeigerufen wurden, um die Regierung zu übernehmen, waren um so gewisser nur die Nachfolger jener älteren Roxolanen, als sie Russen hießen und diesen Namen auf alle nordöstlichen Slaven Europas übertrugen. Waräger aber hießen sie von väria (wehren) Wehrmänner, als Wikinger zu Lande, die bald auf eigene Faust raubten, bald als Söldner dienten. Solche bildeten eine stehende Leibgarde zu Byzanz, wo man sie Waranger nannte, mit nordischen Aexten bewaffnet. Es ist sehr möglich, daß sich die Sitte dieses Söldnerdienstes noch von der früheren Verbindung der Gothen mit dem oströmischen Hofe herschrieb und daß Normannen den Ostweg nach Constantinopel viel früher und öfter befahren haben, als den Westweg ins atlantische Meer.

Wie die Russen ihre Herrn aus Skandinavien bekamen, so auch die alten Preußen, deren erster König Waidewut mit seinen zwölf Söhnen von dort herüberkam (nach Hartknoch) und in dem wir wohl den Wodan und die zwölf Asen wiedererkennen dürfen.

Sehr interessant ist die von Frähn nach Ibn Foßlan mitgetheilte Notiz über den Handel auf der Wolga. Darnach hatten die skandinavischen Kaufleute am Ufer des Stroms ein Bild ihres Gottes aufgestellt, flehten von demselben Glück im Handel und brachten ihm Opfer. Das war Odin als Gewährer alles Glücks und wieder ganz zum Mercurius geworden in der besondern Bedeutung als

Handelsgott. Beweise für den alten Handel auf dem Ostwege sind auch die vielen asiatischen und griechischen Münzen, die man noch in Rußland findet.

8.

Die Finnen.

Der große finnische Volksstamm erstreckte sich in den ältesten Zeiten über Schweden und Norwegen. Seine Reste zogen sich aus den südlichen Gegenden dieser Länder in den hohen Norden des heutigen Lappland zurück, oder bildeten den niedern Stand der Trälle unter der Herrschaft der deutschen Eroberer. Nur im Osten des baltischen Meerbusens blieb das Volk der Finnen unabhängig bis auf den Schwedenkönig Erich Edmundssohn. Eben so die von finnischen Stämmen bewohnten Küsten von Liv-, Kur- und Esthland.

Die alten Griechen kannten in jenen hohen nordischen Zonen nur ein Reich, welches sie Thule nannten und unter welchem das eigentliche Skandinavien zu verstehen ist, und ein anderes, das vielberühmte Musterland der Hyperboreer (die jenseits des Nordwinds wohnen), denen man alle Tugenden, eine große Heiligkeit und ein langes Leben andichtete. Das kann sich nun wohl in keinem Fall auf die wilden und stets friedlosen Normannen beziehen, paßt aber einigermaßen auf die sanften Völker finnischen Stammes, die sich von einem Oberpriester friedlich regieren ließen. Indeß darf man sich zu keiner allzu gewagten Voraussetzung verführen lassen, da nach einer religiösen Vorstellung des höchsten Alterthums der Aufenthalt der Götter unter dem Nordpol liegen sollte, die poetischen Vorstellungen von einem Paradies im Norden demnach eine rein mythische und keine historische Grundlage haben.

Die Finnen nennen sich selbst Suomalainen, daher die Namen Samland, Samogitien, Samojeden. Die Esthen, welche zu ihnen zählen, haben den Namen von den Deutschen als die im Osten

Wohnenden erhalten. Zu ihnen gehören auch die Liven mit Esthland. Den ältesten Ruhm unter diesen Völkern erlangten die seitdem wenigstens dem Namen nach verschwundenen Tschuden, deren Andenken sich in Nordasien durch die goldreichen Tschudengräber erhalten hat. Auch den großen Peipussee nennt man heute noch den Tschudensee. Genug, der finnische Volksstamm hat sich vom nördlichen Asien über das nördliche Europa ausgebreitet und muß, wie die goldreichen Gräber beweisen, eine frühe Cultur gehabt haben. Darauf deuten auch die Sagen von den Hyperboreern und die alten Handelsstraßen zwischen dem schwarzen Meer und der Ostsee. Ein wilderer nomadisirender Zweig dieses Volks, die Ungarn, verirrte sich nach Süden. Die andern bauten an der Ostsee das Feld und ließen sich friedlich von Priestern regieren.

Zwischen ihnen und dem großen slavischen Volksstamm saßen die alten Preußen, Letten und Lithauer als ein Mittelglied zwischen beiden, ohne daß man sie den einen oder andern ganz zutheilen könnte.

Die Finnen verehrten den Jumala als höchstes Wesen und hatten demselben in Biarmaland (Permien) am weißen Meere einen prächtigen Tempel gebaut, worin sein Bild mit einer goldenen Krone und zwölf Juwelen stand. Die Wikinger kamen um das Nordcap herum auch an diese Küsten und wurden durch die Schätze daselbst verlockt, ihre räuberischen Besuche zu wiederholen, noch ehe das südliche Finnland den Schweden unterworfen wurde.

Zu allen Zeiten wurde von den Finnen ein tapferer Muth und eine milde Sitte gerühmt. Sie waren viel gutmüthiger, als die Normannen und viel gebildeter, weshalb man sie auch für Zauberer hielt und ihnen ein überschwengliches Wissen andichtete. Auch zeichneten sie sich durch ihr musikalisches und poetisches Talent aus. Die Nerven in den hohen Breiten sind reizbarer. Bei den Lappen (die sich Same nennen und ohne Zweifel versprengte Finnen sind) geht diese Reizbarkeit so weit, daß wenn Fremde in ihre Zelte treten, sie in Ohnmacht fallen oder somnambul reden und gezwungen sind, alle Bewegungen der Fremden nachzuahmen. Der in mannigfachen Erscheinungen im hohen Norden sich kund gebende Erdmagne-

tismus (in den magnetischen Polen, den Nordlichtern, dem Vorherrschen des Eisens &c.) beherrscht auch die Menschen als s. g. thierischer Magnetismus. Daraus allein erklärt sich die Wahrsagerei und das Zauberwesen der Schamanen, d. h. der Priester, die von Lappland an bei allen finnischen Völkern in Nordasien vorkommen. Sie betäuben sich künstlich und weissagen dann im magnetischen Schlafe. Im Uebrigen ist der Cultus der Lappen äußerst roh. Sie machen sich Götzenbilder aus knorrigen Birkenstumpen, die einige Aehnlichkeit mit Gesichtern haben. In dieser Gestalt verehren sie z. B. den Tiermes, der von Thor entlehnt ist, wie Baiwe, die Sonnengöttin, wahrscheinlich von der slavischen Baba.

Die alte Cultur der Tschuden ist bis auf ihre Gräberreste verschwunden, in der finnischen Mythologie aber lebt noch die Erinnerung von der Erfindung des Eisens. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Finnen die Bereitung des schwedischen Eisens zuerst erfunden und geübt haben.

Die Götterlehre der Finnen ist in neuerer Zeit vielfach erforscht worden, zuletzt von dem Schweden Castrén. Ihr höchster Gott Jumala wird auch Kumala oder Ukko genannt und bedeutet den Himmel, weshalb er blaue Strümpfe und den Regenbogen als Bogen trägt. Sein feuersprühendes Hemde bedeutet wohl die Blitze. Unter ihm thronen noch drei Götter, Asti im Wasser, Tapio im Walde, Tuoni unter der Erde. Der Waldgott Tapio wird als ein alter Mann mit einem dunkelbraunen Barte, mit einem hohen Hut aus Föhrennadeln und einem Pelz aus Baummoos geschildert. Die wilden Thiere des Waldes sind seine Heerde und er ist ihr Hirte. Seine Frau Mielliki verbirgt tief im Walde eine Honigkiste, von der sie zuweilen verirrten Jägern etwas mittheilt. Auch hat sie ein Gefolge von schönen, jedoch dämonischen Waldmädchen.

Die Finnen haben ein großes Epos, Kalewala genannt, dem wir folgende Grundzüge entnehmen: Die Welt war leer und niemand lebte als die Tochter der Luft. Der wurde die Zeit gar lang, bis sie sich einmal ins Meer niederließ. Da erhob sich ein schrecklicher Sturmwind und warf sie auf den Wellen umher. Endlich

ruhte der Sturm und eine Ente flog über das Meer und suchte ängstlich einen Ort, wo sie ein Nest finden und ein Ei legen könnte.

Da erhob des Meeres Mutter,
Sie, der Lüfte schöne Tochter,
Aus dem Meere ihre Kniee,
Wo die Ent' ein Nest sich bauen,
Wo sie friedlich weilen könnte.
Entlein nun, der schöne Vogel,
Hielt's für einen Wiesenhügel,
Läßt sich auf das Kniee nieder.

Hier legt die Ente ihr erstes Ei und will es ausbrüten, aber zufällig schüttelt die Jungfrau ihr Knie, das Ei fällt und zerbricht, aber

Aus des Eies unterer Hälfte
Wird die niedre Erdenwölbung
Aus des Eies oberer Hälfte
Wird des hohen Himmels Bogen.
Was sich Gelbes oben findet,
Strahlet schön als liebe Sonne.
Was sich Weißes oben findet,
Leuchtet hold als Mond am Himmel.
Von dem Hellen in dem Eie
Werden Sterne viel am Himmel,
Von dem Dunklen in dem Eie
Wird Gewölke in den Lüften.

Mittlerweile hat auch die Tochter der Luft durch des Windes Gewalt im Meere ein Kind empfangen, welches als der erste der Götter aus dem Meere sich erhebt und in die neugeschaffene Welt eintritt, Wäinämöinen. Wo aber ein Gott ist, bleibt sein Gegentheil nicht lange aus. Ein böses Wesen, Joukahainen, beneidet und bekämpft den Herrn der neuen Welt, wird von ihm aber in die Tiefe eines Sumpfes gezaubert. Da bietet er ihm als Lösegeld seine schöne Schwester an, die ein ganz unschuldiges naives Mädchen ist und sich ihm spröde versagt. Nun räth ihm der Böse, des Nordlands Tochter zu freien. Diese verlangt aber, er soll ihr zuerst den Sampo schmieden. Deshalb nun sucht er den Schmiedegott Ilmarinen auf.

Hier schildert das Gedicht die Geburt des Eisens, welches drei Schwestern aus ihrer Milch machten.

Welche rothe Milch gemelket,
Davon ward das spröde Eisen.
Welche weiße Milch gemelket,
Davon wurde Stahles Eisen.
Welche blutgemischte melkte,
Davon ward brüchiges Eisen.
Und der Vogel Herhiläinen
Trug herbei der Schlange Zischen,
Trug herbei Ameisen Jucken,
Trug herbei der Kröte Tücke
Und des Wurmes schwarze Galle
In des Eisens Härtungswasser.

Der gefällige Schmied schmiedet nun den Sampo, eine Art Mühle, welche Mehl, Salz und Geld mahlt. Diesen Schatz bringt Wäinämöinen der Tochter des Nordlands, deren Mutter ihn tief im Berge verbirgt. Er wird wieder fortgeschickt, um noch mehr Aufgaben zu lösen. Die Tochter aber will sich der Schmied zum Lohne selber nehmen. Sie fertigt ihn ab und nun tritt ein dritter Bewerber auf, Lemmikäinen. Dieser Glückliche, der schon früher alle Jungfrauen bezaubert hat, bekommt des Nordlands Tochter doch nicht, sondern muß erst schwere Proben bestehen und soll unter andern den Schwan auf dem Todtenflusse schießen. Nun hat er vorher, um es sich mit seinen Frauen bequemer zu machen, alle Männer im Norden weggezaubert bis auf einen ganz häßlichen, der ihm nicht der Mühe werth schien. Grade dieser aber lauert ihm auf, haut ihn in Stücke und wirft diese in den Todtenfluß. Doch setzt ihn seine gute Mutter wieder zusammen. Unterdeß hat Wäinämöinen seine Aufgaben gelöst und meldet sich wieder, aber die Tochter des Nordlands entschließt sich, ihre Hand keinem andern zu geben, als dem nützlichen Schmiede. Sie macht Hochzeit mit ihm, benimmt sich aber böse und kommt ums Leben. Der verwittwete Schmied ist sehr betrübt und findet einmal den gleichfalls sehr betrübten

Wäinämöinen. Da bemerken sie, wie glücklich das Nordland im Besitz des Sampo sey und wie erbärmlich dagegen sie selbst sich befänden. Wäinämöinen fängt einen Hecht, macht sich aus den Kopfknochen desselben eine Zither und fängt an darauf zu spielen. Da kommen alle Thiere des Waldes, die lustigen Eichhörnchen, das große Elenn, die grimmigen Wölfe und Bären, die Adler und Schwäne und alle kleinen Vögel, die Fische, die Seehunde und alle lauschen seinen Tönen. Er selbst aber wird durch die Töne so bewegt, daß er weinen muß. Seine Thränen fallen ins Meer und werden Perlen. Mit dem tönenden Zauberinstrument bewaffnet geht er nach Nordland, versetzt dort alles Volk in Schlaf und raubt den Sampo. Unterdeß erwacht die Mutter des Nordlands und sendet ihm einen Sturmwind nach, der ihn auf dem Meere so herumwirft, daß er seine Zither verliert. Dann holt sie ihn selber ein und ringt mit ihm um den Sampo. Dieser zerbricht und nur einige Stücke schwimmen nach Kalewala, der Heimath Wäinämöinens. Dieser verfertigt sich eine neue Zither aus Birkenholz. Die Mutter des Nordlands stiehlt aber Sonne und Mond und verbirgt sich hinter dem Berge. Wäinämöinen und Ilmarinen haben Mühe, sie wieder zu erlangen, nun wird aber von der Jungfrau Mariata ein Knabe (Christus) geboren. Da grämt sich Wäinämöinen und zieht sich aus der Welt zurück, soll aber dereinst wiederkommen und einen neuen Sampo schaffen. Auch seine Zither verschwand damals aus der Welt, nur ihre wildesten Töne behielt der Wind zurück, ihre rauschenden Töne das Meer, nur einzelne verlorene Töne behielten die Thiere, das schöne Vorspiel aber die Nachtigall.

Im Raube des Sampo wiederholt sich der Streit um das Amritta in der indischen Mythe, der Kessel der Ceridwen bei den Briten und der tief im Berge versteckte Dichtermeth, welchen nach der Edda Odin raubt. Man erkennt daraus den uralten Zusammenhang der Völker, die nach dem Norden Europas auswanderten, mit der arischen Heimath in Asien. Die Finnen haben noch ein in Esthland erhaltenes Epos, welches von den Heldenthaten des Kalewipoeg (Sohn des Kalew) handelt und gleichfalls überaus phantastisch ist.

Eine der zartesten Dichtungen des finnischen Volksstammes ist auch bei den Esthen erhalten. Aemmarik, die Abendröthe, erscheint dort als ein schönes junges Mädchen, welche das Amt hat, die Sonne alle Abende auszulöschen; wogegen der schöne Jüngling Koit sie als Morgenröthe alle Morgen wieder anzünden muß. Da nun im hohen Norden zur Zeit der Sommersonnenwende die Sonne erst kurz vor Mitternacht unter- und kurz nach Mitternacht wieder aufgeht, so geschah es, daß Aemmarik dem Koit die Sonne nur zu überreichen brauchte und bei diesem Anlaß lernten sie sich zum erstenmal kennen und lieben und verschmolzen, indem sie einander die feurige Sonnenkugel überreichten, in einem langen Kusse. Aber sie mußten sich wieder trennen und können sich jährlich nur einmal in der Johannisnacht wieder sehen und küssen, weil sie die kürzeste im Jahre ist.

Zwölftes Buch.

Die Slaven.

1.

Slavische Völkerstämme.

Das zahlreiche Volk der Slaven war den Deutschen, während sich diese zur Zeit der Völkerwanderung in das römische Reich ergoßen, immer langsam nachgerückt, hatte deren bisherige Sitze eingenommen und grenzte nunmehr an die Sachsen, Thüringer, Bayern und Longobarden.

Es liegt nicht viel daran, zu wissen, ob unter den Budinen, Venetern, Sarmaten, Jazygen, die in früherer Zeit an den Ostgrenzen deutscher Stämme vorkommen, schon slavische Völker zu verstehen sind, oder nicht. Es könnte nur dann von Interesse seyn, wenn wir etwas mehr vom Charakter jener alten Völker wüßten.

Der allgemeine Name der Slaven wird hergeleitet von Slowo (Wort) und man versteht darunter Menschen, welche die gleiche Sprache reden im Gegensatz von Niemez (die Stummen, welche jene Sprache nicht reden). Unter den letztern aber verstehen die Slaven vorzugsweise die Deutschen. Uns Deutschen dagegen hatte in den ältesten Zeiten Slave und Sklave gleiche Bedeutung. Nun ist nicht zu leugnen, daß die Slaven, indem sie gleich den Deutschen stets

unter sich uneins waren, doch nie so große Thatkraft äußerten, wie die Deutschen, daher viel leichter fremden Herren unterworfen wurden. In ihrer Nationalität liegt etwas eigenthümlich Passives, Sorgloses, Gutmüthiges und gleichsam Kindliches bei viel Geschmeidigkeit. Seit wir sie kennen, waren sie Ackerbauer, ganz der Feldarbeit und Häuslichkeit hingegeben, also friedfertig, zum Unterschied von ihren deutschen Nachbarn im Westen und von ihren tatarischen im Osten. Eine kriegerische Wildheit nahmen sie nur an, wenn sie von den Deutschen grausam unterdrückt und mißhandelt wurden, oder wenn sich tatarische Stämme unter ihnen niederließen, sich zu ihrem Adel aufwarfen und sie in den Krieg hetzten. Aus dem erstern Grunde erklären sich die Verzweiflungskämpfe der Wenden und Böhmen, aus dem letztern die Eroberungen der Bulgaren und Russen. Wenn die Slaven nicht fremde Herrscher hatten und arg gehetzt wurden, waren sie von jeher das friedfertigste Volk der Erde und sind es heute noch.

Alle Slaven reden dieselbe schöne Sprache, die in den Consonanten und Vocalen gleich sehr reich ist, aber in den Hauptmundarten auseinandergeht, wonach sich der große Volksstamm in drei Hauptäste theilt, in einen östlichen (Russen und Bulgaren), einen westlichen (Polen, Böhmen, Wenden) und einen südlichen (Sorben, Serben, Slowaken, Kroaten, Dalmatier, Bosnier ꝛc.). Ihre Namen sind durchgängig neu und örtlich. Die am meisten nach Westen vorgeschobenen Böhmen heißen Czechen (die vordern), die bis zur Sale vorgeschobenen Daleminzier und die tief ans adriatische Meer gelangten Dalmatiner heißen die am weitesten gekommenen von dala, weit. Die bis zur Ostsee vorgedrungenen Wenden heißen Pommern (po-mere, am Meere), die ans adriatische Meer vorgedrungenen Morlaken; die am tiefsten in den Süden vorgedrungenen nannten den Peloponnes Morea. Die Polen erhielten ihren Namen von pole (Ebne), die Chorwaten, Croaten den ihrigen im Gegentheil von gora Berg. Die Polaken nicht von pole, sondern von po an und laba, Elbe, die an der Elbe wohnenden; die Lausitzer Wenden von luza, Sumpf. Die Czernogoren oder Montenegriner

von czerna gora, das schwarze Gebirge, die Maharanen von dem Flusse March. In mehreren Namen slavischer Völker sind nur die ältern Landesnamen versteckt, in den Böhmen das alte Bojenheim, in den Wenden das alte Vandalenland. Russen heißen, wie oben schon gesagt ist, ursprünglich nur die Waräger, die als Herrn zu den nordöstlichen Slaven kamen. Der slavische Stammname hat sich nur in kleinen südslavischen Stämmen erhalten (Slavonier, Slowaken). Ob der Name der Sorben und Serben aus dem lithauischen sraweti, fließen, und aus der Sanskritwurzel srp, gehen, laufen, zu erklären ist, in welchem Fall es ein Wandervolk seyn würde, ist wohl schwer zu entscheiden. Das lat. servire würde eher auf eine gleiche Bedeutung wie Slave, Sklave hinweisen. Eben so fraglich bleibt die Erklärung der Namen Obotriten oder Obodriten, den die Slaven in Mecklenburg führten. Man hat an drecz, reißen, rauben gedacht und sie als Räuber bezeichnet. Da jedoch bei so vielen andern slavischen Stämmen der Name aus der Oertlichkeit hergenommen ist, könnte man sie als die vom Hauptstamme Abgerissenen, am weitesten nach Westen Verirrten bezeichnen, nach Analogie der Daleminzier und Dalmatiner.

Durchaus entsprechend dem friedlichen Charakter des ackerbauenden Volks beginnt die Geschichte aller slavischen Hauptstämme mit einer vollkommenen Regierungslosigkeit. Sie haben keinen Herrn, und suchen sich einen, aber nur in der Noth. Die Wenden wählen einen Franken, die Russen einen Waräger, die Polen, Böhmen und Kärnthner einen gemeinen Bauern zu ihrem Könige. Der Begriff eines mächtigen Volkshaupts, eines Königs, oder gar eines Eroberers ist ihnen ursprünglich fremd, sie lernen ihn erst bei andern Völkern kennen, indem sie denselben unterworfen werden, oder sie ahmen das Beispiel anderer Völker nach, um sich in der Noth besser zu schützen. Von selbst wären sie in ihrer Friedseligkeit nicht darauf gefallen. Sie bilden nur Familien, die sich allmählig vergrößern, aber keinen Zusammenhang unter einander haben, je einen shupa, deren Aeltester shupan oder zupan heißt. Dasselbe ist Starost, der älteste. Ursprünglich war jede solche Shupa communistisch organisirt. Die

große Familie, die sämmtlichen Dorfbewohner hatten alles gemeinsam, wie bis auf die neuste Zeit in Rußland. Wenn ein Vater starb und sechs Söhne hinterließ, so theilten diese sein Erbe nicht, sondern das Erbe fiel an die Gemeinde zurück und jeder der sechs Söhne bekam, wenn er sich verheirathete, ein eigenes Gut von der Gemeinde.

Schon Procop sagt von den Slaven, sie hätten von alten Zeiten her eine ganz demokratische Regierungsform, indem sie über alles gemeinschaftlich berathschlagen, was nur in kleineren Gemeindewesen möglich ist. Im Uebrigen entscheidet bei ihnen altes Herkommen. Als höchsten, ja einzigen Gott erkennen sie den Urheber des Blitzes. Sie wohnen schlecht, haben grobe Speisen und sind sehr unreinlich. Eine Schilderung, die gewiß vollkommen wahr ist.

Alle fürstlichen und adeligen Namen der Slaven sind später erst mit der Sprache selbst vom Ausland angenommen worden. Knes ist unser deutsches Wort König, Czaar ist Kaiser oder Cäsar, Bojar wahrscheinlich Jarl, Wojewode bedeutet einen Kriegsführer und Arton leitet das Wort von Wodan ab, den die Slaven als Kriegsgott von den Deutschen angenommen hätten. Der niedere Adel, die slachta, ist einfach das deutsche Wort Geschlecht und bedeutet die von edler oder freier Geburt.

Man kann den Einfluß, welchen die Deutschen von jeher auf die Slaven geübt haben, nicht hoch genug anschlagen. Er geht ohne Zweifel weit hinter die historische Zeit zurück. Die Ueberlegenheit der germanischen Race über die slavische ist heute noch augenfällig, war aber in früheren Zeiten noch viel imposanter, als einerseits die Deutschen selbst noch urkräftiger, noch nicht durch Bureaukratie und Schule entnervt und andrerseits die Slaven noch nicht zertreten, zu Stumpfsinn und Sklaverei verdammt oder wüthend beleidigt und zur Rache aufgereizt waren. Hat es vielleicht eine Zeit gegeben, in welcher das Verhältniß natürlicher und vertraulicher war, in welcher der Deutsche den Slaven nicht mißbrauchte und seinen Haß nicht so sehr verdiente, wie später? Ein russischer Dichter sagte zu unserm deutschen Freiherrn von Harthausen in Moskau: „Die Germanen und Sla-

ven sind Brudervölker, sie gehören zur Sanskritfamilie, allein sie bilden einen Gegensatz. Die Slaven sind zunächst von den Hindu ausgegangen, die Germanen von den Persern. Die Hindu waren das Wasservolk, die Perser das Feuervolk. Die Slaven sind dann im ersten Dämmern der Geschichte die nomadisirenden Turanier, der große Gegensatz der ansäßigen Iranier, das Patriarchalvolk im Gegensatz des Feudalvolks. Wie das Wasservolk der Hindu am heiligen Ganges, sind auch diese ihre Kinder, die Slaven, stets den Binnengewässern nachgegangen, haben an ihnen ihre Wohnungen aufgeschlagen, und sich nach ihnen genannt."

Herr von Harthausen, der beste Kenner der Slaven, fügt hinzu: „Wenn sich die Germanen in einsamen Gehöften über das ganze Land verbreitet, so haben sich die Slovenen, später Russen genannt, stets in möglichst großen Gemeinden angesiedelt, wahrscheinlich stets ein Stamm, eine ganze Horde (als gegliederte untrennbare Nomadengemeinden oder Horden zogen sie ja in der Steppe umher!) gleichzeitig an einem Fleck. Auf diesem Fleck haben sie einen Wohnort angelegt, man kann nicht sagen, eine Stadt, im westeuropäischen Sinne des Worts, denn den Gegensatz von Stadt und Dorf kennen die alten Russen durchaus nicht, nur den Begriff von Muttergemeinden und Tochtergemeinden. Sie blieben nämlich stets ungetrennt am selben Boden zusammensitzen, so lange der Nahrungsstand vorhielt. Wenn aber die Umgegend den Ort nicht mehr hinreichend ernähren konnte, dann sandte er strahlenartig nach allen Seiten Colonien aus, nie einzelne Familien, die einsame Gehöfte gründeten, sondern stets kleine Gemeinden, die Ortschaften, Dörfer (Dorf=Trupp) anlegten. Diese Tochtergemeinden blieben mit der Muttergemeinde in enger organischer Verbindung, wurden von ihr beherrscht, nannten sie sogar Mutter, so die uralte Mutter Susdal, Mutter Wladimir, Mutter Nowgorod, Mutter Pleskow. Dadurch bildeten sich überall Territorien. Das ist unstreitig die Bedeutung des in allen slavischen Ländern vorkommenden, historisch so räthselhaften Ausdruckes und Begriffes: Land. Wir finden in den ältesten Zeiten in Pommern und Brandenburg: das Land Naugardt, das Land

Stargardt, das Land Frisak, wie wir in Rußland das Land Nowgorod, das Land Susdal, das Land Wladimir finden."

Die Slaven sind im Familienleben überaus liebenswürdig und zärtlich, daher die zahlreichen liebkosenden Verkleinerungswörtchen in ihrer Sprache. Bei allen slavischen Stämmen leben seit alter Zeit Volkslieder fort, worin sich die zärtlichste Liebe ausspricht und zwar zumeist die Liebe zur Mutter und zu den Geschwistern. Während in den deutschen und besonders nordischen Volksliedern so oft die Klage wiedertönt, daß zwei liebende Herzen zerrissen worden seyen durch einen grausamen Bruder oder durch eine neidische Schwester, wird dagegen in slavischen Volksliedern der Bruder, die Schwester und die Mutter über alles geliebt. Die Poesie wohnt noch im Kreise der Familie und ist noch ganz kindlich, noch nicht alt genug geworden, um sich frei von ihr abzulösen. Daher auch die wunderbare Sitte, die Liebe zweier verwandten Seelen als ein geschwisterliches Band zu heiligen. Nach einer alten Sitte, die noch heute bei den Serben und Morlaken herrscht, lassen sich zwei Jünglinge oder zwei Mädchen, die sich ewige Freundschaft gelobt haben, in der Kirche förmlich trauen und heißen dann pobratimi, Wahlbrüder, oder pobratime, Wahlschwestern. Bei dem friedlichen Volke der Slaven ein höchst charakteristisches Gegenbild zu dem Blutbunde altdeutscher Waffenbrüder, die sich verwundeten, ihr Blut in einen Becher laufen ließen und dann gemeinsam davon trinkend einander ewige Treue schwuren.

Die Slaven waren von jeher sehr musikalisch. Ihr Lieblingsinstrument war die Zither, Gusla oder Husli, so genannt von der Form des Gänsehalses, denn Hus heißt die Gans. Trotz ihrer fröhlichen Tänze lieben die Slaven doch in ihren Melodien den Ton der Wehmuth und Klage viel mehr als den kriegerischen Trotz. Ein merkwürdiges Zeugniß von der Weichheit und Sanftmuth der alten Slaven gibt Theophylactus, indem er von drei Spielleuten erzählt, welche sich im J. 595 nach Constantinopel verirrten. Sie hatten nichts bei sich als ihre Zithern. Kaiser Mauritius ließ sich die seltsamen Fremdlinge vorstellen und sie erzählten ihm, sie seyen

Slaven. In ihrer Heimath sey alles friedlich und man kenne dort kein Eisen. Sie selbst seyen der Waffen unkundig. Ihr Volk habe sie zum Chan der Avaren geschickt, um ihn, der ihre Unterwerfung verlangt habe, zu begütigen. Er habe sie aber zurückgehalten und nicht wieder heimgelassen. Da seyen sie ins griechische Reich geflohen. Der Kaiser behandelte sie aufs gnädigste.

2.

Slavisches Heidenthum.

Das schmiegsame slavische Volk nahm von den Deutschen schon zur Heidenzeit religiöse Vorstellungen an. Siwa, die Erndtegöttin der Polaken an der Elbe, ist die goldhaarige Sif, Tochter unseres deutschen Donnergottes. Prove, der gute Gott der slavischen Wagrier im Osten von Holstein, ist unser Fro. Perun, der Donnergott, der bei den Slaven überall wiederkehrt, scheint dagegen ein alter und allgemeiner Gott des Volks gewesen zu seyn und man braucht ihn nicht von den Deutschen herzuleiten, obgleich sein Name (lithauisch Perkunnos) mit dem der Firgun, der Mutter unsers Thor zusammenfällt. Der Donnerer wurde von allen arischen Völkern verehrt. Das größte Heiligthum des Perun befand sich zu Kiew im südlichen Rußland, ein Tempel, in welchem ein ewiges Feuer brannte. Sein Bild war von Holz, nur der Kopf von Silber, die Ohren von Gold, die Füße von Eisen. In der Hand trug er einen Stein mit feuerfarbigen Juwelen bedeckt, die den Blitz nachahmten.

Neben diesem Perun wurde in Kiew vorzugsweise noch ein Gott Wolos verehrt, der als ein Geber und Hüter der Viehheerden galt. In Lithauen standen neben dem Donnerer Perkunnos noch ein guter Gott der Jahreszeiten, Potrimpos, und ein Gott der Unterwelt, Pikollos, dazu eine gute Erdgöttin, Semina. Als eine bald gute, bald böse Naturgöttin kommt überall bei den Slaven eine Baba vor, ganz in der Bedeutung wie die indische Bhawani und

die deutsche Perchta. Sie gilt als Mutter der Natur und zugleich als Vorsteherin der Hausfrauen und Mütter. Neben ihr steht Lada als Liebesgöttin, deren Name sich im Ladogasee erhalten hat. Ueberall sind es Götter der Natur, des Feldbaues, der Viehzucht und des häuslichen Lebens. Die Vorstellungen, welche sich die heidnischen Slaven von der Natur machten, waren, soviel wir aus den wenigen uns noch erhaltenen Bruchstücken ihrer Mythologie ersehen können, zum Theil sehr poetisch. Nach einer lithauischen Mythe war der Mond der Gemahl der Sonne, wurde ihr aber ungetreu und buhlte mit der Jutrcenka (Morgenstern). Der höchste Gott Perkunnos erzürnte ob diesem Frevel und zerschlug den Mond mit dem Blitze, weshalb man ihn halb sieht. Nach einem andern lithauischen Mythus sitzt die Göttin Werpeja oben am Himmel und spinnt die Lebensfäden der Menschen. Jeder Faden endet in einem Sterne. Die niedern Sterne, welche sich nicht hoch über den Horizont erheben, bedeuten Kinder, die hohen langlebende Menschen. Stirbt aber ein Mensch, so reißt der Faden ab und der Stern fällt herunter. Das sind die Sternschnuppen. Pogoda, Gott des Frühlings, der bei allen Slaven verehrt wurde, erschien als schöner Jüngling mit blauen Blumen bekränzt, mit blauen Flügeln und in einem blauen Kleide, ruhend auf Blumen, Simzerla, seine Geliebte, im Rosenkranz und mit einem Rosengürtel und Liliendust aushauchend, die Wintergöttin Zemargla dagegen mit einer Krone von Hagelkörnern, in einem Kleide von Reif, mit einem Mantel von Schnee, der mit Eisblumen durchwirkt war. Es gab einen besondern Gott der Morgenröthe, Jutrbog, dessen Name noch in der Stadt Jüterbog erhalten ist.

Der Wechsel der Jahreszeiten war den Slaven besonders heilig. Am Frühlingsfeste trugen sie ein Bild des Winters oder Todes umher und warfen es in's Wasser, weil jetzt der Sommer über den Winter, das Leben über den Tod siegte. Dieses Todaustreiben hat sich in allen slavischen Ländern bis tief in die christliche und neueste Zeit erhalten. Wenn es in Serbien im Sommer nicht regnete, wurde die Dodola herumgeführt, ein junges Mädchen, wel-

ches nackend, aber ganz mit Blumen bedeckt unter Gesängen und Tänzen mit Wasser begossen wurde, um dadurch zu bewirken, daß die blumenreiche Erde ebenso mit Regen benetzt werden möchte. Der Johannistag oder die Sommermitte wurde höchst festlich begangen und noch jetzt werden in den slavischen Ländern auf allen Bergen die Johannisfeuer angezündet. Der Tag war dem Czernibog, dem schwarzen Gott der Unterwelt, heilig, den man zu sühnen suchte, weil von diesem Tage an mit den länger werdenden Nächten die Zeit seiner Herrschaft begann. Am Allerseelentage unmittelbar vor dem Winter feierte man ein großes Todtenfest und setzte Speisen und Lichter auf die Gräber für die Todten hin. Endlich feierte man in der Weihnacht oder Wintermitte den Wiederbeginn des Jahres und das aufsteigende Licht.

Unter den altslavischen Naturgottheiten sind durchgängig die Genien der Berge, Wälder, Quellen, Flüsse, Felder und hinwiederum der einzelnen Bäume und Getreidearten, des Flachses, der Bienen und aller Thierarten gemeint, so daß es ihrer eine erstaunliche Menge gibt. Vieles mahnt dabei an die deutschen und britischen Elfen. Ein besonders zarter poetischer Zauber liegt in den Russalkis, Nymphen oder Feen der Flüsse und Wälder. Sie verführen den Wanderer oder einsamen Jäger durch wunderbare Schönheit und durch rührende Bitten in klagenden Gesängen. So wie er sich aber nach ihnen umwendet und auf sie achtet, ist er verloren, denn sie verwandeln sich in gräßliche Gespenster, saugen ihm das Blut aus oder lassen ihn für immer gelähmt zurück. Unschuldiger sind die Wilen, ganz ähnlich unsern Elben, zarte jungfräuliche Wesen, welche lieblich tanzen. Man hält sie für die Seelen verstorbener Bräute. Ein scheußliches Geschlecht von Waldgeistern sind die Leschie. Das Aengstliche und Schauerliche schlägt immer vor. Das slavische Naturgefühl äußert sich auffallend stark als Furcht. Außer im alten Testament bei den Juden hat die Furcht überhaupt nicht leicht so viel poetischen Ausdruck gefunden, als im Aberglauben der slavischen Völker. Wie sich in dieser Beziehung der letztere und der heitere Glaube der alten Hellenen gegenüberstehen, mag aus einer Ver-

gleichung der slavischen Psyche mit der altgriechischen erhellen. Im serbischen Volksglauben gilt die Zauberin, Wahrsagerin (vjeschtitza) für besessen von einem bösen Geist, der im Schlafe aus ihr heraus geht und als Schmetterling oder Henne erscheint. So lange dieser Geist die Zauberin verlassen hat, liegt der Leib leblos da, und wenn man sie so wendet, daß der Kopf an die Stelle kommt, wo die Füße waren, so kommt sie nicht wieder aus dem Todesschlaf. Sie strebt nach Leuten, besonders Kindern, die sie ißt. Einem schlafenden Manne stößt sie eine Ruthe durch die linke Brustwarze; öffnet die Seite, holt das Herz heraus und ißt es, worauf die Brust wieder zuwächst. Was den Schmetterling betrifft, als eine Form des Geistes, so ist ursprünglich die Phaläne, die bei Nacht fliegt, als eine Erscheinung der abgeschiedenen Seele angenommen worden, und das nächtliche Fliegen war der Grund dieses Glaubens, nicht aber die Wahrnehmung, daß der Schmetterling sich aus der Raupe entwickelt, wodurch er ein Sinnbild der Seele ward. Wie grauenhaft düster, welch nordisches Nachtbild jene mörderischen Phalänen im Vergleich mit der zarten Geliebten des griechischen Eros!

Das Grauenhafte culminirt im Vampyr, einem ausschließlich slavischen Begriff, denn er kommt bei andern Völkern nicht vor, nur annähernd bei den Indern. Die deutschen Dichter, alle Welt plündernd, haben auch den Vampyr nur zu oft, um damit Effekt zu machen, ins Deutsche übersetzt. Die Slaven aber haben ein viel älteres und ausgebildeteres Gefühl für das Poetische im Vampyr und ihre Sagen variiren daher sehr. Er ist keineswegs immer die vollblütige Leiche, wie man sich ihn bei uns gewöhnlich vorstellt, er kommt auch, wie schon gesagt, als Nachtschmetterling vor. Die seltsamste Auffassung ist folgende: Kascej oder Koscej gilt in der russischen Fabel, sagt Khyssarow, als ein lebendiges Skelett. Junge Mädchen soll er sehr geliebt und sie ihren Vätern geraubt haben. Es verschwanden auch, wie die Fabel ferner anführt, bisweilen sogar die Schönen aus dem Brautbette, die dann zuletzt im Schlosse des Kascej gefunden wurden. Er führt den Beinamen des Unsterblichen, und in dem russischen Märchen von der schönen und wunderbar

klingenden Leier hat er ein Reich mit vergoldeten Wohnungen, prächtigem Garten und eine geraubte Schöne ist bei ihm. Die wunderbar klingende Leier gehört ihm, aber jene Schöne lockt ihm das Geheimniß ab, wie er sterben könne, bewirkt dann durch ihren Geliebten Astrach Carolewitsch seinen Tod, und das liebende Paar zieht mit der Leier von dannen.

Dem häuslichen und Familienleben standen eine fast so große Menge von Göttern oder Genien vor, wie dem der alten Römer. Zum Ueberfluß hatten sie sogar einen Gott des Auskehricht. Als eine Art slavischer Bacchus ist Korscha bemerkenswerth, welcher dick und nackt mit einem Kranz von Hopfenlaub auf einem Fasse dargestellt wurde und dem man Bier und Meth zum Opfer brachte. Die Mehrzahl der Slaven hatte gar kein öffentliches, sondern nur ein häusliches Leben, dessen Vorkommnisse daher, Geburt, Hochzeit, Tod gleich den großen Festen des Jahreswechsels mit der umständlichsten Feierlichkeit und reicher Symbolik begangen wurden. Aber auch in diesem Gebiete macht sich wieder die Furcht bemerklich. Alles häusliche Unglück, die Krankheiten haben besondere Götter. Die Pestjungfrau zieht mordend durch das Land. Eine der schönsten, aber auch ängstlichsten Vorstellungen ist die des Sedleschko, der innere Schmerz, die stumme Wehklage, ein bleiches nacktes Kind, das nur in Kerkern, bei Grabhügeln und in den Hütten des Elends weilt.

Diese Naturpoesie ist das Wesentliche und Charakteristische im Heidenthum der alten Slaven und liegt überall in dessen Erinnerungen klar zu Tage. Dagegen hat man sich vergeblich bemüht, irgend ein höheres System in die slavische Mythologie hineinzutragen, wenigstens niemals genügende Anhaltspunkte dafür gefunden. Bei den Wenden, aber auch nur bei ihnen, gab es vielköpfige Götterbilder. Zu Arkona auf der Insel Rügen hatte das Bild des Gottes Swantewit vier, das des Rugiewit sieben Gesichter, zu Stettin in Pommern das des Triglav drei Köpfe. Bei den Slaven im Süden und Osten hatten die Götzen immer nur einen Kopf. Es ist daher nicht statthaft, die so vereinzelt vorkommende Vielköpfigkeit wendischer Götzen aus dem fernen Indien herleiten zu wollen. Nur

das ist gewiß, daß eine aus der alten einfachen Naturreligion schon einigermaßen vorangeschrittene Abstraction auf die Vielköpfigkeit der Götter führen konnte. Dieselbe Abstraction zeigt sich auch in den Namen der wendischen Götter. Da begegnet uns der Gegensatz eines Bielbog, der weiße oder gute Gott, und eines Czernebog, der schwarze oder böse Gott. Das sind aber nur allgemeine Begriffe, unter denen der ursprüngliche Begriff und Name der besonderen Götter verloren gegangen ist. Auch Swantewit kommt her von swaty, heilig und wit ist nur die Endung (wie von gora der Berg, gorowit bergig) und bedeutet also nichts als ganz im Allgemeinen einen heiligen Gott. Rugiewit hat seinen Namen nur von der Insel Rügen, Triglav von der Dreiheit seiner Köpfe, Radegast vom Volksnamen der Redarier zwischen Havel und Oder, die ihn besonders verehrten. Am wahrscheinlichsten ist, daß unter dem höchsten Gotte immer der Donnerer verstanden werden muß.

Die Götzenbilder standen in hölzernen Tempeln mit einer geräumigen Umzäunung. Doch gab es auch viele heilige Stätten ohne Tempel, heilige Haine, Quellen, Wasserfälle, Seen und Berge. Wo irgend ein Berg über die welten Ebenen des nordöstlichen Europa hervorragte, war gewiß ein slavisches Heiligthum. Wie auf Arkona, so auf dem Zobtenberge und der Schneekoppe in Schlesien, so auf den Karpathen bei Krakau und an den Wasserfällen von Kiew. Bei den alten Preußen herrschte der Cultus uralter heiliger Eichen vor. Die zu Romove soll von ungeheuerm Umfang gewesen seyn. Andere wurden zu Heiligenbeil, Thorn und Welau verehrt.

Unter den Orakeln der Slaven nimmt das Pferdeorakel zu Arkona die erste Stelle ein. Das dem Swantewit heilige Pferd wurde über eine dreifache Reihe von Lanzen geführt und aus seinen Tritten geweissagt. Menschenopfer waren vielleicht bei den gutmüthigen Slaven nicht ursprünglich, sondern kamen erst mit dem Haß und Kriege gegen fremde Unterdrücker auf und scheinen auch nur dem Kriegsgott geweiht worden zu seyn. Von ganz eigenthümlicher Art waren jedoch die Opfer bei den alten Preußen. An dieses merkwürdige Volk knüpft sich überhaupt viel an, was, wenn wir es

genauer kennten, uns den besten Aufschluß über den Ruhm der alten Hyperboreer und ihrer Heiligkeit, über den für die gebildeten Völker des Südens so wichtigen Handel mit Bernstein, der bekanntlich nur an der preußischen Küste gefunden wird, und über den ältesten Verkehr zwischen der Ostsee und Griechenland geben würde. Das alte heidnische Preußen war ein Priesterstaat, friedlich regiert von dem Oberpriester, welcher Kriwe hieß, und sich im Alter, um die Sünden des Volkes auf sich zu nehmen, den Göttern selbst zum Opfer brachte. Noch in der christlichen Zeit opferten die Preußen heimlich einen Bock, auf dem sie alle ihre Sünden abluden.

3.

Wenden und Polen.

Von dem zahlreichen Volke der Wenden, welches zwischen den Sachsen und Polen oder zwischen der Elbe und Oder breite Ländermassen inne hatte, besitzen wir nur spärliche Nachrichten. Am merkwürdigsten erscheinen ihre See- und Handelsstädte, die von einer einigermaßen vorgerückten Cultur zeugen. Allein man hat ihre Größe und Bedeutung sehr übertrieben. Auf der Insel Wollin soll die große Stadt Wineta mit vielen Palästen und Thürmen erbaut gewesen, aber durch eine große Sturmfluth ins Meer versenkt worden seyn und im Volke herrscht der Glaube, man könne am Ostermorgen bei stillem Meere unter dessen kristallheller Oberfläche die Stadt tief unten deutlich sehen. Sie hat aber niemals existirt. Es gab in der Nähe nur eine kleine Seestadt, Jumne oder Julin, die erst dadurch berühmt wurde, daß Wikinger hier eine Burg bauten, die Jomsburg, von wo aus sie Seeraub trieben und die deswegen besonders günstig gelegen war, weil sie die Mündung der Oder beherrschte. Das slavische Volk der Umgegend ließ sich von diesen Wikingern tyrannisiren, ohne dieselben vertreiben zu können. Dieser Umstand allein beweist schon, daß die Slaven damals noch keine

städtische Cultur, kein großes politisches Gemeinwesen, keine Maschinenkunde gehabt haben können, weil sie sonst mit dem Raubnest wohl hätten fertig werden müssen.

Die wendischen Küsten der Ostsee lagen den Normannen zu nahe, als daß sie der Raublust derselben hätten entgehen können. Schon lange vor der Gründung der Jomsburg kennt die nordische und pommerische Sage blutige Kämpfe zwischen Dänen und Wenden. Zur Zeit des sagenhaften Dänenkönigs Frotho ließ sich der Wendenkönig Strumik durch die Dänen bethören, indem er sie, die sich mit Baumzweigen bedeckt hatten, für ein bloßes Waldgebüsch hielt, in ihren Hinterhalt fiel und umkam. Nach seinem Tode blieb das wendische Volk noch ebenso einfältig, wie er selbst gewesen war. Der heimtückische Frotho, ein echter Sohn Odins, ließ unter den Wenden bekannt machen, wer von ihnen das lustige Wikingsleben mitmachen und unter ihm dienen wolle, solle sich bei ihm melden. Nachdem sich aber die muthigsten und stärksten des Volks gemeldet hatten, ließ er sie aufhängen. So kamen die Wenden unter das Joch der Dänen; weil sie aber so sehr von ihnen geplagt wurden, ließen sie sich endlich durch eine Jungfrau zu kriegerischem Muth entflammen und zerbrachen das Fremdenjoch. Jene Jungfrau aber war Wißna aus Strumiks altem Geschlecht, eine Amazone, die mit vielen andern kriegerischen Frauen und Jungfrauen wohlgerüstet zu Roß ins Feld zog und den Dänen die Insel Moen abgewann. Zuletzt wurde ihr in einer Schlacht die rechte Hand abgehauen und sie starb an der Wunde. Später noch wurde ein Dänenkönig Jaromar von den Wenden gefangen, berückte aber mit seiner überlegenen Arglist den gutmüthigen Wendenkönig Ismar und benutzte die wiedergeschenkte Freiheit und das Vertrauen, welches ihm Ismar schenkte, denselben mit seiner ganzen Familie des Nachts in seinem Hause einzuschließen und zu verbrennen. Wenn das alles auch nur Sagen sind, so enthalten sie doch gewiß eine richtige Charakteristik der beiden Völker.

In der Geschichte Karls des Großen ist bereits erwähnt wor-

den, wie die beiden wendischen Hauptvölker, Obotriten und Wilzen, nach Unterwerfung der Sachsen mit dem fränkischen Reich in die nächste Berührung kamen und wie sie zu gleicher Zeit auch noch von den Dänen angefochten wurden. Anstatt gegen die Deutschen und Dänen zusammenzuhalten, bekämpften sie sich unter einander selbst. Die Obotriten hielten sich an die Deutschen, weil sie von diesen sowohl gegen die Dänen, als gegen die Wilzen unterstützt wurden. Man konnte sie daher schon am Ende des 8. Jahrhunderts als förmliche Bundesgenossen des fränkischen oder deutschen Reichs betrachten. Die Wilzen waren spröder gegen die rohe deutsche Umarmung, aber zu schwach und von den übrigen Slaven zu wenig unterstützt, um sich des fränkischen Heerbanns erwehren zu können. Sie wurden daher schon unter dem großen Karl tributbar gemacht, empörten sich zwar immer wieder, wenn das deutsche Reich uneinig war, konnten aber der endlichen Einverleibung und Germanisirung doch nicht entgehen, da ihrer Race die Energie gebrach, welche die germanische auszeichnete. Nirgends trat bei den Wenden ein großer Charakter oder ein großer Plan hervor, ihre Geschichte bietet nur innere Zwietracht und äußere Unterjochung dar. Im Anfang des 9. Jahrhunderts stritten sich Sclaomir und Ceadrag um die Herrschaft im Wilzenlande. Als Ludwig des Frommen Söhne einander bekriegten, machten sich die Wenden frei, wurden aber von Ludwig dem Deutschen schon wieder unterjocht. Im Anfang des 10. Jahrhunderts wurden sie von Otto dem Sachsen gezüchtigt.

Hinter den Wenden zwischen Oder und Weichsel und über diese hinaus wohnten die Polen, die sich auch Lechen nannten, nach einem angeblichen Lech, einem Bruder des Czech, was nur sagen will, daß Lechen und Czechen oder Polen und Böhmen Brudervölker sind. Als Lech einmal durch das morastige und waldige Land streifte, entdeckte er ein großes Nest, aus welchem weiße Adler aufflogen, und nannte den Ort Gniczna, wo nachher die Stadt Gnesen erbaut wurde. Auch blieb der weiße Adler seitdem das Wappen Polens. Nach jenem Lech taucht eine andere mythische Person in Polen auf, Krak, von dem es heißt, er habe in einer Höhle der

Karpathen einen grausamen Drachen besiegt und nachher die Stadt Krakau gebaut. Auch soll er, da die Polen vorher noch keinen König hatten, ihnen gerathen haben, ihn zum König zu wählen, da ein Volk ohne König nur einem Leib ohne Kopf, einer Kerze ohne Licht und der Welt ohne Sonne gleiche. Weiter meldet die Sage, seine schöne Tochter Wanda übernahm das Reich nach seinem Tode; ein deutscher Fürst, Rüdiger, warb um ihre Hand und rückte, als sie dieselbe ausschlug, an der Spitze eines Heeres heran. Allein wie von den Strahlen ihrer Schönheit geblendet, entwich das Heer und er selbst stürzte sich verzweifelnd in sein Schwerdt, indem er ausrief: Möge Wanda über Erde, Meer und Himmel herrschen, ich weihe mich der Unterwelt. Wanda selbst dankte den Göttern, die ihre Unschuld gerettet hatten, und damit weder sie noch ihr Volk ferner durch ihre Schönheit gefährdet würde, stürzte sie sich in die Weichsel und verschwand für immer, der Fluß aber erhielt von ihr den Namen Vandalus. Hier ist nun nichts Slavisches. Krak ist ein bekannter dänischer Name, Rüdiger ist deutsch, auch der Name Vandalus kann nur von den Vandalen herkommen, die einst hier wohnten. Die Wandasage bleibt aber völlig räthselhaft und dürfte alter Göttermythus, eine Erinnerung aus einem örtlichen Cultus an der obern Weichsel darin versteckt seyn. — Deutscher Einfluß gibt sich auch noch in der Popielsage zu erkennen. Ein späterer Fürst der Polen, Popiel, war mit einer Deutschen verheirathet und plagte nicht nur das polnische Volk, sondern vergiftete auch seine eigenen Verwandten und frevelte fort, bis er mit seiner ganzen Familie von Mäusen gefressen wurde. Obgleich er, meldet die Sage, einen Feuerkreis um sein Schloß zog und sich zuletzt auf einen Thurm mitten im Wasser retten wollte, liefen die Mäuse doch durchs Feuer und durch's Wasser, erstürmten zu vielen tausenden den Thurm und fraßen ihn und sein ganzes Geschlecht rein auf. Das kam daher, weil es die Seelen der Bauern waren, die der böse König so sehr mißhandelt hatte. Der Bauern Haß könnte möglicherweise hier zugleich Nationalhaß gewesen seyn und in der Sage die Thatsache verborgen liegen, daß sich das polnische Volk einmal von einem üblen

deutschen Einfluß frei gemacht habe, nachdem seine Dränger sich untereinander selbst durch Verwandtschaftsmorde geschwächt hatten.

Die sinnvolle Sage berichtet weiter. In Polen lebte der fromme Bauer Piast mit seinem Weibe Repicza, arm, aber wegen seiner Redlichkeit und Tüchtigkeit von jedermann geachtet. Da kamen einmal zwei Fremde zu ihm und nahmen seine Gastfreundschaft in Anspruch. Er setzte ihnen ein Fäßchen Bier vor, obgleich er dasselbe für das Fest der Haarschur seines Sohnes aufgespart hatte, und ein gebratenes Ferkel und sagte zu ihnen: Fehlt auch meinem Gerichte das Gewürz, so doch nicht die süße Würze der Zuneigung. Wie sie aber aßen und tranken, nahm das Bier im Fäßchen und nahm das Ferkel nicht ab und es dünkte den Bauersleuten ein großes Wunder. Die beiden Fremden aber schoren dem Knaben des Hauses selbst das Haar und gaben ihm den Namen Ziemowit. Sie aber sollen Engel gewesen seyn. Grade damals waren die Polen bei Kruswizc, nicht weit von Piasts Wohnung entfernt, versammelt, um sich nach Popiels Untergang ein neues Oberhaupt zu wählen. Sie konnten indeß nicht einig werden und darüber gingen ihnen die Lebensmittel aus. Die beiden Fremden aber waren im Lager und riethen den Hungernden, zum Hause des Piast und der Mutter Repicza zu gehen. Dort fanden sie Trank und Speise vollauf, denn das Fäßchen wurde niemals leer und das Ferkel nahm niemals ab. Da kamen alle Polen herbei, um mit zu trinken und mit zu essen und wollten nun niemand anders zum König haben, als den Piast. Jubelnd bekleideten sie ihn mit dem königlichen Schmuck, er aber befahl seine groben Bauernschuhe als das edelste Reichskleinod für ewige Zeiten aufzubewahren. Man erkennt in dieser lieblichen Sage in ihrer Verbindung mit der Popielsage auf's deutlichste die Reaction eines ackerbauenden und friedliebenden Volkes gegen fremde Ueberwältigung und Tyrannei wieder. Auf ganz ähnliche Art sahen wir die slavischen Bauern in Kärnthen, nach Abwerfung des avarischen Jochs, dem Bauernstande die Ehre geben.

Schon Ziemowits Enkel Miecislaw gehört der historischen Zeit an, in welcher Polen mit Deutschland unter den sächsischen Kaisern

ebenso oft in Berührung kam, wie früher das vorliegende Wendenland unter den Karolingern. — Die polnische Geschichte wurde zuerst aufgezeichnet von Martinus Gallus im 12. Jahrhundert und dann von Kadlubek, Bischof von Krakau, († 1223).

4.

Böhmen.

Südwärts von den Wenden und Polen gab es viele, wenn auch stammverwandte, doch von einander unabhängige Völkerschaften, Sorben, Daleminzier, Lausitzer, Schlesier, Mähren, Böhmen, ungerechnet noch viele verschollene Namen kleinerer Natiönchen. Die Geschichte kennt keine frühere Einigung dieser Slaven, als die unter dem Franken Samo, von dem wir oben schon in der fränkischen Geschichte das Wenige mitgetheilt haben, was von ihm auf uns gekommen ist. Auch hier fällt wieder auf, daß es ein Deutscher war, den die Avaren zu ihrem Herrn annahmen. Was aber Samo gesammelt hatte, zerstreute sich bald wieder. Die Befreiung von der Tyrannei der Avaren einmal unter Samo, sodann unter Karl dem Großen machte die Slaven nicht einiger noch unabhängiger, denn sie wurden nun von Deutschland aus beeinflußt oder schon förmlich beherrscht. Erst zur Zeit der letzten Karolinger und begünstigt durch deren Schwäche kam wieder eine größere Ansammlung freier slavischer Völkerschaften unter dem Fürsten der Maharanen oder Mähren zu Stande, die viel mit den deutschen Markgrafen in Oesterreich stritten, oft aber auch mit ihnen verbunden gemeinschaftlich gegen das deutsche Reich kämpften. Die Bestrebungen, ein slavisches Osterreich auf Kosten des deutschen Reichs zu gründen, sind sehr alt. Karlmann, der Sohn Ludwigs des Deutschen, hegte am bestimmtesten diesen Plan. Indeß duldete das deutsche Reich den Abfall seiner östlichen Provinz nicht und die Slaven wurden immer wieder isolirt, um nach und nach immer tiefer in die Abhängigkeit von Deutsch-

land zu gerathen. Schon unter den Söhnen Ludwigs des Frommen entstanden die neuen Markgrafschaften im Wenden- und Sorbenlande, die thüringische Nordmark und die südthüringische Mark, später insgemein das Osterland genannt, an die erst im 10. Jahrhundert sich die Markgrafschaft Meißen anschloß.

Die Böhmen spielen in jenen älteren Zeiten noch keine irgend bedeutende Rolle. Sie hatten nicht einmal einen gemeinsamen Stammfürsten, sondern waren getheilt und kamen unter die Hoheit der Mährenfürsten. Nur die Sage der Böhmen ist reich an Erinnerungen und sie stimmt auf eine sehr merkwürdige Art mit der polnischen zusammen. Wie dort ein Krak oder Kracus die Stadt Krakau gründet, so erscheint hier ein Krocus als König der Böhmen, und wie in Polen dem Krak eine Weiberherrschaft folgt, so auch in Böhmen dem Krocus, und wie in Polen zuletzt ein Bauer König wird, so auch in Böhmen.

Nach der böhmischen Sage hinterließ Krocus drei Töchter, die kräuterkundige Kascha, die alle Krankheiten heilte, die fromme Tetka, welche das Volk die Wälder, Gewässer und Berge anbeten lehrte, und Libussa, die jüngste, die alles sah, was in der Erde und was in der Zukunft verborgen lag. Die beiden älteren Schwestern verheiratheten sich, das Volk aber gehorchte nur der Libussa und wollte nur den als König anerkennen, den sie heirathen würde. Gleich der polnischen Wanda genügte sie sich selbst und verschmähte die Ehe, gab aber dem Drängen des Volkes endlich nach und schickte dreißig Boten mit dem Kleid und Mantel eines Königs aus, um den zu suchen, der ihr Gatte werden sollte. Da sie alles wußte, gab sie genau den Boten an, wo sie ihn finden würden. Es war aber ein einfacher Bauer, Przemysl, der eben seinen Acker pflügte. Als die Boten kamen, bewirthete er sie mit Brod und Käse, wobei ihm die Pflugschaar als Tisch diente und das war den Boten geweissagt, daß der, den sie suchten, von einem eisernen Tisch essen würde. Der Bauer nahm die königliche Würde an, ließ aber ganz so wie Piast in Polen seine Bauernschuhe als Reichskleinodien aufheben. Seine Regierung machte sich übrigens kaum bemerklich, da

Libussas Weisheit immer noch allein entschied. Das Land gerieth unter ihr zu blühendem Gedeihen. Nachdem seine Oberfläche reichlich bebaut und mit Feldfrucht gesegnet war, öffnete sie dem Volk auch die Schätze unter der Erde, denn als sie einst auf einem hohen Felsen über der Moldau stand, blickte ihr Seherauge tief ins Innere aller böhmischen Berge, sah darin den ganzen Reichthum edler Metalle, den sie enthalten, und gab dem Volk Anleitung zum Bergbau. Von ihr auch wurde die Stadt Prag erbaut. Prag heißt Schwelle und erhielt den Namen davon, daß zufällig Zimmerleute hier im Walde Schwellen zurichteten.

Trotz des Glückes, welches Libussas Weisheit in reicher Fülle über Böhmen ausgoß, war an ihre unfreiwillige Verheirathung mit dem Bauer mancher Fluch gebunden, der in der Zukunft sich erfüllen sollte. Der eiserne Tisch, von dem der Bauer aß, sollte dem Lande eiserne Zeiten bedeuten. Wenn die Boten nicht so frühe gekommen wären, hätte er seinen Acker ruhig auspflügen können und dann würde Böhmen steten Frieden genossen haben. Dieses Urbewußtseyn eines tragischen Schicksals geht durch die ganze altböhmische Poesie hindurch. Der älteste böhmische Chronist war Kosmas († 1125). Ihm folgten erst im 14. Jahrhundert Dalemil und im 16. Hajek. Den letztern, der die alte Volkssage am vollständigsten bringt, pflegt man zu schelten und zu verachten, als habe er hinzu erdichtet, was nicht schon in den älteren Chroniken steht. Allein er schöpfte offenbar aus älteren Quellen, welche die früheren Chroniken nicht benutzten, vielleicht aus Volksliedern. Dafür bürgt der originelle Inhalt seiner Mittheilungen. Dagegen sind die angeblich altböhmischen Dichtungen der s. g. Königinhofer Handschrift (Libussas Gericht ꝛc.) moderne Fälschungen erst aus dem Anfang unsers Jahrhunderts und gänzlich werthlos.

Die echte alte Sage knüpft an den Tod Libussas den berühmten böhmischen Mägdekrieg an. Libussa hatte sich immer mit einem Kreise mannhafter Jungfrauen umgeben, die sich als Amazonen im Reiten und Jagen übten und so lange sie lebte, großes Ansehen genossen, nach ihrem Tode aber zurückgesetzt und von den Männern

verspottet wurden. Eine von ihnen, Wlasta, redete ihnen zu, sich von den Männern ganz abzusondern. Eine andere, Stratka, rieth noch den Versuch zu machen, ob der verwittwete König Przemysl wohl die Wlasta heirathen würde, in welchem Falle Wlasta das Ansehen der Libussa genießen und ihnen allen wieder Ansehen verschaffen würde. Der König ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein und nun zogen sämmtliche Jungfrauen fort und bauten sich auf einem Berge die Burg Diewin, von wo aus sie gegen die Männer einen erbitterten Krieg führten. Sie benahmen sich sehr übermüthig. Die schöne Scharka ließ sich von ihnen an einen Baum binden auf dem Wege, wo die Männer kommen mußten, und als der edle Etirad dahergeritten kam, klagte sie ihm, sie sey so grausam von Wlastas Jungfrauen mißhandelt worden und bat ihn um seinen Schutz. Er band sie los und war gleich sehr in sie verliebt. Seine Gefährten alle stiegen von den Pferden und lagerten im Walde und er setzte sich zu dem schönen Mädchen, welches einen Krug voll Meth neben dem Baume stehen hatte und ihnen daraus zu trinken anbot. Dann verlangte sie schelmisch von Etirad, er solle einmal auf ihrem Jagdhorn blasen, was über ihr am Baume hing. Er that es, aber kaum hallten die Töne durch den Wald, als Wlastas bewaffnete Schaar herbeistürzte und alle Männer umbrachte. Die Glieder des unglücklichen Etirad flochten sie auf ein Rad und ein teuflisches Gelächter rauschte durch den weiten Wald. Nun zog aber der König selber wider die Mägde aus und überwand sie endlich in einer blutigen Schlacht. Wlasta fiel mit gespaltenem Kopfe und wurde von Rossen zertreten. Die Jungfrauen, welche nicht mit ihr umgekommen, sondern gefangen worden waren, wurden nach Prag auf das Schloß geführt und nachdem man jeden Muthwillen an ihnen geübt, aus den Fenstern in die Moldau hinabgestürzt.

Das wiederholte Vorkommen des Frauenregiments bei Wenden, Polen und Böhmen bleibt räthselhaft, gehört jedoch zum Ganzen des Slaventhums. So übereinstimmende Sagen schlechthin zu verwerfen, wie viele Geschichtschreiber thun, ist unerlaubt. Wenn die Sage auch nicht wirkliche Geschichte wiedergibt, so spiegeln sich in

ihr doch sicher die Grundzüge des Volkscharakters. In den ältesten Erinnerungen der Slaven vermissen wir nun überall ein nationales König- und Ritterthum. Nirgends tritt uns ein Slave als überlegener Herrscher oder Held entgegen. Vielmehr lebt das Volk in kleinen Gemeinwesen, baut friedlich den Acker und musicirt, an Krieg und Herrschaft nicht denkend, oder läßt sich von Frauen regieren. Endlich erfolgt eine große Umwandlung, eine Art nationaler Aufschwung, dessen Ergebniß aber immer nur ist, einen einfachen Bauern zum Fürsten zu erheben. In allen diesen Zügen der Sage verräth sich ein verwandtschaftlicher Zug, die ursprüngliche Kindlichkeit und Sorglosigkeit des Slavenvolks, welches gar nicht ans Regieren denkt, sich von andern regieren läßt und erst durch viele Leiden dahin gelangt zu bemerken, daß es doch viel besser wäre, wenn es sich selbst regierte.

Damit hängt zusammen, was auch in den ältesten slavischen Volksliedern als Grundton vorklingt. Eigentliche Volkshelden fehlen darin gänzlich, denn sowohl die Ritter Libussas in der Königinhofer Handschrift als der russische Igor sind moderne Machwerke und gänzlich erlogen. Die Helden der serbischen Volkslieder aber gehören der neueren Zeit der Türkenkriege an und sind meist nur Räuber. Dagegen wiederholt sich in allen Sammlungen echter Volkslieder der Wenden, Polen, Lithauer, Böhmen, Serben und Russen die Klage eines von fremden Eroberern und Herrschern mißhandelten Volks. Als ein stehendes Sinnbild des nationalen Schmerzes darf man desfalls die Raute betrachten, das zartduftende Kraut der geliebten Heimath und Heimlichkeit, welches von fremden Rossen zertreten wird. Dasselbe Thema wird auf die mannigfachste Art variirt und ganz frisch aus der Geschichte des Volks herausgegriffen ist folgendes altpolnische Volkslied:

Schwester Olga, spricht die Birke,
Nicht der alte graue Frost
Machte meine Säfte starren;
Noch der Wind ist's, der mir schadet,
Noch der Bach ist's, der die Erde
Von den Wurzeln trägt:

Doch aus fernen, fernen Landen
Kamen die Tataren,
Und sie brachen meine Aeste
Und sie schürten große Feuer
Und zertraten um mich her
Schönes, grünes Gras.

In einem lithauischen Volksliede wird ein Mädchen gewarnt, sie solle nicht trinken, denn von diesem Brunnen haben die Rosse des Feindes getrunken, sie solle fliehen, sonst nimmt ihr der Feind das Kränzchen und füttert damit seine Rosse, sonst nehmen sie ihr das Ringlein und machen Hufbeschläge davon, reißen ihr das Mieder ab und machen einen Sattel daraus, nehmen ihr das Zopfband und machen es zum Zügel. — Oft wiederholt sich in den slavischen Volksliedern auch das traurige Bild eines fern im Kriege dienenden Bruders oder Geliebten. Ein Rabe fliegt über ihr und läßt ein Ringlein in ihren Schoß fallen. Es ist der Ring des Heißersehnten, der auf dem Schlachtfelde liegt und von dessen Leiche der Todtenvogel den Ring abriß. Zuweilen bringt der Vogel die weiße Hand des Gefallenen, an deren Finger der Ring noch glänzt.

Nirgends herrscht, außer in den Klephten- und Heidukenliedern, eine rechte Lust am Kampf und Krieg bei den Slaven vor, sondern überall mehr das Behagen des Familienlebens, des Friedens und der Liebe und die bittere Klage über dessen Störung. Die slavischen Volkslieder, in denen der Soldat sich beschwert, die süße Heimath verlassen zu haben, um sich in einem Kriege hinmorden zu lassen, den er verflucht, stammen gewiß nicht erst aus der Zeit russischer Rekrutenaushebungen, sondern drücken einen uralten Friedenssinn aus.

5.

Bulgaren und Südslaven.

Die Südslaven wurden durch tatarische Völker aus ihren früheren Sitzen im nordöstlichen Europa vorgeschoben. Diese Tataren hatten als berittene Nomaden von erstaunlicher Tapferkeit und Todesverachtung trotz ihrer Minderzahl ein solches Uebergewicht über die Slaven, daß diese sich ihnen unterwarfen, sich von ihnen bald einpferchen und auf alle Art scheeren und mißhandeln ließen wie eine Heerde Schafe, bald ihre räuberischen Sitten annahmen und als ihre Knechte oder Bundesgenossen mit ihnen zogen. In diesem Verhältniß standen die Slaven zuerst zu den Bulgaren, dann zu den Avaren. Die Bulgaren aber rieben sich in den ewigen Kriegen auf und ihr Rest setzte sich unter den südlichen Slaven, deren Sprache und Sitte er annahm, nur als ihr Adel fest, so daß die altbulgarische Nationalität im Slaventhum unterging. Eben so verschwand die Nationalität der Avaren, als eine Minderheit und nur das Slaventhum blieb übrig. Man könnte darauf die Worte der heiligen Schrift anwenden: „die Friedfertigen werden das Erdreich besitzen."

Eine sehr eigenthümliche Erscheinung war die zähe Ausdauer des Romanismus an der untern Donau in den Ländern, welche heute Wallachei, Moldau und Bessarabien heißen, und in einem Theil von Siebenbürgen. Hier erhielt sich die altrömische Bevölkerung wie eine große Insel im Meere der slavischen Bevölkerungen. Sie war zwar schon zur Römerzeit sehr gemischt aus alten getischen und thrakischen Elementen und den vielerlei Bestandtheilen, welche sich durch das Colonisirungssystem und die Besatzungen in allen römischen Provinzen zusammen gefunden hatten. Auch sind in der Völkerwanderung wieder gothische Elemente eingedrungen. Zuletzt kamen die Durchzüge der tatarischen und slavischen Völker, von denen wieder viel hängen blieb. Dennoch hat sich bis auf unsre Tage dort die romanische Mundart erhalten mit einigen slavischen Zusätzen. Noch

mehr verräth sich die Slavisirung dieser Romanen in ihren Sitten und sonderlich in ihrer Sklaverei.

Die Bulgaren erhielten ihren Namen von der Wolga, von der sie herkamen. Als echte Tataren hatten sie ihre Chane, schwärmten raubend umher und behandelten alle andern Völker mit souveräner Verachtung. Denn es hat nie ein stolzeres, noch auch schöneres Volk in der Welt gegeben, als die alten Turanier, Tataren und Türken, die alle andern Menschenkinder tief unter sich sahen. Der Uebermuth der Bulgaren scheint sehr gesteigert worden zu seyn, theils durch den Sklavensinn der Slaven, theils durch die Corruption der Byzantiner. Eine edlere Seite tritt bei ihren Chanen nirgends hervor. Sie baden in Blut, plündern die Länder aus, sengen und brennen, treiben die Slaven wie große Heerden vor sich her, pressen den griechischen Kaisern Tribut ab und haben der Geschichte nicht ein einziges Denkmal von irgend einer Tugend und Großherzigkeit oder von einem höheren Bildungstriebe hinterlassen. Bei ihnen war alles nur Kraft und Mißbrauch derselben. Ihre unaufhörlichen Raubzüge und Kriege sind daher von einem traurigen Einerlei. Unter den Chanen der Bulgaren macht sich Krumus bemerklich, dessen wir schon in der byzantinischen Geschichte gedacht haben. Nichts charakterisirt den Bildungsgrad dieses Chans und der damaligen Bulgaren besser als sein Verfahren bei der Belagerung Constantinopels im Beginn des 9. Jahrhunderts. Da er mit seinen rohen Schaaren die feste Stadt nicht einnehmen konnte und kein Geschick besaß, um Belagerungsmaschinen anzuwenden, veranstaltete er eine ungeheure Menge von Menschen- und Thieropfern dicht unter den feindlichen Mauern, um durch die zauberischen Opferceremonien den Genius der Stadt zu entkräften. Man sah ihn dabei, wie er durch eine Allee seiner auf ihrem Angesicht liegenden und ihn anbetenden Weiber in sein Zelt zurückkehrte. Unter einem Enkel dieses Krumus, dem Chan Bogoris, welcher seit 826 regierte, sollte endlich in die heidnische Nacht der Bulgaren der erste Schimmer christlichen Lichtes fallen. Seine Schwester war zufällig als Gefangene nach Constantinopel gekommen und dort eine Christin geworden. Durch

sie wurde auch er dem Christenthum geneigt und erbat sich aus Constantinopel einige Missionäre, um das Christenthum unter den Bulgaren auszubreiten. Kaiser Michael schickte ihm den Mönch Methodius, welcher die bulgarische Sprache nicht verstand, aber ein guter Maler war und dem Chane die Qualen der Hölle so anschaulich an die Wand malte, daß dieser, um der Pein im andern Leben zu entgehen, sich voller Angst taufen ließ, ja sogar ein Mönch wurde und die Regierung seinem Sohne überließ. Weil aber dieser ein roher Tyrann war, kam Bogoris wieder aus dem Kloster heraus, übernahm die Regierung und ließ den bösen Sohn blenden. Trotz der Christianisirung kam das bulgarische Reich noch oft in Fehde mit Byzanz, weil es seine Unabhängigkeit behaupten wollte. Durch das Christenthum und durch die Slavisirung wurde die tatarische Wildheit unmerklich mehr überwunden. Die vorher den Bulgaren unterworfenen Serben rissen sich los und bald drohte vom russischen Norden her dem bulgarischen Reiche ein neuer gefährlicher Feind, dem jedoch Byzanz noch zuvorkam, denn i. J. 1019 machte Kaiser Basilius, der Bulgarentödter, dem bulgarischen Reiche ein Ende.

Methodius und sein Bruder Cyrillus dehnten unter dem Schutz des Bogoris ihre Bekehrungen in den slavischen Donauländern und bis nach Mähren aus. Der Mährenfürst Rastiz lud die beiden Missionäre zu sich ein, so daß auch hier das Christenthum friedlich eingeführt wurde. Cyrillus erfand für die Slaven eine eigene Buchstabenschrift, die Cyrilitza, und bediente sich des Altslavonischen als Kirchensprache, weil der Gebrauch der lateinischen oder griechischen Sprache das Verständniß der neuen Lehre und mithin auch die Bekehrung sehr erschwert haben würde. Als Papst Nicolaus I. von dem erfolgreichen Wirken der beiden Mönche in Mähren erfuhr, lud er sie zu sich nach Rom, war aber schon todt, als sie dort ankamen, 867. Sein Nachfolger Hadrian II. ehrte die griechischen Mönche auf alle Weise. Cyrillus blieb sogar in Rom, wo er gestorben ist, Methodius aber wurde vom Papste zum Metropoliten von Mähren und Ungarn ernannt. Die abendländische Kirche eignete sich somit

eine Eroberung der griechischen an, worüber viel Streit entstand. Das Ergebniß aber konnte nicht wohl ein anderes werden, als daß die entfernten Bulgaren und Serben unter byzantinischem Einfluß blieben, Mähren aber seiner geographischen Lage wegen der abendländischen Kirche zufiel.

Von Mähren verbreitete sich das Christenthum nach Böhmen. Des Rastiz Nachfolger Swatopluk bewog den Böhmenkönig Borziwoi, dessen Schwester er geheirathet hatte, sich taufen zu lassen, 871, derselbe Swatopluk, den Kaiser Arnulf zu Gevatter bat und nach dem er seinen ungerathenen Sohn benannt hat. Indeß blieb das Verhältniß des Mährenfürsten zu Arnulf nicht immer ein freundliches. Jeder suchte den andern zu übervortheilen und endlich hetzte Arnulf die eben aus Asien vorgebrochenen Ungarn gegen die Mähren. Swatopluk hielt sich in den festen Burgen, starb aber 894. Seine Söhne bekämpften sich um das Erbe und schwächten das Reich so, daß es bald eine leichte Beute der Ungarn werden mußte; Moimir, Swatopluks Sohn, der letzte Mährenfürst, fiel im Kampfe, 907, Mähren gehorchte den Ungarn. Nur Böhmen blieb frei, sah sich aber durch die Ungarnfurcht genöthigt, sich mehr und mehr von Deutschland abhängig zu machen.

Die Serben, Croaten, Bosnier, Dalmatiner ꝛc. alle die kleinen Völkerschaften in der gebirgigen Mitte zwischen dem adriatischen Meere, Oesterreich, Ungarn und Bulgarien, waren früher den Bulgaren und Avaren unterwürfig gewesen und hatten sich gegen sie auf die fränkische Hülfe gestützt. Sie würden sich ganz an das deutsche Reich angeschlossen haben, zumal als sie von den Ungarn bedrängt wurden, wenn nicht der byzantinische Einfluß in dem zur See immer mächtiger werdenden Freistaat Venedig vorgewaltet hätte und wenn diese Völkerschaften nicht durch ihre unwegsamen Gebirge gegen fremde Zumuthungen einen Schutz gefunden hätten, den die Slaven in den Ebenen nicht fanden. So konnten sich in Serbien und Croatien eigne kleine Reiche bilden.

Auch viel weiter nach Süden durch das ganze alte Makedonien, Thessalien und Griechenland bis zu den Südspitzen des Peloponnes

hatten sich Slaven ausgebreitet; nur im alten Epirus, südlich von den slavischen Montenegrinern, Bosniern und Serben erhielten sich noch unter dem Namen der Albanesen überaus tapfere Räuber und Krieger eines ganz eigenthümlichen, nicht slavischen Stammes mit eigner Sprache, die man für Ueberreste der alten Illyrier gehalten hat, die aber wahrscheinlicher erst in der Völkerwanderung vom Kaukasus her gekommen sind. Nach der Auflösung des großen Hunnenreichs hielten die Ostgothen noch eine Weile den Andrang der tatarischen und slavischen Völker auf, sobald sie aber nach Italien abgezogen waren, hemmte nichts mehr das massenhafte Hereinbrechen jener Völker ins griechische Reich. Im Jahr 517 warf sich die erste Welle der lange fortdauernden Völkerüberschwemmung über das Donauthal und den Hämus bis zu den Thermopylen. Immer neue Schaaren folgten ihnen bis zum Jahr 527, ohne daß die griechischen Kaiser Anastasius und Justinus I. sie aufzuhalten vermocht hätten. Aber noch viel schrecklicher wurde der Andrang der bewaffneten Einwanderer unter Justinian I., besonders i. J. 539, in welchem die fremden Horden auch die Thermopylen durchbrachen und den ganzen Peloponnes einnahmen. Es ist oft aufgefallen, daß derselbe Kaiser, dessen geniale Feldherrn Belisar, Johannes und Narses Afrika und Italien wieder zu erobern vermochten, kein einziges Heer bereit hatte, um die Bulgaren und Slaven vom Vordringen in Griechenland abzuhalten. Er glaubte vielleicht mit diesen Barbaren bald fertig werden zu können, wenn er erst Herr in Rom und Constantinopel zugleich wäre. Man nannte die hereingebrochenen Völker Hunnen, Anten, Slavinen, Bulgaren und die Geschichtschreiber der Griechen unterschieden nicht genau die Völkerstämme. Unter den Hunnen kann man sich nur tatarische Völker denken, welche früher zum großen Hunnenreich gehört hatten, wie die Chazaren, Bulgaren, Avaren. Unter den Anten sind dagegen Slaven gemeint, während wir nicht mehr wissen, was für slavische Völker es waren, die alle über den Hämus gingen. Die sog. Hunnen und Bulgaren waren wohl das treibende Element und die slavischen Völkerschaften wurden von denselben theils aus ihren alten Sitzen vertrieben und vor ihnen

her geschoben, theils als tributbare Bundesgenossen auf den großen Raubzügen mitgenommen. Sie waren es dann, die in dem eroberten Lande zurückblieben, sich friedlich ansiedelten und das Feld bauten, während ihre Treiber mit der Beute über den Hämus zurückgingen. Mösien, wo sich die Bulgaren niederließen, Thrakien, Makedonien, Thessalien, Illyrien, Epirus und das alte Hellas waren schon durch die frühere deutsche Völkerwanderung, zumal seit der Schlacht von Adrianopel auf's schrecklichste verheert worden. Auch im Peloponnes hatte schon Alarich mit seinen Gothen gewüthet. Die Slaven fanden also diese Länder schon halb verödet. Wenn uns Prokop erzählt, daß sie alle Einwohner, die sie fanden, grausam umgebracht hätten, so erklärt sich das wohl nicht bloß aus der hunnischen und bulgarischen Kriegsart, welche die Slaven nachahmten, sondern auch aus dem Bedürfniß neuer Einwanderer, sich derer zu entledigen, auf deren Grund und Boden man sich selbst niederlassen will, und aus der Nothwendigkeit, in verheerten und armen Gegenden sich die wenigen Lebensmittel allein anzueignen. Die ganze frühere christliche und römisch griechische Bevölkerung in den genannten Ländern wurde ausgerottet, außer in den großen Städten, die durch starke Mauern geschützt waren. Seit 531 half eine Pest, welche gar nicht aufhören wollte, die Menschen vertilgen, so daß die später ankommenden Slaven Gegenden schon wieder verödet fanden, wo sich früher ihre Landsleute niedergelassen hatten. In dieser langen Nothzeit, denn die Pest dauerte bis zum Jahr 611, vermochten die wenigen griechischen Städte, die noch wie Inseln aus dem völlig slavisch gewordenen Lande vorragten, nichts gegen die eingedrungenen Fremden zu unternehmen. Diese selbst aber begnügten sich, friedlich das Feld zu bauen. Erst die Avaren begannen eine neue wilde Bewegung, indem ihr Chan Bajan i. J. 589 einen neuen großen Schwarm von Slaven über die Donau trieb, dem bald noch andere nachfolgten und die alle auch über den Hämus kamen und nach dem Süden zogen. Sie werden wieder als fürchterlich grausam geschildert, weil sie von den Avaren vorwärts gepeitscht waren. Von diesen wurden vollends die letzten griechischen Städte im Peloponnes eingenommen

und zerstört. Das einzige Andenken, was die Avaren hier zurückließen, war der neue Name von Pylus, welches nach seiner Zerstörung unter dem Namen Avarinos wiedererstand. Die Slaven aber, die im Lande blieben, gaben ihm, den Bergen, Flüssen und Ortschaften ihre Namen. In Konstantinopel selbst nannte man das ehemalige Hellas nur noch Slabika oder Slabinia. Der Peloponnes hieß fortan Morea, von more Meer, das Land im Meere, wie Pommern das Land am Meere. Griechenland wimmelt von Namen, die wir auch in Pommern und Mecklenburg, Kärnthen und Krain, Böhmen und Polen wiederfinden: Boritza, Vostitza, Kamenitza, Planitza, Doritza, Bokowina, Chlumutzi, Lusitza, Maritza, Drovolova, Volatuna, Mudritza ꝛc.

Nachdem die eingewanderten Slaven nicht mehr von Bulgaren und Avaren gehetzt waren, lebten sie in Griechenland so friedlich wie in ihrer nordischen Heimath und bauten das Feld. Unter der berühmten Kaiserin Irene wurde es daher möglich, seit dem Jahre 783 ihre Unterwerfung unter Byzanz zu beginnen, und der Feldherr Staurakius hätte sie wahrscheinlich schon vollendet, wenn sich nicht die Muhamedaner eingemischt und die Slaven in Morea noch eine Zeitlang unterstützt hätten. So konnte denn die Eroberung und Bekehrung nur allmählig erfolgen und wurde erst unter Kaiser Basilius dem Makedonier ungefähr i. J. 870 vollendet. Die Slaven nahmen seit damals mit dem Christenthum und den griechischen Beamten nach und nach auch die griechische Sprache an, reden sie aber heute noch mit slavischem Accent.

Ueber die Frage, ob überhaupt noch althellenisches Blut in den Adern der heutigen Neugriechen fließe, hat man unnützerweise viel gestritten. Da die alten Griechen bis zur tiefsten Niederträchtigkeit entarteten, kann es für niemand mehr eine große Ehre seyn, von ihnen abzustammen, und ist die Abstammung von ehrlichen slavischen Bauern jedenfalls eine gesundere. Aus Fallmerayers scharfsinnigen Untersuchungen geht hervor, daß selbst das angebliche Hellenenthum der räuberischen Mainotten im Süden von Morea in Zweifel ge-

zogen werden muß, so wie auch das der erst in neuerer Zeit berühmt gewordenen Inselgriechen auf Hydra, Spezia ꝛc., da diese Inseln in der altgriechischen Zeit gar nicht bevölkert waren und erst in neuerer Zeit Einwohner erhielten. In Constantinopel selbst, sowie in den andern größeren Städten des oströmischen Reichs und an den altgriechischen Küsten Kleinasiens war die Bevölkerung seit der römischen Eroberung und seit den gothischen Verheerungen ungeheuer gemischt und wenn auch die griechische Sprache unter dem Einfluß der aus dem Alterthum geretteten Bildung und Literatur des byzantinischen Hofes und der griechischen Kirche die herrschende blieb, so wurde sie doch von einem Menschengemenge geredet, welches vielmehr von thrakischem, römischem, gothischem und slavischem Blute war, als von althellenischem. So wurde auch in Italien die lateinische Sprache auf alle die Fremden übertragen, die zur Zeit des altrömischen Kaiserreichs von drei Welttheilen her nach Rom strömten, und später noch auf Gothen und Longobarden, in Sicilien sogar auf Araber und Normannen.

6.

Russen.

Das zahlreichste aller slavischen Völker ist das russische. Seine alte Eintheilung in Weiß-, Schwarz- und Rothrussen hat keine stark bestimmten Umrisse. Die Weißrussen gehören zu den Polen. Die Schwarzrussen sind die eigentlichen oder Großrussen auf der „schwarzen Erde“ im fetten und fruchtbaren Boden rings um Moskau her, weshalb sie auch Moskowiter heißen. Die Roth-, Klein- oder Südrussen sind die Kosaken. Von den Zaporoger Kosaken glaubt man jedoch, sie stammen von den Chazaren her.

Die Russen sind heute noch die slavischesten unter allen Slaven, kindlich, freundlich, weichherzig, gelenk und anstellig, schmiegsam bis zum Extrem des Sklavischen schmutzig, leichtfertig, diebisch, und

dabei fromm und tapfer. Wir dürfen annehmen, daß sie schon dem großen Gothenreich des Hermanarich unterworfen waren, wie später dem des Attila. Nachher finden wir die Südrussen unter der Zuchtruthe der tatarischen Chazaren, ganz so wie die übrigen Slaven des Südens die Peitsche der tatarischen Bulgaren und Avaren fühlen mußten; die Nordrussen aber unter der Herrschaft der Normänner.

Mehr als alle andern Slaven bekannten sich die Russen von Beginn ihrer beglaubigten Geschichte an zu einer Inferiorität, die ihnen die Fremdherrschaft unentbehrlich und daher wünschenswerth machte. Der Mönch Nestor, Rußlands ältester Chronist aus dem 11. Jahrhundert, erzählt, unter den Russen seyen die Polänen die friedfertigsten und am besten gesitteten gewesen. Die Derewlanen, Radimitschen, Wetitschen und Seweren dagegen hätten wie die wilden Thiere in Wäldern gelebt und nicht einmal die Ehe gekannt. Das deutet auf einen ältesten Gegensatz ackerbauender und wild umherschweifender Slaven hin. Die Wälder mochten aber wohl ursprünglich ihr Zufluchtsort vor den ihnen überlegenen Tatarenstämmen seyn. Nestor berichtet weiter, die Polänen seyen von jenen wilden Waldmenschen bedrängt, aber von den Chazaren geschützt worden, wofür sie den letzteren Tribut zahlten, von jedem Hause ein Schwert. Im Norden hatten die Waräger die dort am Meer wohnenden Tschuden und Slaven (Finnen und Wenden) tributbar gemacht, desgleichen die Mörechen und Kriwitschen, unter denen wir uns die nördlichen Russen zu denken haben. Ungefähr im J. 860 hätten sie diesen Tribut nicht mehr bezahlt, nun seyen sie aber dergestalt unter sich selbst uneins geworden, daß sie sich nicht mehr zu helfen wußten. Da sagten sie untereinander: „Lasset uns einen Knes suchen, der über uns herrsche und spreche uns Recht.“ Und die Russen gingen zu den Warägern über das Meer. Dieser Umstand beweist, daß die Waräger damals und ohne Zweifel seit man ihnen den Tribut nicht mehr zahlte, von der Südküste des finnischen Meerbusens mußten vertrieben worden seyn, weil die Russen sonst, um sie zu finden, nicht erst hätten über das Meer fahren

müssen. Ihre Boten sagten zu den Warägern: „Unser Land ist groß und hat an allem Ueberfluß, es ist aber keine Ordnung darin; kommt also zu uns, um über uns zu herrschen und uns zu besitzen."

Da kamen drei Brüder und nahmen im J. 862 Rußland in Besitz. Der älteste, Rurik (Roderich), baute die Stadt Ladoga und residirte dort, nicht sehr weit vom heutigen Petersburg. Sein Schloß ist noch erhalten mit vier runden Thürmen. Der zweite Bruder Sineus setzte sich ans weiße Meer, der dritte Truwor aber weiter südlich. Die jüngeren Brüder starben. Da zog Rurik südwärts und gründete am Fluß Wolchow die Stadt Nowgorod (Neustadt). Von hier aus unternahmen zwei Waräger, Oskold und Dir, den ersten Zug südwärts bis ans schwarze Meer, bauten sich dort Schiffe und wagten den übermüthigen Sturm auf Constantinopel, den wir in der byzantinischen Geschichte schon geschildert haben, 866. Aus diesem naiven Berichte Nestors geht deutlich hervor, daß die Slaven die hohe Ueberlegenheit der germanischen Normannen anerkannten, sich gegen deren Herrschaft nicht sträubten, sondern sie vielmehr suchten; aber auch, daß sie mit den Normannen nicht zum erstenmal Bekanntschaft machten, sondern sie schon früher hatten kennen lernen. Das stimmt ganz mit den Voraussetzungen eines alten Verkehrs der Gothen und Normänner zwischen der Ostsee und dem schwarzen Meere zusammen, wovon früher die Rede war. Oskold und Dir würden sonst kaum gewagt haben, so weite Länderstrecken zu durchmessen. Die Normannen erscheinen hier unter den Slaven, wie Riesen unter Zwergen, und lassen sich, wie gering auch ihre Zahl ist, durch die Millionen Slaven, unter die sie eintreten, nirgends aufhalten. Das würde ganz unnatürlich seyn, wenn ihnen nicht alter Verkehr und großes Vertrauen die Wege gebahnt hätte.

Rurik starb 870 und für seinen unmündigen Sohn Igor regierte Oleg, der den russischen Süden in sein Reich einzuverleiben beschloß, weil Oskold und Dir sich in Kiew festgesetzt und ein unabhängiges Reich zu gründen begonnen hatten. Zuerst setzte sich Oleg in den Besitz von Smolensk im Westen. Dann nahm er Kiew

im Süden und schlug dort selber seine Residenz auf, nachdem Oskold und Dir im Kampfe umgekommen waren, 882. Vier Jahre später zogen die Avaren auf ihrem Marsche zur Donau bei Kiew vorüber, wagten aber nicht dasselbe anzugreifen, oder wurden von diesen Gegenden weniger angelockt als von denen tiefer im Süden. Im J. 903 trat Igor die Regierung an und vermählte sich mit der damals erst zehnjährigen, aber sehr schönen und klugen Olga. In einer alten romanhaften Geschichte dieser berühmten Großfürstin von Rußland heißt es, der junge Igor war einmal auf der Jagd, kam an einen Fluß und rief zum andern Ufer hinüber, man solle ihn in einem Boot hinüber holen. Das Boot kam und als Igor den Ruderer ansah, war er sehr überrascht, in demselben ein reizendes junges Mädchen zu erkennen, redete mit ihr, fing aber gleich mit einem schmutzigen Worte an. Da antwortete sie ihm trotz ihrer Jugend ernst und würdevoll: Wenn du selbst schändlich handelst, wie kannst du es als Fürst deinen Unterthanen wehren? Igor schämte sich und kehrte nach Kiew zurück, dachte aber über das Mädchen weiter nach und ließ sie durch Oleg mit zahlreichem Gefolge und großem Pompe im Walde abholen und als seine Braut nach Kiew bringen. Im J. 907 unternahm Oleg einen Zug gegen Constantinopel, wo damals Leo der Philosoph regierte. Dieser Zug ist nur merkwürdig, weil er so frühzeitig schon die Tendenz der russischen Politik nach Byzanz beurkundet. Oleg konnte die große Stadt nicht erobern und schloß 911 mit Byzanz Frieden. Im folgenden Jahre starb er und zwar auf eine merkwürdige Weise. Seine heidnischen Zauberer hatten ihm gesagt, er werde durch sein Lieblingspferd getödtet werden. Er ritt es daher nie mehr. Als er aus dem byzantinischen Kriege zurückkam und hörte, das Pferd sey todt, ließ er sich dessen Gebeine zeigen und stieß verächtlich mit dem Fuße an des Thieres Schädel. In diesem aber war eine Natter verborgen, von deren giftigem Biß er sterben mußte.

Igor, der nun allein regierte, konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß die Avaren sich Constantinopels zu bemeistern suchten, wollte es nicht von ihnen vorweg nehmen lassen und unternahm

einen neuen Zug dahin, angeblich auf 10,000 Böten. Aber sein zahlreiches Heer litt schreckliche Noth durch das griechische Feuer, welches die Byzantiner von ihren Mauern auf die Häupter ihrer Feinde hinab zu schleudern pflegten, und mußte wieder abziehen, 844. Bald darauf fiel er in einem Kriege mit den noch immer sehr wilden Derewlanen, 945. Das Lied vom Heereszuge Igors, dessen alte Handschrift angeblich aus dem zwölften Jahrhundert im J. 1795 wieder entdeckt wurde, ist eine Fälschung.

Seine Wittwe Olga übernahm nun allein die Regierung für ihren jungen Sohn Swätoslaw und führte sie mit großer Weisheit und Kraft. Der Fürst der Derewlanen Mat schickte Gesandte an sie ab mit dem Befehl, sie solle kommen und ihn heirathen. Sie aber ließ die Gesandten in eine Grube werfen und lebendig begraben. Dann ließ sie dem Mat sagen, er solle vornehmere Gesandte schicken, wenn er etwas von ihr wolle. Er schickte nun wirklich solche, Olga aber ließ sie in ein Bad einsperren und ihnen zu Tode einheitzen. Darauf hatte sie die Kühnheit, selber zu den Derewlanen zu gehen, um ihrem erschlagenen Gemahl eine Todtenfeier zu halten. Bei derselben aber tödtete sie alle anwesenden Derewlanen mit vergiftetem Meth. Dann zog sie an der Spitze ihres Heeres gegen die Hauptstadt der Derewlanen, Iskorost, und konnte sie lange nicht gewinnen. Endlich aber erbot sie sich abzuziehen, wenn ihr jede Familie in der Stadt einen Tribut von drei Tauben und drei Sperlingen zahlen würde. Die Derewlanen willigten ein, Olga ließ aber sämmtlichen Vögeln Feuerbrände an die Schwänze binden, womit sie, weil sie gleich alle in die Stadt zurückflogen, dieselbe anzündeten und gänzlich in Asche legten. Darauf mußte der Rest der Derewlanen sich ihr unterwerfen. Im Jahr 755 machte Olga eine friedliche Reise nach Constantinopel, um sich daselbst taufen zu lassen, denn sie hatte aus unbekannten Gründen eine große Neigung zum Christenthum gefaßt. In ihrer hohen Stellung hatte sie wohl Gelegenheit gefunden, sich von der Trefflichkeit und weiten Verbreitung der christlichen Lehre zu überzeugen, und ihrem Scharfblick mochte nicht entgehen, daß die Taufe das beste Mittel seyn

würde, die Russen von der alten Barbarei rein zu waschen. Sie war in Byzanz eines guten Empfanges sicher, weil auch die Russen Feinde der Bulgaren waren. Sie empfing die h. Taufe durch den Patriarchen von Constantinopel und die wärmsten Segenswünsche begleiteten sie in ihre Heimath. Ihr junger Sohn Swätoslaw ließ sich aber durch nichts bewegen, ihrem Beispiel zu folgen, und blieb ein Heide, mit ihm das Volk. Im J. 964 unterwarf dieser Fürst das bisher noch den Chazaren tributbare slavische Volk der Wjetitschen und schlug dann die Chazaren selbst in einer äußerst blutigen Schlacht; 968 schlug er ebenso glücklich die Bulgaren. Unterdeß aber rückten die tatarischen Petscheneger vor Kiew und schreckten seine Mutter Olga, doch zogen die wilden Horden wieder ab, nachdem man sie mit List überredet hatte, die Stadt sey noch reich mit Lebensmitteln versehen. Ein Jahr später starb Olga, von welcher Nestor sagt, sie gab einen Schein von sich, wie der Mond des Nachts, wenn sie auch noch nicht im Stande war, die Sonne des wahren Glaubens am dunklen Horizont der Russen herauf zu führen.

Swätoslaw scheint nur den Tod der Mutter abgewartet zu haben, um über das griechische Kaiserthum herzufallen, dem sie immer noch befreundet geblieben war. Allein er hatte kein besseres Glück als seine Vorgänger, denn keine Stadt in der Welt war jemals so lockend für Eroberer und zugleich so uneinnehmbar wie Constantinopel. Er mußte nach wiederholten höchst mörderischen Kämpfen mit dem tapferen Kaiser Tzimitzes Frieden schließen, weil die Petscheneger seine Abwesenheit abermals benutzten, um Rußland zu verwüsten. Indem er gegen sie zu Felde zog, überraschten sie ihn an den Wasserfällen des Dniepr und erschlugen ihn. Ihr Fürst Kuria ließ sich aus seinem Schädel eine Trinkschale machen, 972. Des erschlagenen Großfürsten Söhne, anstatt vereint den äußern Feinden zu widerstehen, bekämpften sich um den Thron. Jaropolk tödtete den Oleg und zwang den andern Bruder Wladimir zur Flucht. Unterdeß hatte sich, während Swätoslaw immer im Süden kämpfte, ein neuer normännischer Ankömmling, Rogwold, der Herrschaft in Polotzk bemächtigt. Wladimir aber war selbst nach Schweden gegangen, kam von dort mit

andern Warägern zurück, erschlug den Rogwold und zwang dessen Tochter Rogneda, ihn zu heirathen. Darauf zog er gegen Kiew, als wolle er mit Jaropolk unterhandeln, da dieser aber unvorsichtig zu ihm kam, ließ er ihn durch seine Waräger niederstechen und war nun Alleinherr Rußlands, 980. Jaropolk hinterließ eine Gemahlin, die sein Vater einst in Griechenland als Nonne gefangen genommen und wegen ihrer Schönheit ihm zur Ehe gegeben hatte. Sie gebar ihm erst nach seinem Tode einen Knaben Namens Swätopolk.

Wladimir verirrte sich nicht wie seine Vorfahren nach dem Süden, sondern befestigte vor allen seine Herrschaft im breiten Norden Rußlands und wollte auch Polen unterwerfen. Wirklich nahm er Volhynien und einen großen Theil von Lithauen ein. Nach dieser Zeit fing Wladimir an, über seinen religiösen Glauben nachzudenken. Nestor gibt zwei äußere Veranlassungen an. Ein Waräger, der in Constantinopel Christ geworden war, kam nach Kiew zurück. Als man aber dort dem großen Götzen Perun ein Menschenopfer bringen wollte, fiel das Loos auf den bildschönen Sohn jenes Warägers, der Vater sah in dem Götzen den Teufel selbst, dem er den geliebten Sohn nicht überlassen wollte, redete aber vergebens zum Volke, reizte nur dessen Wuth und wurde mit dem Sohn erschlagen. Nestor erzählt weiter, ein Theil der Bulgaren habe sich aus verzweifeltem Haß gegen den christlichen Kaiser in Byzanz und um von den Muhamedanern Hülfe zu erlangen, zum Islam bekehrt und diese hätten sich in Kiew viele Mühe gegeben, den Großfürsten Wladimir gleichfalls für die Lehre des Propheten zu gewinnen. Diese äußeren Anlässe waren es indeß wohl nicht allein, die den russischen Großfürsten bewogen, darüber nachzudenken, ob er nicht dem Heidenthum entsagen solle. Er hatte das Beispiel seiner Großmutter vor sich und war ein kluger voraussichtiger Fürst. Alles deutet darauf hin, daß er die Sache schon reiflich überlegt hatte und nur ein Schauspiel aufführte, um die Vorurtheile seiner Russen zu schonen. Er schickte nämlich nicht ohne Ostentation Boten in alle Länder, um die Religionen zu erforschen und zu vergleichen. Die beste wollte er dann annehmen. Von allen aber gefiel ihm keine besser, als die

griechische, worauf er sich mit seinen Bojaren verständigte und ihnen selbst das Bekenntniß ablockte, daß der Glaube, den schon Olga, die weiseste aller Frauen, angenommen habe, der beste seyn müsse. Hierauf schickte Wladimir nach Byzanz und begehrte vom Kaiser Basilius, dem Bulgarentödter, und dessen Bruder Constantin ihre Schwester Anna zur Gemahlin. Sie erschrack anfangs sehr und wollte keinen Heiden zum Manne, fügte sich aber, sobald er erklärte, daß er Christ werden wolle, und man jubelte in Byzanz über diese neue glänzende Eroberung der Kirche. Die beiden Kaiser selbst brachten ihre Schwester nach Cherson, wohin ihnen Wladimir entgegen kam und dort wurde seine Taufe vollzogen. Als er nun mit seiner Gemahlin nach Kiew zurückkam, zerstörte er daselbst die alten Götzen. Das kostbare Bild des Perun ließ er einem Pferde an den Schweif binden und fortschleifen, während es zwölf Männer unaufhörlich prügeln mußten. Dann warfen sie es in den Dniepr, oberhalb der Wasserfälle, in die es hinunter stürzte. Am andern Tage aber zog Wladimir mit seiner griechischen Anna, allen Bojaren und unzähligem Volke an denselben Fluß und die ganze Menschenmenge stieg auf ein gegebenes Zeichen in den Fluß hinab, so daß viele bis an den Hals im Wasser standen, während die Priester Gebete vorlasen und das ganze Volk tauften, ohne daß sich der geringste Widerstand dagegen erhob, 988. Nach dieser Zeit hatte Wladimir noch schwere Kämpfe theils mit den Petschenegern, theils mit Erik dem Norweger zu kämpfen, der im J. 997 über Meer kam und Ladoga einnahm, nach einem langen Kampfe aber wieder zurück getrieben wurde. Wladimir starb 1015. Mit ihm endigte die erste Glanzperiode Rußlands, welches unter seinen Söhnen getheilt und dadurch geschwächt wurde.

Register zum vierten Bande.

Saue

Sauer